

Jennifer Lopez, Ghislaine Maxwell, James Joyce, Friedrich Barbarossa

Nummer 27 – 7. Juli 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Gerechtigkeit für Familie Melnitschenko

Schweizer Sanktionswillkür gegen russischen Top-Industriellen.

Roger Köppel

Sexleben der Päpste

Schlimmer, als Sie denken. *Nigel Cawthorne*

Anleitung zum Glücklichein

Wie wir unseren Wohlstandsvorsprung verteidigen können.

Reiner Eichenberger

4
19761
006900
006904
27

CITROËN



5 JAHRE
CITROËN
GARANTIE

NEUER CITROËN C5 X PLUG-IN HYBRID

GELASSENHEIT. NEU DEFINIERT.



ADVANCED
COMFORT® ACTIVE
SUSPENSION



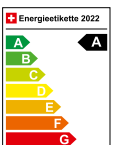
ADVANCED
COMFORT-SITZE



AKUSTIK-
VERGLASUNG

citroen.ch

Angebot gültig für den Kauf zw. dem 1.6. – 31.7.2022. Angebote gültig für Privatkunden, nur bei den an der Aktion beteiligten Händlern. Empf. VP inkl. MwSt. Neuer Citroën C5 X Hybrid 225 e-EAT8 Shine, Katalogpreis CHF 53'990.-; Garantie 5 Jahre/100'000 km (was zuerst eintritt) geschenkt; Verbrauch gesamt 1.6 l/100 km; CO₂-Emission 36 g/km; Treibstoffverbrauchskategorie A. Symbolfoto. Citroën behält sich das Recht vor, die technischen Daten, die Ausstattungen und die Preise ohne Vorankündigung zu ändern.



Gerechtigkeit für Familie Melnitschenko

Ein Bekannter aus Deutschland ruft mich an. Ob ich den russischen Unternehmer Andrei Melnitschenko kenne. Der Name sagt mir nichts. Oder doch, ist das nicht der Oligarch, den sie auf die Sanktionsliste gesetzt haben, Putin-Freund, einer dieser korrupten Jachtbesitzer?

Ich google. Andrei Igorewitsch Melnitschenko, «russischer Oligarch und Milliardär» (Wikipedia), geboren am 8. März 1972 in Gomel. Wo zum Teufel ist Gomel? Ich klicke weiter. Gomel ist «mit über 530 000 Einwohnern die zweitgrösste Stadt in Belarus».

Belarus, Weissrussland, ehemalige Sowjetrepublik, heute unabhängig, regiert von einem Diktator, Lukaschenko, der sich nur dank Putin, hört man, an der Macht halte, blutige Geschichte, im Zweiten Weltkrieg wüthen die Nazis wie die Bestien, mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung kommt um.

Ob ich Melnitschenko interviewen wolle, fragt mein Bekannter, erfahrener Anwalt. Sein Fall sei ein Skandal, die EU-Sanktionen nicht gerechtfertigt, der Bundesrat «hösele» mit seinem blinden Nachvollzug einfach hinterher, eine Schande für den Rechtsstaat Schweiz.

Melnitschenko sei kein Oligarch, sagt er, kein Putin-Handlanger, im Gegenteil, er sei brillant, Physiker, Selfmade-Unternehmer, Aufstieg vom Banker zum Industriellen, Erbauer einer Mega-Jacht, die Steve Jobs von Apple haben wollte, seine Frau bildhübsch und klug, Wohnsitz St. Moritz.

Muss das sein? Jetzt auch noch ein «Oligarch». Ich sehe die Schlagzeilen schon vor mir: «Köppel völlig verrückt, verteidigt russischen Milliardär». «Hat der Weltwoche-Chef endgültig den Verstand verloren?» «Putin allein reicht wohl noch nicht?»

Die Welt spinnt. Die öffentliche Meinung ist wie Beton. Wer nicht mitmacht, macht sich verdächtig. Mein Ruf ist wieder mal angeschlagen, mehr als sonst. Henryk Broder nennt mich einen «Putinisten». Warum? Weil ich für die Schweizer Neutralität und gegen den Einmarsch der Nato in die Ukraine bin.

Politik ist die Unterscheidung zwischen Freund und Feind. Das hat der Nazi-Staatsrechtler Carl Schmitt geschrieben. Für einmal hatte er recht. Der Krieg in der Ukraine spaltet auch die Schweiz. Wer nicht trommelt für Selenskyj, ist automatisch für den Teufel Putin. Neutralität? Ein Schwerverbrechen. Angeblich.

Ich zappe durchs Internet. Melnitschenko lebt seit fast zwanzig Jahren nicht mehr in Russland. Als Bankier gewann er internationale Preise. Die von ihm gegründeten Unternehmen produzieren Dünger und Kohle, führende Stellung, weltweit 130 000 Mitarbeiter, tadelloses Management.

Der Fall fesselt mich. Als einer der ersten Russen verurteilt Melnitschenko öffentlich Putins Krieg. Trotzdem packen ihn die EU und die Schweiz. Die USA lassen ihn in Ruhe. Warum? Noch merkwürdiger: Bern und Brüssel sanktionieren auch seine Frau, Fotomodell aus Kroatien.

Was ist hier los? Der Name Melnitschenko fällt im Bundeshaus. Während einer Ukraine-Debatte fordert ein Linker härtere Strafen. Bundesrat Parmelin muss sich rechtfertigen. Ich rufe meinen Bekannten, den deutschen Anwalt, wieder an. Das Melnitschenko-Interview wird aufgeleitet.

Wir machen ab. Der Industrielle darf nicht mehr in die EU einreisen. Sein Besitz in St. Moritz ist eingefroren, die Jacht wurde von den Italienern beschlagnahmt. Journalisten des Schweizer Fernsehens pirschen mit ihren Kameras wie Stalker um die verlassene St. Moritzer Villa.

Wir treffen uns in einem Hotelresort bei Dubai. Draussen ist es über vierzig Grad. Lassen

sie ihn nicht mehr in die Schweiz? Melnitschenko antwortet bitter: «Warum soll ich in ein Land zurück, das mich, meine Frau und meine beiden Kinder wie Verbrecher behandelt?»

Unser Gespräch dauert fast sechs Stunden. Es fliesst literweise Tee. Der Multimilliardär trägt Sandalen, lockere Kleidung, eher Rockstar oder Spitzensportler, eins neunzig, kantiges Gesicht, laserscharfe Intelligenz, Humor, aber auch Selbstkritik, viel Enttäuschung, vor allem über die Schweiz.

Er erzählt von seinen Eltern, den Erfolgen in der Schule, wie er den Zusammenbruch der Sowjetunion erlebte, dann sein Aufstieg als Unternehmer aus eigener Kraft, Risiken, Reichtum, glückliches Familienleben in der Schweiz, die Katastrophe des Kriegs, die drohenden Dünger- und Hungerkrisen.

«Ich werde bestraft, weil ich Russe bin und reich», sagt Melnitschenko. Dabei sei er weder «Oligarch», noch gehöre er zu «Putins engstem Kreis», wie die EU und die Schweiz behaupten. Seine Anwälte protestieren seit Monaten, doch er und seine Frau erhalten nicht mal rechtliches Gehör.

Europa, die Schweiz rühmen sich stolzer Fundamente: Garantie des Eigentums, Rechtsstaat, keine Strafe ohne Gesetz, der Beschuldigte hat das Recht, sich zu verteidigen. Nichts davon scheint hier zu gelten. Die Briefe der Melnitschenkos laufen ins Leere, keine Antwort aus dem Bundesrat.

Sind wir in Europa, sind wir in der Schweiz wieder so weit, dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Nationalität und ihres Vermögens verfolgt, entrechtet werden können? Fallen wir zurück in Stammesjustiz und Sippenhaft? Macht uns der Hass auf Putin blind für unsere eigenen Werte?

Das sind die Fragen, die mir beim Abtippen des Interviews durch den Kopf gehen. Was ist nur aus der Schweiz geworden? Aus Angst vor dem Ausland entzieht der Bundesrat einer Familie, die hier offiziell wohnt, Steuern zahlt und sich an unsere Gesetze hält, den Schutz des Schweizer Rechts.

So habe ich mich entschieden, doch noch über diesen unfassbaren Fall zu schreiben. Wenn Sie mögen, lesen Sie das grosse, wirklich sehr grosse Interview mit dem aus meiner Sicht zu Unrecht bestraften Unternehmer Andrei Melnitschenko. R. K.

Landjäger.ch



Edelweiss Hemden ab Fr. 84.-

Insel der Glückseligen, Ignazio Cassis, Nato-Gipfel in Madrid, Roy Hodgson über die Schweiz und Sepp Blatter

Die Schweiz hat offensichtlich ein Erfolgsrezept gefunden, das ihren Bürgern Wohlstand, Glück, langes Leben, Gesundheit und relativ niedrige Steuerbelastung bringt. Auf jeden Fall läuft es besser als in den meisten anderen Ländern. Warum? Wir fragen den Freiburger Ökonomieprofessor Reiner Eichenberger nach seiner Einschätzung und für ihn ist klar: Es ist die Politik, die ihre Sache grossenteils gut macht. Aber sogleich kommt die Frage: warum nicht besser? Das sollte doch der Ehrgeiz sein. Eichenberger legt hier dar, welche Mittel weiterhelfen würden. **Seite 32**

Es sollte der Höhepunkt des Präsidentschaftsjahres von Bundespräsident Ignazio Cassis werden. Die Ukraine-Konferenz in Lugano, der Stadt im Heimatkanton des Aussenministers. Tatsächlich hat der Freisinnige das zweitägige Treffen souverän und staatsmännisch gemeistert. Dem EDA-Chef unterlief kein Patzer auf der internationalen Bühne. Das Problem liegt anderswo. Selbstverständlich kann und muss man darüber diskutieren, wie das kriegsversehrte Land wieder aufgebaut werden soll. Doch bevor das möglich wird, braucht es endlich Friedensverhandlungen zwischen den Kriegsparteien und einen Waffenstillstand. Zur Erreichung dieses übergeordneten Ziels hat der Event keinen Beitrag geleistet. Aus Schweizer Sicht war er sogar kontraproduktiv. Für die Russen hat die Eidgenossenschaft ein weiteres Mal demonstriert, dass sie sich ohne Wenn und Aber hinter die Ukraine-Politik der USA und der EU stellt. **Seite 40**



Identifikationsfaktor:
Trainer Hodgson.

Das Highlight der Nato-Gipfeltreffen war bislang jeweils das traditionelle Gruppenfoto der Staatsoberhäupter aller Mitgliedstaaten. Nicht so dieses Jahr. Als sie sich letzte Woche in Madrid

versammelten, wurde die Welt Zeuge einer Reinkarnation des grössten Militärbündnisses. Erst noch war dieses im Tiefschlaf wie ein zahnloser Riese gelegen. Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine erweckte die Allianz zu neuem Leben. In der neuen Einsatzdoktrin wird Russland zum Feind erklärt. Die Ostflanke soll gefestigt werden, schnelle Einsatztruppen werden um das Siebenfache auf 300 000 Soldaten aufgestockt. Der «neue kalte Krieg» ist Tatsache. Neu wird auch China als «Herausforderung» bezeichnet. Mit der strategischen Orientierung in Richtung Asien öffne die Nato Türen ins Ungewisse, schreibt Urs Gehrig, der den Gipfel vor Ort verfolgte. **Seite 48**

Er steht für eine Zeit, in der die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft noch ein uneingeschränkter Identifikationsfaktor war – als die Spieler Bregy, Sutter und Geiger hiesien. Er führte sie nach der Ewigkeit von 28 Jahren wieder an ein grosses Turnier – an die WM 1994 in den USA. Nach einer reich erfüllten Trainerkarriere geniesst Roy Hodgson heute in seiner Heimat England das Leben – lässt aber offen, ob er nicht doch nochmals an die Seitenlinie zurückkehrt. Unser Reporter Thomas Renggli hat sich mit dem Engländer über dessen Beziehung zur Schweiz, den Respekt vor Sepp Blatter, über den härtesten Job der Welt und den eben erhaltenen Adelstitel unterhalten. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

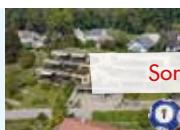
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'602'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8479 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8332 **Humlikon**, Dennis Triggli Tel. 044 316 13 15
Miete ab 3'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug ab sofort
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef**
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



You Tube
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ** Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Stand Juni 2022



Gerechtigkeit für Melnitschenko: Seite 14



Der Lateran als Bordell: Seite 28



Aus Wetter wird Klima: Thomas Bucheli. Seite 46

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Schweizer Botschaft setzt auf Schwarz
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Simonetta Sommaruga
- 10 Tagebuch Francis Pike
- 13 Bern Bundeshaus
Sei umschlungen, Fettnapf
- 14 «Ich werde bestraft, weil ich den falschen Pass habe und reich bin»
Begegnung mit Andrei Melnitschenko
- 24 Erziehung der Gefühle
Einmal Himmel und zurück
- 25 Personenkontrolle
- 25 News Lob für Brotz
- 26 Mörgeli Von Krokodilen und Kindern
- 26 «Wir legen das ganze Land lahm»
Bauernkrieg in den Niederlanden
- 27 Peter Bodenmann
Händchenhalten im Bundesrat
- 28 Sexleben der Päpste
Unsittlichkeit, Unzucht, Inzest und Orgien im Vatikan
- 30 Pyrotechnik von Prius & Co.
Elektroautos und ihre neuen Gefahren
- 31 Sie ist ihr eigener Schutzengel
«Halftime» mit Jennifer Lopez
- 32 Insel der Glückseligen
Wer bewahrt den Schweizer Wohlstand?
- 33 Inside Washington
Trumps Musterschüler
- 34 Sein Schweigen missfiel den Mächtigen
Hilarion Alfejew
- 35 Kurt W. Zimmermann We Are Family
- 36 Ich, Infokrieger
Die *Republik*, genau mein Humor

- 37 Mut zum Rausch
Schluss mit Aperol Spritz
- 38 Showdown im Gender-Krieg
Feministinnen gegen Trans-Aktivistinnen
- 39 Anabel Schunke «Stranger Things»
- 40 Cassis, fast allein zu Haus
Konferenz in Lugano
- 41 Energiewende-Industrie ohne Energie
Die Versprechen der deutschen Politik
- 42 Erinnerung ist Pflicht
Missbrauch des Holocaust als Verbrechen
- 43 Ungarns neue Doppelspitze
Staatspräsidentin Katalin Novák
- 44 Madame fasziniert
Wer ist Ghislaine Maxwell?
- 46 Wo Wetter plötzlich Klima ist
Politischer Aktivismus in «SRF-Meteo»
- 47 Thilo Sarrazin Deutscher Niedergang
- 48 Wiedergeburt der Nato
Neues Leben für die Militärallianz
- 49 Zuwanderungsrekord in die Schweiz
200 000 in einem Jahr
- 51 Darwin auf dem Scheiterhaufen
Cancel-Culture und Gender-Kreationismus
- 52 «Respekt und Anstand»
Telefonat mit Roy Hodgson
- 55 Tamara Wernli Wie umstritten sind Sie?
- 56 Liberalismus light beim Leitmedium
Die FAZ und der Liberalismus
- 57 Baltikum im Visier?
Putin verlegt Raketen nach Kaliningrad
- 58 Leserbrief
- 59 Nachrufe Peter Stephen Paul Brook;
Ralph Hubert «Sonny» Barger
- 60 Beat Gygi Kartoffeln, Weizen, Bauland

JAMES JOYCE IN DUBLIN

- 61 Odyssee der Trinker
Vor hundert Jahren erschien «Ulysses»

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Per Zufall auf den Thron
Friedrich Barbarossa Superstar
- 68 Bücher der Woche
- 71 Wey Die Sprache
- 72 Fellinis feine Feder
Ausstellung im Kunsthaus Zürich
- 74 Fernsehen «Potzmusig»
- 74 Serie «Borgen»
- 75 Ausstellung Documenta
- 76 Pop Jazzfestival Montreux
- 76 Ausstellung «Train Zug Treno Tren»
- 77 Jazz Abdullah Ibrahim

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen Olivia Rodrigo, Aktivistin
- 80 Thiel
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Urs Freuler
- 82 Essen
- 82 Wein
- 83 Motorrad
- 83 Das Objekt
- 84 Bei den Leuten
Golfen mit der *Weltwoche*
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ...
Heiko Nieder
- 88 Menschen von morgen
Yoran Leicher, Schauspieler
- 90 Das indiskrete Interview
Maira Musio, Künstlerin

Exklusiv für Weltwoche LeserInnen

Gutschein*
Fr. 10.-

Ihre
Gutschein-Nr.
226221W

Gültig bis
04.08.2022

* Bitte die Gutschein-Nr. bei Ihrer Bestellung angeben.
Natürlich können Sie Ihren Fr. 10.- Gutschein auch
im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine
Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein
ist für das gesamte Sortiment gültig und einmalig
einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 100.-

Pro·Idee
KÜCHENHAUS

Der Cookshop für Chefs.



Perfekt gegrillte Burgerpatties. Dieser Bräter aus Gusseisen vereint das Beste aus Grill und Plancha. In der geschlossenen Form gelingt Ihr Burgerpattie aussen kross, mit perfekt karamellisierter Kruste, und innen schön saftig. Ø Grillfläche: 12 cm. Misst zugeklappt 17,5 x 13,5 x 3,8 cm. Wiegt ca. 1,1 kg.

Gusseisen-Burgerbräter

Einzel Best.-Nr: 234-459

Fr. 35.95

2er Set Best.-Nr: 234-519

Fr. 67.95



Preisgekrönt: der ideale Fischhalter für Backofen und Grill. Kein lästiges Wenden. Nichts klebt an oder zerbricht. Misst 14 x 4 x 6 cm (B x H x T) Wiegt ca. 250 g Hitzebeständig bis 230 °C

**Eurolux®
Fischhalter**

Best.-Nr: 231-693

Fr. 37.95



In Deutschland handgefertigt: Die luxuriöse Grillschürze aus hydrophobiertem Leder. Individuell personalisierbares Unikat. Weltweit exklusiv bei Pro Idee. Zertifiziertes Leder von europäischen Hochlandrindern.

Leder-Grillschürze für Herren

Best.-Nr: 232-364

Fr. 399.-



Perfekt gegrillte Hähnchenschenkel: ohne lästiges Wenden. Ohne Anhaften. Ganz einfach mit dem genialen Chicken Leg Roaster

Chicken Leg Roaster, 2-teilig

Best.-Nr: 219-387

Fr. 29.95



Tranchieren wie die Profis im Steakhaus. Bull Fork: Die massiv gearbeitete Fleischgabel im originellen Stierkopf-Design.

SteakChamp Bull Fork

Best.-Nr: 232-747

Fr. 41.95



Viele weitere exklusive Ideen
finden Sie unter www.proidee.ch

Bestellen leicht gemacht
www.proidee.ch/aktion-weltwoche
Tel. +41 (0)71-274 66 17

Schweizer Botschaft ist jetzt *woke*

Jacques Pitteloud liess in Washington die Ölgemälde amerikanischer Generäle entfernen. Nun hängen dort Porträts von drei unbekanntem Dunkelhäutigen.

Christoph Mörgeli

Als 2017 in Amerika die Reiterstatuen des Südstaaten-Generals Robert E. Lee gestürzt wurden, stellte die *Weltwoche* die nicht ganz ernstgemeinte Frage: Wie lange wird es wohl gehen, bis auch in der Schweizer Botschaft in Washington das Bildnis von General Lee verschwinden wird? Zu den vielbewunderten Attraktionen der dortigen Residenz gehörte nämlich seit Jahrzehnten der «General's Room» mit den beiden Porträts zweier der bedeutendsten Truppenführer im amerikanischen Bürgerkrieg. Neben dem Oberbefehlshaber der Konföderierten, Robert E. Lee, war dies der Nordstaaten-General William T. Sherman. Beide Bildnisse hat der Solothurner Künstler Frank Buchser gemalt – und erst noch äusserst lebensecht, weil ihm beide Befehlshaber geduldig Modell gestanden sind.

Dieser «General's Room» in der Schweizer Residenz löste vor allem bei amerikanischen Gästen regelmässig grosse Bewunderung, ja entzückte Reaktionen aus. Und die Angestellten der Schweizer Botschaft konnten ihre Gäste jeweils mit dem Hinweis auf das friedliche Nebeneinander zweier einst verfeindeter Generäle auf die Neutralität und die Guten Dienste der Schweiz aufmerksam machen. Die Schweizer Botschaft wurde gerade durch den «General's Room» zum Ort der Versöhnung. Sämtliche Repräsentanten der wichtigsten aller Schweizer Gesandtschaften waren stolz auf die beiden Bilder, vom kulturbeflissenen Edouard Brunner über den Sozialdemokraten Urs Ziswiler bis zum eher bürgerlichen Martin Dahinden.

Ohne Druck aus Bern

Vergeblich hat die *Weltwoche* vor fünf Jahren dafür plädiert, die beiden Porträts in der Botschaft hängenzulassen. Zumal die Architekten beim streng geometrischen Neubau der Residenz auf dem Grundriss eines Kreuzes für die Bilder von Frank Buchser extra eine aufwendig



Wo bleiben die Non-Binären?
Schweizer Residenz, Washington, D.C.

gestaltete Nische ausgespart hatten. Doch im Zuge der politisch korrekten Wokeness und unter dem Eindruck von «Black Lives Matter» liess der Schweizer Botschafter Jacques Pitteloud die Bilder der beiden Generäle im Jahr 2020 tatsächlich abhängen. Die zwei Meisterwerke von Frank Buchser wurden sang- und

Die Schweizer Botschaft wurde gerade durch den «General's Room» zum Ort der Versöhnung.

klanglos in die Schweiz zurückpediert und in der Kunstsammlung der Eidgenossenschaft eingemottet. Dabei waren sowohl General Robert E. Lee wie General William T. Sherman überzeugte Gegner der Sklaverei.

Botschafter Jacques Pitteloud hat sich willig und offenbar ganz ohne Druck des Aussendepartements in Bern dem Zeitgeist gebeugt. Er verteidigte seinen Bildersturm so: «Als Vertreterin der Schweiz in den Vereinigten Staaten hat die Botschaft die Pflicht, unser Image als neutrales Land und als Verteidigerin der Menschenrechte zu wahren und gleichzeitig die Empfindlichkeiten des Gastlandes zu respektieren.» Dabei wurde die Neutralität ja ge-

rade dadurch betont, dass die Bildnisse der Vertreter beider Parteien in der Botschaft hingen. Und sind hohe Offiziere zum Vornherein als Verteidiger der Menschenrechte ausgeschlossen? Namen wie Dwight D. Eisenhower, Charles de Gaulle oder Claus von Stauffenberg vermögen diese steile These zumindest zu erschüttern.

Ukraine-Schleife am Revers

Geht es Botschafter Pitteloud wirklich nur um Empfindlichkeiten des Gastlandes USA? Zweifel sind auch hier erlaubt. Die Ehefrau des ehemaligen Geheimdienstmanns, der 2010 noch eine gewaltsame Befreiung der Schweizer Geiseln in

Libyen geplant hatte, stammt aus Ruanda und gehört der Bevölkerungsgruppe der Tutsi an. Während seiner Botschaftertätigkeit in Kenia war Pitteloud auch für Ruanda zuständig, wo ein Bruderkrieg zwischen Hutu und Tutsi geherrscht hatte. Diesen Interessenkonflikt machte Pitteloud im Gegensatz zu den amerikanischen Generalsbildern nie zum Gegenstand von neutralitätspolitischen Bedenken. Ebenso wenig Sorgen plagten ihn wegen der Neutralität, als er im März dieses Jahres im amerikanischen Fernsehen mit grosser Ukraine-Schleife am Revers ein Interview gab.

Der Walliser belies es in seiner Residenz nicht bei der Entsorgung zweier Kulturdenkmäler ersten Ranges und Zeugnissen der amerikanisch-schweizerischen Geschichte. Pitteloud hat sich offensichtlich auch um Ersatz gekümmert. In der Nische der früheren Generalsbilder hängen heute drei Porträts von unbekanntem jungen Männern mit schwarzer Hautfarbe. Wie genau der Bezug zur Schweiz funktioniert, bleibt unklar. Es geht wohl nicht mehr lange, bis politisch noch Korrektere als Jacques Pitteloud angesichts der drei jungen Männer reklamieren, man möge doch bitte auch die Frauen berücksichtigen. Und die Non-Binären erst recht.

Liebe Simonetta Sommaruga

Ich habe diese Angstmacherei, diese Appelle ans Sparen langsam satt. Da wurde lange darüber gesprochen, wie die Isolation in der Covid-Pandemie Menschen in die Depression getrieben hat. Wissen Sie eigentlich, dass viele Jugendliche heute auch Trübsal blasen, weil sie meinen, die Welt gehe nächstens unter, weil Politiker dauernd eine verheerende Zukunft an die Wand malen? Und dass viele deshalb resignieren, in die Depression fliehen, beschliessen, keine Kinder auf die Welt zu stellen?

Gerade habe ich wieder daran gedacht, als ich Ihr Interview in der *Sonntagszeitung* las. Ihre Ratschläge, zu duschen, statt zu baden, weniger zu heizen, eine andere Heizung anzuschaffen und so weiter. Und diese Warnung: «Niemand kann garantieren, dass immer für alle genug Gas da ist.» Ich gehe davon aus, dass eine Energieministerin dafür gewählt wurde, mit allen Mitteln dafür zu sorgen,



Schreck in den Gliedern:
Energieministerin Sommaruga.

dass ich garantiert nächsten Winter genügend Gas für meine Heizung kriege. Und mich nicht jetzt schon auffordert, die Gasheizung rauszureissen, um eine Pellet-Heizung einzubauen. Und mir nicht wieder ein schlechtes Gewissen vermittelt. Nein, die meisten Gas- und Erdölhändler und -makler sitzen in der

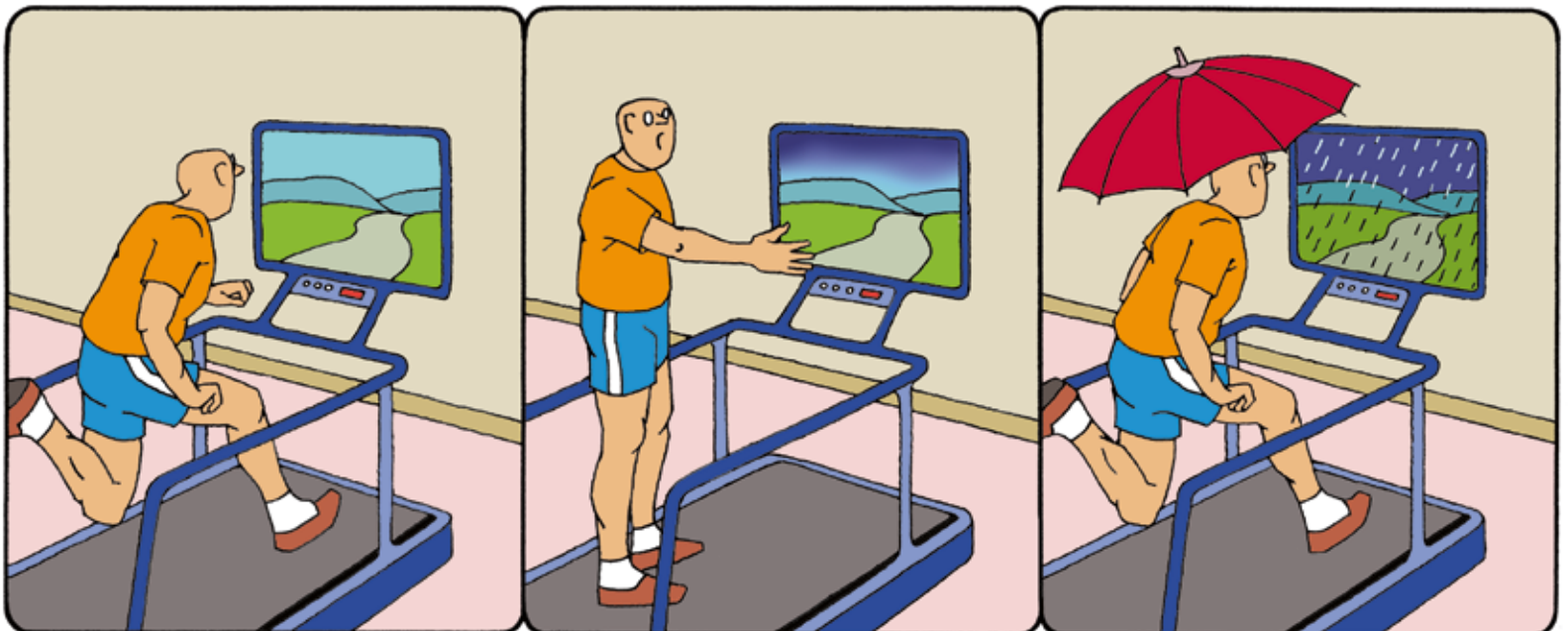
Schweiz, in Zug und Genf. Ich erwarte also von meiner Regierung, dass sie die mal aufsucht und ihnen den Tarif durchgibt: Ihr sorgt mit euren hohen Renditen und internationalen Beziehungen bitte dafür, dass die Schweiz im nächsten Winter auch das letzte Gaslämpchen noch leuchten lassen kann. Und wer gerne ein Vollbad nimmt, dies auch noch nächstes Jahr machen kann.

Ich weiss, all Ihre Projekte zur Förderung alternativer Energien kommen bei Parlament und Volk besser durch, wenn zuvor alle mal den Schreck in den Gliedern gehabt haben. Und ich weiss, es ist leichter, zur Entschuldigung für eigene Fehler die internationale Lage verantwortlich zu machen. Statt mutig zu handeln.

Und Mut zu machen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Francis Pike



In der 92. Minute des WM-Qualifikationsspiels gegen Italien im März versenkte der mazedonische Stürmer Aleksandar Trajkovski mit einem beherzten Fernschuss den Ball in der unteren Ecke des gegnerischen Tors. Der Europameister konnte einpacken. Es war eine der grössten Überraschungen in der Geschichte der Fussball-Weltmeisterschaft. Die mazedonischen Spieler und Trainer überschlugen sich vor Begeisterung, das ganze Land feierte ausgelassen.

Für junge Nationen sind solche Momente etwas Besonderes. Sie stiften Zusammengehörigkeit. Aber sportliche Erfolge allein können den Mazedoniern nicht zu einem gefestigten Identitätsgefühl verhelfen. Wie Christina, eine mazedonische Pianistin und Opernsängerin, mir in dieser Woche sagte: «Es erscheint mir unvorstellbar, dass ein unabhängiges Mazedonien überleben kann.»

Historisch gesehen, ist das nicht überraschend. Seit den Eroberungszügen von Philipp II. und seinem Sohn Alexander dem Grossen ist Mazedonien Spielball anderer Mächte. Erobert von den Römern im 2. Jahrhundert v. Chr., war das Land stets im Griff mächtigerer Nachbarn – Byzantiner, Türken, Serben, Griechen und Bulgaren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte Mazedonien zu Jugoslawien. Tito, Anführer der jugoslawischen Partisanen, besiegte mit Hilfe britischer Fallschirmjäger (darunter auch mein Vater) die Nazi-Besatzer. Und anschliessend gelang es ihm auf bemerkenswerte Weise, das Land zusammenzuhalten.

Mazedonien war einer der sechs jugoslawischen Bundesstaaten. Der Diktator

Tito war ein schlauer Fuchs. Er sorgte nicht nur für Einheit unter den Südslawen (Jugoslawen), er brach mit Stalin und wurde vom Westen dafür gelobt. Noch heute gilt Titos Jugoslawien, diese moderate Form eines illyrischen Kommunismus, bei vielen Mazedoniern als «Goldenes Zeitalter».

Das Leben als unabhängiger Staat seit 1991 war nicht einfach. 70 Prozent der Mazedonier

Noch heute gilt Titos Jugoslawien bei vielen Mazedoniern als «Goldenes Zeitalter».

sind Orthodoxe. Für Probleme sorgte die albanisch-muslimische Minderheit (25 Prozent), deren Anführer erst 2001 gegenüber der Nato einlenkten und ihre Waffen abgaben. 2012 flammten ethnische Spannungen erneut auf, die Beziehungen zwischen Orthodoxen und Muslimen sind fragil.

Das alte osmanische Viertel der Hauptstadt Skopje ist von Moscheen geprägt. Der Rest der Stadt besteht weitgehend aus Neubauten. Mazedonische Architektur präsentiert sich als klassischer Monumentalismus à la Ceausescu. Pseudoklassische Skulpturen krönen überdimensionierte korinthische Säulen, die so aussehen, als hätte man sie im Nachhinein an öffentliche Gebäude geklatscht. Die grossen Plätze werden von mächtigen Alexander-Statuen dominiert, die Identität vermitteln sollen.

Für Mazedonien ist die Identitätsfrage noch problematischer, weil Griechenland sich für seine eigenen makedonischen Provinzen auf Alexander den Grossen beruft. Griechen-

land lehnte eine Aufnahme Mazedoniens in die Nato ab, bis sich das Land 2019 in «Nordmazedonien» umbenannte. Nachdem Mazedonien diese Hürde genommen hat, wird sein Weg in die EU nun von Bulgarien blockiert, dem historischen Feind, der «verfassungsmässige Garantien für die Rechte von Bulgaren» verlangt.

Trotz allem ist in der Hauptstadt Skopje, in der knapp 30 Prozent der Bevölkerung leben, eine grosse Energie zu spüren. Das Land ist arm, das BIP beträgt weniger als die Hälfte der Wirtschaftsleistung Kroatiens, aber nun, da Mazedonien der Nato beigetreten ist, darf man optimistisch sein. Die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (EBRD) hat eine Autobahninfrastruktur finanziert, und Mazedonien könnte nach seiner Aufnahme in die EU ein rasches Wachstum verzeichnen. Mit einer Einkommenssteuer von maximal 18 Prozent ist das Land in der Tat attraktiv.

Ziel meiner Reise waren vor allem die byzantinischen Kirchen und Klöster mit ihren fantastischen Schätzen, aber auch die Landschaft ist atemberaubend. Sanfte, grüne Hügel und Weinberge vor verschneiten Berggipfeln. Das Land hat keinen direkten Zugang zum Meer, aber der grosse Ohridsee im Süden mit seinen mittelalterlichen Dörfern vermittelt eine geradezu Riviera-hafte Atmosphäre. Mazedonien ist wirklich ein Paradies.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Leserangebot: «Running & Well-Being-Week» in St. Moritz Schöner Laufen mit Markus Ryffel

Wenn Sie fürs Leben gerne joggen, sich aber dabei schon immer gedacht haben, Sie würden gerne einmal etwas mehr über Lauftechnik, Fitness und Ernährung erfahren, dann ist diese Kurswoche unter der Leitung des ehemaligen Schweizer Weltklasse-Athleten Markus Ryffel im goldenen Herbst von St. Moritz genau das Richtige für Sie!

Laufen kann doch jeder, könnte man meinen. Einfach die Schuhe schnüren, und los geht's! Doch technisch sauber, leichtfüssig und langfristig gesund zu laufen, ist weitaus schwieriger, als viele denken. Zwar trainiert man dabei sein Herz-Kreislauf-System. Tatsache ist aber auch, dass der Bewegungsapparat übermässig belastet wird, wenn man Faktoren wie Koordination, Beweglichkeit, Kraft oder Schnelligkeit vernachlässigt.

Die Laufwoche mit Olympia-Silbermedaillen-Gewinner Markus Ryffel und Europameister Dr. Thomas Wessinghage, sowie Schweizer Marathon-Rekordhalterin Fabienne Schlumpf, bietet die ideale Gelegenheit, die besten Tipps und Tricks für unbeschwertes Laufen, regelmässiges Training und ein gutes Körpergefühl zu erfahren. Sie laufen täglich, dem Niveau angepasst, durch die wunderschöne Bündner Bergwelt, übernachten im traumhaften Hotel «Waldhaus am See» mit der weltgrössten Whisky-Bar und erhalten zahlreiche Tipps zu Ihrem zukünftigen Lauftraining.

Wertvolle Inputs liefert Ihnen die Laktatmessung. Sie erhalten eine exakte Trainingsempfehlung mit Pulsfrequenzen, so dass Sie sich zukünftig weder über- noch unterfordern. Eine Videoanalyse des Laufstils, interessante Vorträge, Alternativtrainings wie Aqua-Fit oder Wassertreten sowie entspannende Stunden im Thermalbad runden das Programm ab. Die Running & Well-Being-Week eignet sich sowohl für Einsteiger als auch Fortgeschrittene. Mindestanforderung sind dreissig Minuten lockeres Jogging am Stück.



Platin-Club-Spezialangebot

Spezialangebot «Running & Well-Being-Week» mit Markus Ryffel im Hotel «Waldhaus am See*», St. Moritz**

Termine:

18. bis 24. September 2022 und
25. September bis 1. Oktober 2022

Leistungen:

- Unterkunft mit Frühstücksbuffet, Mittags-Lunch, Abendessen
- Gesamtes Kursprogramm und Eintritte
- Willkommensapéro, Erinnerungsgeschenk
- Hoteleigene Sauna und Dampfbad

Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten
Fr. 100.– Rabatt pro Buchung.

Doppelzimmer:	Fr. 1380.–
Doppelzimmer Seesicht:	Fr. 1480.–
Einzelzimmer:	Fr. 1450.–
Einzelzimmer Seesicht:	Fr. 1590.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
www.markusryffels.ch/aktivferien
E-Mail: info@markusryffels.ch
Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Organisation und Leitung:

Markus Ryffel's AG, www.markusryffels.ch
+41 31 952 75 52



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Seid umschlungen, Fettnäpfchen

Unsere Bundesräte bringen sich so schön regelmässig in unangenehme Situationen, dass man sich fragen muss: Machen die das mit Absicht?

Die Szene ereignete sich beim *Bundesratsreisli*, das in diesem Jahr nach Schaffhausen führte. Beim traditionellen Apéro mit der Bevölkerung bekam Bundesrat Alain Berset (SP) von einer unbekanntenen Frau ein Glas Weisswein gereicht. Da schritt Vizekanzler André Simonazzi dazwischen und nahm dem perplex dreinschauenden Magistraten das Glas aus der Hand. Die Episode wurde vom *Blick* gefilmt und ins Netz gestellt. Berset sah dabei wie ein Schulbube aus, der beim unerlaubten Bechern erwischt wird.

Die Bundeskanzlei liess hinterher verlauten, es habe sich um eine Vorsichtsmassnahme gehandelt. Konkret: Jemand hätte Berset eine giftige Substanz ins Glas kippen können. Schliesslich habe der Gesundheitsminister während der Corona-Krise viele Drohungen erhalten. Da fragt man sich, weshalb er nicht selber darauf gekommen ist und das Weinglas ablehnte? Und überhaupt: Warum geht die Landesregierung auf Tuchfühlung mit der Bevölkerung, wenn sie solche Angst hat, vom eigenen Volk vergiftet zu werden?

Parmelin mit Fischerhut

Es war ein skurriler Moment, unangenehm für alle Beteiligten, auch für Vizekanzler Simonazzi, der den SP-Bundesrat in diese peinliche Lage brachte. Allerdings gehören unpassende Auftritte in der Schweiz, wo man Herrn und Frau Durchschnitt in die Regierung wählt, schon fast zum guten Ton. Das fängt bei der Bekleidung an.

Den grössten modischen Fauxpas leistete sich Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) anlässlich des Bundesratsausflugs 2016. Er erschien in Shorts, schwarzen Socken und hellen Turnschuhen. Das Publikum krümmte sich vor Lachen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass Parmelin die öffentliche Meinung über sein Outfit egal ist, dann lieferte er diesen beim diesjährigen *Reisli*. Der Waadtländer setzte sich nämlich als Kopfbedeckung einen Fischerhut auf.

Bei Justizministerin Karin Keller-Sutter rätelt man dagegen bis heute, was sie dem Schwei-



Das Publikum krümmte sich vor Lachen: Bundesrat plus Vizekanzler am Rheinfluss.

zer Volk wohl sagen will, wenn sie wie eine Landkarte durch die Gegend läuft, konkret in einem dreitausend Franken teuren Kleid des Schweizer Modehausess Akris mit aufgedruckter Karte der Ostschweiz. Das erste Mal trug sie es 2021 bei einer FDP-Delegiertenversammlung, dann auf dem Bundesratsfoto 2022 und kurze Zeit später auch wieder beim Besuch des Bundesasylzentrums in Basel.

Für die eigenartigste Knutschszene sorgte SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga 2015 in Brüssel. Sie war dorthin gereist, um EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker über die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zu informieren. Beim anschliessenden Pressetermin passierte es dann: Jucker warf sich der düpierten Sommaruga an die Wange und küsste unsere Bundespräsidentin unerwartet ab. Sie liess es sich mit einem etwas verlegenen Lächeln brav gefallen.

Der Besuch bei US-Präsident Donald Trump war für Bundesrat und Finanzminister Ueli Maurer (SVP) ein historisches Ereignis. Er war der erste Schweizer Bundespräsident, der von einem US-Präsidenten empfangen wurde. Und dann das: Beim Eintrag ins Gästebuch des Weissen Hauses warf er ein paar Worte hastig aufs Papier, so dass ihm dabei einige Fehler unter-

liefen. Auch beim Interview mit dem Sender CNN machte er keine gute Falle, weil er die Fragen akustisch offenbar nicht verstand und sein Pressesprecher sie ihm auf Schweizerdeutsch leise, leider aber für alle Zuschauer gut hörbar, einflüstern musste.

Einen peinlichen Moment bescherte uns auch Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) vor einigen Monaten, als sie am Westschweizer Fernsehen RTS die Initianten der Volksinitiative gegen den Kauf des F-35-Kampfbjets aufrief, ihr Volksbegehren zurückzuziehen. Sie bewies damit, dass sie nicht ganz begriffen hat, wie unsere Demokratie funktioniert. Es gehört sich als Bundesrätin nicht, Initianten zum Rückzug ihrer Initiative zu bewegen.

Freund Wolodymyr

Fast zum Fremdschämen war wiederum der Auftritt von Bundespräsident Cassis auf dem Bundesplatz bei der Demonstration für die Ukraine und gegen Russland, als er mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj, der von der Leinwand herab zu den Kundgebungsteilnehmern sprach, fraternisierte und diesen als «guten Freund» bezeichnete. Peinlich – aber eben auch typisch für unsere Regierung.

«Ich werde bestraft, weil ich den falschen Pass habe und reich bin»

Der russische Industrielle Andrei Melnitschenko und seine Frau Aleksandra lebten mit ihren Kindern glücklich in der Schweiz. Plötzlich kamen sie in die Mühle der EU-Sanktionen und des Bundesrats. Der Fall trägt Züge kafkaesker Willkür. Hier äussert sich Selfmade-Milliardär Melnitschenko erstmals öffentlich über seinen Werdegang und das Übel der Sanktionen.

Roger Köppel

Ras al Khaimah, Vereinigte Arabische Emirate

Weltwoche: Herr Melnitschenko, Sie sind einer der reichsten Russen, haben weltweit führende Industriekonzerne aufgebaut im Bereich Dünger, Kohle und Röhrenbau. Sie leben in der Schweiz und stehen seit Beginn des Kriegs auf der Sanktionsliste der EU, die der Bundesrat einzueins übernommen hat. Bevor wir über all dies sprechen, erzählen Sie uns: Wer sind Sie?

Andrei Melnitschenko: Nun, ich wurde 1972 in Gomel geboren, das ist die zweitgrösste Stadt in Belarus. Meine Mutter ist Ukrainerin, mein Vater Belarusse. Beide Eltern waren in Lehrberufen tätig. Mein Vater lehrte Physik an der örtlichen Universität. Meine Mutter hatte russische Literatur studiert und arbeitete an einer Musikhochschule. Wissenschaft faszinierte mich, insbesondere Physik und Mathematik. Ich nahm an zahlreichen Wissenschaftswettbewerben teil.

Weltwoche: Als Siebzehnjähriger haben Sie die russische «Physik-Olympiade» gewonnen.

Melnitschenko: Es gab viele solcher Wettkämpfe, und ich erzielte recht gute Ergebnisse. Das Wunderbare am sowjetischen Schulsystem war die Talente-Auswahl mithilfe solcher Wettbewerbe. Die Teilnehmer mit den besten Ergebnissen hatten die besten Ausbildungschancen. Die hellsten Köpfe gingen in das vom grossen Mathematiker Andrei Kolmogorow aufgebaute wissenschaftliche Zentrum. In den 1980er Jahren gab es über fünfzig Millionen sowjetische Schüler, und jedes Jahr erhielten nur ungefähr hundert von ihnen einen Studienplatz im Zentrum. Es war eine der Staatlichen Universität Moskau angeschlossene Internatsschule, und ich bin froh, dass ich dort zugelassen wurde. Nach absolvierter Schulzeit nahm ich ein Studium an der Fakultät für Physik der Staatlichen Universität Moskau auf und spezialisierte mich etwas später auf Quantenstatistik und Feldtheorie. Es war das Jahr 1989, ich freute mich auf die Zukunft, aber dann änderte sich alles.

Weltwoche: Die Sowjetunion brach zusammen, der Staat, der den Zweiten Weltkrieg gewonnen hatte, zerfiel.

Melnitschenko: Ich war siebzehn Jahre alt. Auf dem Campus der Staatlichen Universität

Moskau, wo ich zu der Zeit lebte, gab es Studierende aus der ganzen Welt, überaus kluge junge Leute aus vielen Ländern.

Weltwoche: Spielte es damals eine Rolle, ob einer Russe, Ukrainer, Belarusse ist?

Melnitschenko: Überhaupt nicht. Wir waren etwa zehn Studenten in unserem Schlafsaal. Die kamen aus allen Regionen der Sowjetunion. Als gebürtiger Belarusse wurde ich nicht anders behandelt. Wachten wir eines Tages auf und dachten: Ich bin Russe? Der ist Ukrainer? Und der andere kommt aus Sibirien? Nein. Als Kind und Teenager in Belarus bin ich ausser meiner Lehrerin, die belarussische Sprache und Literatur unterrichtete, niemandem begegnet, der Belarussisch sprach, und auch die Lehrerin tat das nur im Unterricht. Sicher gab es Leute, die Belarussisch sprachen, meistens die aus den kleinen Städten oder Dörfern oder auch die Intelligenzija in Minsk, aber das war nicht von Belang. Die Hälfte meiner Familie stammt aus der Ukraine, wir fuhren oft zu Besuch in die Ukraine, und unter all den Hunderten von Leuten, die ich dort traf, kann ich mich kaum an ein, zwei Leute erinnern, die im Alltag Ukrainisch sprachen.

Weltwoche: Wie würden Sie heute Ihre Nationalität bezeichnen?



«Das macht dann pro Stockwerk 15,50-...»

Melnitschenko: Ich habe einen russischen Pass. Aber bin ich Russe? Man könnte mich auch als Belarussen oder Ukrainer bezeichnen – oder als Schweizer, weil ich seit fast fünfzehn Jahren hauptsächlich in der Schweiz lebe. Oder als Emirati, weil ich die Staatsbürgerschaft der Vereinigten Arabischen Emirate besitze. Meine Frau

«Bin ich Russe? Man könnte mich auch als Belarussen oder Ukrainer bezeichnen – oder als Schweizer.»

ist Europäerin, sie stammt aus Kroatien. Meine Kinder kamen in Frankreich zur Welt. Sie alle sind europäische Staatsangehörige.

Weltwoche: Wie haben Sie den Kollaps der Sowjetunion erlebt?

Melnitschenko: Ich war fasziniert. Und glücklich. Vorher wusste man genau, was einem in den nächsten zehn, zwanzig, dreissig, vierzig Jahren bevorstand. Wenn man ein interessantes Leben wollte, dann ging man in die Wissenschaft, den Sport, die Musik oder zum KGB. Jedem wurde ein zwar sicherer, aber nicht besonders spannender Platz in der Gesellschaft zugewiesen. Plötzlich öffneten sich unzählige neue Wege. Als Siebzehnjähriger war ich für alles offen, ich befand mich mittendrin in diesem Vulkan voller Möglichkeiten. Ich konnte Risiken eingehen, weil ich nichts zu verlieren hatte.

Weltwoche: Bereits mit 18 stiegen Sie an der Uni in den Devisenhandel ein.

Melnitschenko: Die Leute mussten überleben, das sowjetische System brach zusammen, eine Marktwirtschaft gab es offiziell noch nicht. Keiner hielt sich mehr an die sowjetischen Regeln, es herrschte eine unglaubliche Freiheit. Statt zu studieren, nahmen viele Kollegen die ersten Export-Import-Tätigkeiten auf und halfen den alten Giganten der sowjetischen Wirtschaft, in einem sich schnell verändernden Umfeld zu überleben. Was alle brauchten, war Geld, vorzugsweise harte Währung, Bargeld. Die Nachfrage nach Devisengeschäften war hoch, und die Gewinne waren es auch. Ich eröffnete eine Wechselstube auf dem Campus der Moskauer Universität. Inner-



«Wie Verbrecher behandelt»: Aleksandra und Andrei Melnitschenko.

halb von ein paar Jahren hatten wir viele solcher Büros, in Moskau, St. Petersburg, Nowosibirsk, Wladiwostok – in ganz Russland. Anfangs war es weder legal noch illegal. Die Tätigkeit befand sich rechtlich in einer Grauzone. Nach sowjetischem Recht waren Währungsansaktionen verboten, aber das sowjetische Recht existierte nicht mehr, und ein neues russisches Recht gab es noch nicht.

Weltwoche: Es ging rasant aufwärts. Kaum Mitte zwanzig, avancierten Sie zum Banker.

Melnitschenko: Im Dezember 1991 entstand der neue russische Staat, und schon bald wurde der Devisenhandel reguliert. Man benötigte eine

«Ich war fasziniert vom Kollaps der Sowjetunion. Ich stand mitten in diesem Vulkan voller Chancen.»

Konzession. Mein Zweigstellennetz konnte von einem auf den anderen Tag illegal werden. Ich musste es in eine Bank integrieren. Ich fand sie: die Premier Bank. Der Eigentümer war einer der ersten sowjetischen Unternehmer, er war damals Mitte sechzig, und sein Team bestand aus ein paar älteren Damen von einer inzwischen aufgelösten sowjetischen Bank.

Weltwoche: Es müssen turbulente, gefährliche Zeiten gewesen sein. 1991 gab es sogar einen Staatsstreich.

Melnitschenko: Der Putschversuch von 1991, mit dem Michail Gorbatschow gestürzt werden sollte, dauerte vier Tage. Es war keine grosse Sache. Ich war zu der Zeit mit meinen Freunden in Jalta. Wir sahen den Putsch im Fernsehen. Als wir nach Moskau zurückkehrten, war es vorbei. Natürlich bestand das Risiko einer Implosion des Staates. Die Kriminalität schoss hoch, Gangs breiteten sich aus, Korruption, es waren gefährliche Zeiten, keine Frage. Der Wettbewerb war knallhart, die «rule of law» existierte nicht mehr, jeder Tag brachte neue Chancen, aber auch immense Probleme und Schwierigkeiten mit sich. Wie haben wir überlebt? Darüber haben wir nicht mal nachgedacht. Als ich meine eigene Bankkonzession hatte, konnte ich mein Geschäft zu einem grösseren Finanzinstitut ausbauen, zu einer richtigen Bank. Die MDM-Bank wurde 1993 mit einem Anfangskapital von 30 000 US-Dollar gegründet. Als ich sie 2007 verkaufte, wurde ihr Wert auf 4,5 Milliarden US-Dollar beziffert. In den 2000er Jahren war sie die zweitgrösste unternehmergeführte Privatbank in Russland. Wir erhielten mehrere Auszeichnungen: Die Fachzeitschrift *The Banker* ernannte uns 2002 und 2003 zur Bank des Jahres; *Euromoney* und *Global Finance* ernannten uns 2003 beziehungsweise 2004 zur besten russischen Bank. Das war der Grundstein meines Vermögens.

Weltwoche: Um die Jahrtausendwende sind Sie in die Industrie eingestiegen. Wie kam das?

Melnitschenko: Die staatseigenen sowjetischen Industrieriesen gingen Ende 1995 grösstenteils in Privateigentum über. Ich war damals sehr jung, erst 23, und hatte keinerlei politischen Beziehungen oder Verbindungen. Deshalb habe ich diese Chance verpasst.

Weltwoche: Sie hätten Russlands jüngster «Oligarch» werden können.

Melnitschenko: (*Lacht*) Absolut, aber ich bin es nicht geworden. Es war einfach unmöglich, ganz egal, ob ich es zu der Zeit wollte oder nicht. 1998 kam es in Russland zur Wirtschaftskrise. Viele Finanzinstitute serbelten. Sie hatten in der Privatisierungswelle heftig eingekauft, aber ihre Assets verloren stark an Wert. Die Ölpreise lagen am Boden, die Metallpreise waren abgestürzt, die Zinsen gingen rauf. Das war die Zeit, als der Begriff «Oligarch» geprägt wurde. Die grossen Banken waren an den Privatisierungen beteiligt gewesen. Es gab kaum Regeln, und oft wurden die Regeln so gestaltet, dass einzelne Beteiligte erheblich profitierten. Nach der 1998er Finanzkrise waren diese Banken, die an den darniederliegenden privatisierten Industrien hingen, faktisch bankrott. Meine MDM-Bank, eine Art «One-Man-Show», befand sich in einer ganz anderen Lage. Sie war nicht fremdfinanziert und hatte keinen Ballast. Kurz: Ich profitierte von zwei Krisen. Die erste Krise war der Zusammenbruch der Sowjetunion und die zweite Krise der Zusammenbruch der russischen Finanzwelt.

Weltwoche: Geschäftsregel Nummer eins: Mach aus jeder Katastrophe eine Goldgrube.

Melnitschenko: Wenn du kannst! Der zweiten Krise verdanke ich die Chance, in den Industriesektor einzusteigen. Was brauchte man dafür? Man brauchte Geld. Die MDM-Bank hatte genau das. Und: Politische Verbindungen waren nicht länger nötig. Die begehrtesten Branchen waren bereits privatisiert. Also formte ich mit einem meiner Kunden eine Partnerschaft. Wir nannten sie «MDM-Gruppe». Die Idee war, in bestimmten Sektoren Firmen aufzubauen. Wir konzentrierten uns auf drei Bereiche: Metallrohre, Düngemittel und Kohle.

Weltwoche: Warum gerade diese drei?

Melnitschenko: Weil sie nicht konsolidiert waren. Es gab dort keine grossen Unternehmen, nur viele kleine. Die Grossen waren ins Öl-, Gas- und Stahlgeschäft eingestiegen, bekamen aber Probleme, weil sie mehr geschluckt hatten, als sie verdauen konnten. So waren wir in der Lage, dem Ölkonzern Jukos die Metallrohrfabrik von Wolschki zu einem tiefen Preis abzukaufen. Dasselbe im Kohlebereich: Wir übernahmen innerhalb von zwei Jahren etwa zwanzig Kohlenbergwerke. Kohle galt zu der Zeit als unattraktiv. Beim Dünger ebenso: Kein Düngemittelunternehmen hatte einen Mehrheitseigentümer, alles war zersplittert und verstreut. Wir haben die Eigentumsverhältnisse konsolidiert, und so kam es zur Gründung von Eurochem.



«Risiko einer Implosion des Staates»:

Weltwoche: Hatten Sie von Anfang an Erfolg?

Melnitschenko: Wir reüssierten in allen drei Bereichen. Das Röhrenunternehmen, mittlerweile fusioniert mit anderen Konzernen, wurde die Nummer zwei der Welt. Eurochem war im letzten Jahr die Nummer zwei weltweit, was die Menge an verkauftem Dünger angeht. Und auch der Kohlekonzern SUEK schaffte es an die Spitze. Insgesamt beschäftigen Eurochem und SUEK über 100 000 Mitarbeiter.

Weltwoche: Der nächste Fixpunkt war 2006. Sie gaben Ihre Anteile ab, gründeten eine unabhängige Stiftung und zogen sich auch als CEO zurück. Sie waren noch nicht mal 35. Was war der Grund?

Melnitschenko: Ich begegnete 2003 meiner zukünftigen Frau. Sie hatte nie in Russland gelebt und sprach fast kein Russisch. Ihre Mutter ist Kroatian, ihr Vater Serbe. Wir heirateten 2005. Meine Frau wollte nicht in Russland leben, weil sie die Sprache nicht beherrschte und weder Freunde noch Bekannte dort hatte. Sollte ich nun in Russland bleiben oder mit meiner Frau ein gemeinsames Leben aufbauen? Ich entschied mich für die Familie. Darum musste ich ein System aufbauen, das sich selbst tragen würde, das ein ausgewogenes Mass an Regeln und Freiheit



Boris Jelzin in Moskau, 19. August 1991.

hätte, wo Führung und Kontrolle funktionieren, ohne dass ich selbst ständig eingreifen oder darin involviert sein müsste.

Weltwoche: Wie genau haben Sie die Struktur der Gruppe aufgebaut?

Melnitschenko: Es ist gewöhnliche Corporate Governance. Das Management führt die Geschäfte und wird vom Verwaltungsrat kontrolliert. Darüber steht eine Holdinggesellschaft. Den Vorsitzenden der Holding bestimmt eine unabhängige Stiftung mit ausgewiesenen Führungspersönlichkeiten. Der Präsident der Stiftung ist Ronald Noble, früherer Unterstaatssekretär für den Strafvollzug im US-Finanzministerium, Professor der Rechtswissenschaft sowie vierzehn Jahre lang Interpol-Generalsekretär. Die Eurochem- und Suck-Anteile befinden sich in der von ihm verwalteten Stiftung. Er handelt im Interesse der treuhänderisch Begünstigten. Erster Begünstigter war ich. Bei Rücktritt oder Tod würde meine Frau nachrücken, schliesslich würden es meine Kinder sein. Es ging ganz einfach darum, eine für mein Leben, meine Familie und das Unternehmen taugliche Struktur zu finden.

Weltwoche: Wie war Ihre unternehmerische Rolle nach diesem Teilrückzug?

Melnitschenko: Ich blieb Mitglied der Verwaltungsräte als jeweils nicht geschäftsführender Direktor, gab diese Posten nach Ausbruch des Konflikts in der Ukraine aber auf, um die Unternehmen vor sanktionsbedingten Betriebsunterbrechungen zu schützen.

Weltwoche: Bevor wir auf dieses Thema kommen: Was ist der Grund für Ihren immensen Erfolg, was zeichnet Sie als Unternehmer aus??

Melnitschenko: Ich sehe, wie die Dinge am besten organisiert werden sollten. Man kann es Vision nennen. Ich denke, meine grösste Leistung besteht darin, dass ich jährlich nur fünf oder sechs Wochen für die von mir gegründeten Unternehmen aufgewendet habe. Es gibt viele Leute, die Konzerne aufgebaut haben. Die grösste Herausforderung für mich lag darin, sie aufzubauen, ohne dafür allzu viel Zeit zu verwenden, sei es physisch im Büro oder in Form von Gesprächen mit dem Management. Meine Freiheit bedeutet mir viel. Freiheit ist Zeit zum Nachdenken.

Weltwoche: Irgendwann kam die Schweiz ins Spiel, als Hauptsitz für Eurochem und als Wohnsitz für Ihre Familie. Warum ausgerechnet die Schweiz?

Melnitschenko: Wegen der Rechtsstaatlichkeit, der Neutralität und der Freiheit. Wir hatten den Eindruck, dass sich die Politik hier nicht in die Geschäftstätigkeit hineindrängt. Die Entscheidung für die Schweiz beruhte in persönlicher Hinsicht auf der Annahme, dass es schön und sicher ist, in der Schweiz zu leben. Und aus Unternehmenssicht erschien das Land als besonders unternehmensfreundlicher Standort.

Weltwoche: Und St. Moritz?

Melnitschenko: In den ersten Jahren lebten wir an verschiedenen Orten in Europa, probierten alles Mögliche aus. Schliesslich kamen wir nach St. Moritz. Zuerst mieteten wir ein Objekt, dann bauten wir unser Haus und sind seit 2009 offiziell dort ansässig. St. Moritz wählten wir aus, weil es für uns ein Ort ist, an dem man wunderbar leben und Kinder grossziehen kann. Uns gefällt die Engadiner Landschaft mit ihren Seen und Bergen. Wir fahren gern Ski, wir lieben das Velofahren. Wir schätzen das gesunde Klima. Ausserdem brauchte ich ja nicht mehr ins Büro zu gehen, so dass es kein Problem war, abseits von Grossstädten zu leben.

Weltwoche: Welche Gründe sprachen für Zug als Eurochem-Hauptsitz?

Melnitschenko: Die Eurochem wuchs schnell. 2011, 2012 wurde klar, dass die Hauptambitionen der Firma im Ausland liegen müssen. Unser Marktanteil in Russland durfte nicht mehr grösser werden, aus Gründen der Monopolgesetzgebung. Wir hatten bereits Ableger in Europa, in Brasilien, in den Vereinigten Staaten. Daher suchte die Unternehmensleitung nach einem neuem Hauptquartier für ein zusehends globales Unternehmen. 2014 wurde beschlossen, das Unternehmen in Zug anzusiedeln.

Weltwoche: Wie erlebten Sie damals die Schweiz, privat und geschäftlich?

Melnitschenko: Es war alles so stimmig und einfach zu verstehen: Halte dich einfach an die gesetzlichen Vorgaben und zahle deine Steuern. Man muss seine Zeit hier nicht mit dem Knüpfen von Beziehungen oder mit dem Aufbau nützlicher «Freundschaften» vergeuden. Wir hatten unser eigenes Leben, ganz privat, ich gab keine Interviews, und ehrlich gesagt kannte ich nicht mal den Namen des Gemeindepräsidenten von St. Moritz. Ich hatte keine Ahnung, welche politischen Parteien es in meinem Kanton gab und was ihre Parteiprogramme waren. Ich kam nach Hause, stieg auf mein Velo und dachte mir nichts weiter dabei. Darin bestand für mich die besondere Anziehungskraft der Schweiz.

Weltwoche: Und plötzlich schlägt der Ukraine-Krieg in Ihr Leben ein wie eine Bombe.

Melnitschenko: Im Rückblick unterlag ich sicher einer Fehleinschätzung. Wir hätten mehr tun müssen – damit meine ich mich selbst und die von mir gegründeten Unternehmen – um uns in die Gesellschaft zu integrieren und Reputationskapital aufzubauen. Und als die Krise da war, erwies sich, dass die Öffentlichkeit und die Politiker, wenn sie nicht wissen, wer man ist, sich ihr eigenes Bild machen, leider behaftet mit Klischees und falschen Vorstellungen.

Weltwoche: Nun stehen Sie im Fadenkreuz der Behörden. Grund sei auch Ihre Teilnahme an einer Kreml-Sitzung vom 24. Februar, als Putin einer Gruppe von russischen Unternehmern den Einmarsch seiner Truppen in der Ukraine erklärte. Warum waren Sie an dieser Sitzung?

Melnitschenko: Lassen Sie uns genau sein: Seit 2004 konzentriert sich der unternehmerische Teil meines Lebens auf 5 Wochen pro Jahr. In

«In die Schweiz kamen wir wegen des Rechtsstaats, der Neutralität und der lebenswerten Leute.»

den übrigen 47 Wochen beschäftige ich mich mit allen möglichen Dingen, vor allem mit Wohltätigkeitsarbeit und ehrenamtlichen Aktivitäten. Dazu gehört nun meine Position im Russischen Industriellen- und Unternehmerverband. Da geht es um klassische Interessenvertretung von Privatunternehmen gegenüber dem Staat. Das Instrument heisst Dialog, institutionalisierter Dialog. Im Verband war ich zunächst Repräsentant des Bergbausektors. Heute bin ich Vorsitzender des Ausschusses für Klimawandel und Kohlenstoffregulierung. Ich habe die Aufgabe, die Interessen der russischen Industrie zu bündeln, weil Klimafragen sowohl national als auch international immer bedeutsamer werden. Das war der Rahmen der damaligen Veranstaltung.

Weltwoche: Die Bilder jener Zusammenkunft im Kreml am 24. Februar gingen um die Welt. Für die Medien und die Politik war klar:

Hier schwört Putin seine Getreuen, seine «Oligarchen», Unterstützer und Financiers, auf den Krieg ein. Sie mittendrin.

Melnitschenko: Das ist alles Unsinn. Nichts davon trifft zu. Es war eine ordentliche Versammlung. Wir waren alle schockiert über die Geschehnisse in der Ukraine. Wir hörten erst in den Nachrichten davon, als wir an dem Morgen aufwachten. Die Zusammenkunft fand am frühen Nachmittag statt. Wir waren in einem emotionalen Ausnahmezustand.

Weltwoche: Wie gut kennen Sie Präsident Putin?

Melnitschenko: Ich kenne ihn gar nicht, habe ihn nie allein getroffen. Es gab keine gemeinsamen Essen oder Gespräche unter vier Augen. Im Rahmen meiner Verbandstätigkeit habe ich ihn ein paarmal in Gruppen von mindestens fünfzehn Leuten gesehen.

Weltwoche: Hatten Sie den Krieg kommen sehen?

Melnitschenko: Nein, ganz bestimmt nicht. An jenem Morgen war das Udenkbare geschehen: Das russische Militär beschoss Ziele in der Ukraine, und Menschen starben.

Weltwoche: Was war Ihr erster Gedanke?

Melnitschenko: Dass die Welt, wie wir sie kennen und in der wir nach dem Zusammenbruch des Sowjetblocks fast 35 Jahre lang gelebt haben, sich gerade drastisch verändere. Das waren die Jahre ohne die allgegenwärtige Konfrontation im Kalten Krieg, und ich bezweifle, dass es innert der Lebensspanne unserer Generation jemals wieder so sein wird. Es ist mehr als nur ein erbitterter ausgefochtener Bürgerkrieg zwischen brüderlichen Völkern. Die Welt bricht gerade auseinander. Die Folgen werden für Milliarden von Menschen, die mit diesem Konflikt überhaupt nichts zu tun haben, zu spüren sein.

Weltwoche: Haben Sie geahnt, dass Sie auf einer Sanktionsliste landen würden?

Melnitschenko: Ich war sicher, dass die von mir gegründeten Unternehmen in Mitleidenschaft gezogen würden. Aber persönliche Sanktionen gegen mich als staatsunabhängigen freien Unternehmer – nein, damit hatte ich nicht gerechnet.

Weltwoche: Wie war die Stimmung bei den Unternehmern nach der Sitzung mit Putin in diesem absurd hohen Kreml-Raum?

Melnitschenko: Fassungslosigkeit. Ungläubigkeit. Wir versuchten, die neue Realität zu begreifen. Bald wurde klar: Das hier ist ein historischer Moment, eine Zäsur. Wir treten gerade in ein neues Zeitalter ein.

Weltwoche: Die EU setzte Sie auf die Sanktionsliste, die Schweizer folgten, interessanterweise aber nicht die USA. Washington sanktioniert weder Sie noch die von Ihnen gegründeten Unternehmen.

Melnitschenko: Das stimmt.

Weltwoche: Sie haben sich, als Unternehmer mit russischem Pass, von Anfang an öffentlich

gegen den Krieg ausgesprochen, ihn verurteilt. Dennoch wurden Sie von der EU und der Schweiz in die Zange genommen.

Melnitschenko: Jeder Krieg ist eine Tragödie, und ich befürworte eine Einigung mit ausschliesslich diplomatischen Mitteln. Es muss so schnell wie möglich Frieden geschaffen werden. Wir brauchen ihn dringend.

Weltwoche: Sie stehen zwischen den Fronten.

Melnitschenko: So sieht's aus. Wäre ich je auf die Idee gekommen, dass ich in der Schweiz, in einem Land mit einer jahrhundertealten Tradition der Neutralität, als mutmasslich enger Vertrauter des russischen Präsidenten angesehen

«Von den Sanktionen habe ich an meinem 50. Geburtstag in Afrika erfahren. Aus der Zeitung.»

würde, dem Sanktionen auferlegt werden sollten, um auf diese Weise maximalen Druck auf ihn auszuüben, weil das dazu beitragen würde, die entsetzlichen Ereignisse in der Ukraine zu stoppen? Niemals hätte ich das gedacht. Die von der Schweiz ergriffenen Massnahmen haben mich überrascht, aber in konflikthaften Zeiten gehen die emotionalen Wogen hoch – und man muss auch mit dem Unwahrscheinlichen rechnen. Es ist wie ein Naturgesetz, politischer Magnetismus. In jedem Krieg ist das so. Die öffentliche Meinung verfestigt sich. Jeder, der eine abweichende Meinung zum Ausdruck bringt, zieht sich den Hass von jemand anders zu. Habe ich das Risiko vorausgesehen, dass ich nun in Russland, wo die von mir gegründeten Unternehmen tätig sind, als unpatriotisch angesehen werden könnte, weil ich seit siebzehn Jahren nicht mehr in Russland lebe? Natürlich, auch das kann geschehen.

Weltwoche: Wie haben Sie von den Sanktionen erfahren?

Melnitschenko: Aus den Nachrichten. Am 4. März verliess ich nach einer Sitzung bei Eurochem die Schweiz, um meinen 50. Geburtstag mit meiner Familie in Tansania zu feiern. Dort erfuhr ich, dass mich die EU auf die Sanktionsliste gesetzt hatte. Ein perfektes Geschenk zum 50. Geburtstag, und auch so symbolisch. Der Zeitpunkt hätte nicht besser gewählt sein können.

Weltwoche: Sie lächeln sarkastisch.

Melnitschenko: Manchmal bleibt einem nur noch der Humor. Aber es wird ja noch komplizierter. Meine Frau ist Bürgerin der Europäischen Union. Das macht sie aus russischer Sicht zur Bürgerin eines unfreundlichen Staates. Mich wiederum behandeln die Europäische Union und die Schweiz wie einen Verbrecher. Ich muss mir westliche Politiker und TV-Moderatoren ansehen, die Leute dazu ermuntern, den «Oligarchen» zu jagen, der sein Vermögen vor den neugierigen Blicken der beunruhigten Öffentlichkeit zu verbergen sucht.



«Rechtsstaatlichkeit, Neutralität, Freiheit»:

Weltwoche: Was ist eigentlich ein «Oligarch»?

Melnitschenko: Sagen Sie es mir. In alten Zeiten wurden politisch mächtige, einflussreiche Menschen so genannt. Heute ist der Begriff Synonym für wohlhabende Russen, denen Verwicklung in politische Machenschaften, Korruption, Erwerb ihres Reichtums durch politische Beziehungen oder Einsatz ihres Reichtums zwecks Erlangung politischer Einflussnahme vorgeworfen werden. Das ist das genaue Gegenteil von meiner Geschichte.

Weltwoche: Sind Sie kein Oligarch?

Melnitschenko: (Lächelt) Wie kann jemand politische Macht oder Einflussmöglichkeiten in einem Land haben, in dem er in den letzten zehn Jahren weniger als fünf Wochen verbracht hat? Die von der EU gegen mich verhängten Sanktionen beruhen auf zwei Behauptungen: Erstens, dass ich mutmasslich «Mitglied des engsten Kreises von Wladimir Putin» sei. Fakt ist: Ich habe den russischen Präsidenten in meinem ganzen Leben niemals allein getroffen. Wenn ich ihn getroffen habe, dann allenfalls in Gruppen von mindestens fünfzehn Leuten. Alle meine Begegnungen mit ihm fanden im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit als Mitglied des Russischen Industriellen- und Unternehmerverbands statt,



Cassis und Keller-Sutter, 28. Februar 2022.

bei dem mein Programm auf den Klimawandel konzentriert war. Mich als einen engen politischen Vertrauten des Präsidenten zu bezeichnen, als einen mit dem russischen Staat verbandelten «Oligarchen», ist absurd.

Weltwoche: Wie lautet der zweite Vorwurf?

Melnitschenko: Mutmasslich sei ich tätig «in Wirtschaftsbereichen, die für die Regierung der für die Annexion der Krim und die Destabilisierung der Ukraine verantwortlichen Russischen Föderation eine bedeutende Einkommensquelle darstellen». Hierzu möchte ich Folgendes klarstellen: Das einzige Einkommen, das die Regierung der Russischen Föderation von Eurochem und SUEK erhält, sind die von diesen Unternehmen in Russland gezahlten Steuern. Ich gehe davon aus, dass jedes Unternehmen die Gesetze des Landes, in dem es geschäftlich tätig ist, zu befolgen hat; dass es völlig normal ist, Steuern zu zahlen – und eine Straftat, keine Steuern zu zahlen. Es ist doch recht ungewöhnlich, für die Entrichtung von Steuern bestraft zu werden.

Weltwoche: Das ist die dürftige Grundlage der Sanktionen?

Melnitschenko: Ich fasse es für mich so zusammen: Ich werde bestraft, weil ich Russe bin.

Denn viele Nichtrussen, viele Leute aus der westlichen Welt vor allem, Politiker, Manager, die viel engere Beziehungen zu Putin haben als ich, werden nicht bestraft. Mein Nachteil ist offenbar: Ich bin Russe. Zweitens: Ich bin reich. Deshalb bin ich auf der Sanktionsliste. Russe, reich, finito.

Weltwoche: Welche Auswirkungen haben die Sanktionen auf Sie, Ihre Familie und die Unternehmen?

Melnitschenko: Alle Privat- und Familienkonten sind gesperrt, private Vermögenswerte und Sachanlagen der Familie festgesetzt. Grosse Rechtsunsicherheit ist bei den Unternehmen entstanden. Der Betrieb ist erheblich eingeschränkt. Am schlimmsten aber ist: Mein Familienleben ist komplett aus den Fugen. Ich darf nicht länger in die EU einreisen, obwohl meine Familie in Europa lebt. Die Kinder können ihre Freunde nicht treffen, sie vermissen ihre Spielsachen und stellen Fragen, die ich ihnen nicht beantworten kann.

Weltwoche: Konnten Sie Ihren Standpunkt gegenüber der EU jemals darlegen?

Melnitschenko: Ein solches Prozedere gibt es nicht. Das Amtsblatt der Europäischen Union befindet, dass man jetzt ein Straftäter ist – und damit hat es sich. Es gibt kein Verfahren. Auf der Hand liegt, dass das Ziel der Wirtschaftssanktionen darin besteht, Druck auf das politische Regime eines anderen Staates auszuüben. Wie aber soll die Sperrung meiner in der EU und in der Schweiz befindlichen Vermögenswerte oder die Zerstörung der von mir in den letzten dreissig Jahren aufgebauten Unternehmen die Erreichung dieses Ziels befördern? Ich verstehe beim besten Willen nicht, wie eine solche Massnahme dazu beitragen könnte, die Feindseligkeiten zwischen Russland und der Ukraine zu beenden. Ebenso wenig verstehe ich, wie die Verfolgung meiner in Europa geborenen und

«Wenn Sie ein Terrorist sind und einen Bahnhof in die Luft sprengen, lässt man Ihre Frau in Ruhe.»

aufgewachsenen Frau dazu beitragen kann, ein akzeptables Friedensabkommen zwischen Russland und der Ukraine zu erreichen.

Weltwoche: EU-Experten sagen, Sanktionen seien keine Strafe, sondern eine «vorsorgliche Massnahme».

Melnitschenko: Ich sehe das anders. Man wird durch Sanktionen seiner Eigentumsrechte als auch seiner Freizügigkeitsrechte faktisch beraubt. Die Sanktionen stellen sehr wohl eine Bestrafung dar, und zwar eine ziemlich harte. Die europäische Rechtstradition der letzten 800 Jahre – irgendwann seit der Magna Carta – besagt, dass es nicht möglich sein sollte, ein Verhalten zu bestrafen, das keine Gesetzesverletzung darstellt. Der Angeklagte hat ausserdem das Recht, den gegen ihn geltend gemachten

Sachverhalt zu hören, seine Einwände vorzubringen und seinen Fall von einem redlichen und unabhängigen Gericht untersuchen zu lassen.

Weltwoche: Das alles gilt in Ihrem Fall nicht.

Melnitschenko: Ich verstehe die öffentliche Empörung über den gegenwärtigen Konflikt. Ich bin auch bereit, zu verstehen, dass es für die allgemeine Öffentlichkeit schwer ist, die beiden Konzepte voneinander zu trennen: nämlich das der formalen Zugehörigkeit zu einem Land als Staatsbürger einerseits und das der aktiven Beteiligung an bestimmten politischen Entscheidungen andererseits. Aber kann eine Sanktion, die in die Eigentumsrechte einer Person eingreift, deren einziger Fehler darin besteht, dass sie aus Sicht der öffentlichen Meinung den falschen Pass besitzt, akzeptabel sein? Das bedeutet eine bewusste Zerstörung der über Jahrhunderte und Generationen hinweg geschaffenen Rechtstraditionen, denen Europa seinen Erfolg verdankt.

Weltwoche: Es war zu lesen, dass Sie alle Unternehmensanteile auf Ihre Frau übertragen hätten. Das führte zu weiteren Beschuldigungen, und schliesslich setzte die EU auch Ihre Frau auf die Sanktionsliste.

Melnitschenko: Auch diese Darstellung ist falsch. Die Eurochem- und SUEK-Anteile werden bereits seit 2006 von einer Stiftung treuhänderisch verwaltet. Gemäss der Stiftungsurkunde handeln die Treuhänder unabhängig und nach Massgabe klarer Regeln. Die Stiftung wurde mit dem Ziel und Zweck begründet, den Erhalt der von mir gegründeten Unternehmen auch im Falle meines Todes oder meiner Geschäftsunfähigkeit zu gewährleisten. Die Stiftungsdokumente bestehen in ihrer gegenwärtigen Form unverändert seit nunmehr sechzehn Jahren.

Weltwoche: Kurz nach Kriegsbeginn haben Sie sich als Begünstigter der Stiftung zurückgezogen, gleichsam institutionellen Selbstmord begangen.

Melnitschenko: Am 24. Februar veränderte sich alles. Bilder von mir an jener Versammlung im Kreml machten die Runde. Die deutschen, die britischen Medien begannen auf mich zu schießen. Also entschloss ich mich zu diesem Schritt. Infolgedessen trat meine Frau als Begünstigte automatisch an meine Stelle – genau so, wie es vor sechzehn Jahren geplant worden war.

Weltwoche: Das ist ein unglaublicher Vertrauensbeweis an Ihre Frau, die nun alleinige Begünstigte Ihres riesigen Vermögens ist.

Melnitschenko: Ja, natürlich habe ich vollstes Vertrauen, aber vor allem musste ich verhindern, dass die gegen mich verhängten Sanktionen die Existenz meiner Unternehmen gefährden. Dieser Schritt war die einzige legitime und unkomplizierte Lösung.

Weltwoche: Was wäre passiert, wenn Sie sich nicht zurückgezogen hätten?

Melnitschenko: Die Existenz der Unternehmen und das Schicksal von über 100 000

Mitarbeitenden standen auf dem Spiel. Zuerst wusste ja niemand, was die Sanktionen bedeuten. Die Banken bekamen es mit der Angst zu tun. Die Regierungen tappten im Nebel. Lieferanten und Kunden waren verunsichert. Niemals zuvor gab es in der europäischen Geschichte solch drastische Sanktionen, und so wusste niemand, wie er reagieren sollte.

Weltwoche: Wenn ich richtig verstehe, hat Ihre Frau keinerlei Funktion in der Firma. Sie ist nicht Eigentümerin. Sie ist lediglich Begünstigte

«Die Schweiz hat die Sanktionen eins zu eins übernommen. Sie hat uns den rechtlichen Schutz entzogen.»

der Stiftung, ausserdem Bürgerin der Europäischen Union. Wie kommt die EU auf die Idee, Ihre Frau zu sanktionieren?

Melnitschenko: Was soll ich sagen? Das hätte ich niemals erwartet. Wenn Sie ein Terrorist sind und einen Bahnhof in die Luft jagen, dann lässt man Ihre Ehefrau in Ruhe. Wenn Sie ein Mafioso sind und einen anderen Mafioso erschliessen, dann werden die Strafverfolger Ihre Frau nicht behelligen. Meine Frau hat nie in Russland gelebt, sie hatte nie einen russischen Pass. Sie ist kroatische und serbische Staatsbürgerin. Zum ersten Mal in der europäischen Geschichte sanktioniert die EU eine Bürgerin eines Mitgliedsstaates. Meine Frau hat den Präsidenten von Russland niemals getroffen, nicht einmal in einer Gruppe von tausend Leuten. Sie hat ihn vielleicht ein paarmal im Fernsehen gesehen. Alle zwei Jahre war sie für durchschnittlich eine Woche in Russland. Sie wurde zur Zielscheibe der EU, weil sie meine Frau und die Mutter meiner Kinder ist.

Weltwoche: Wie begründet die EU die Sanktionen gegen Ihre Frau?

Melnitschenko: Die EU wirft meiner Frau vor, von mir «profitiert» zu haben. Ich frage mich: Ist es eine Straftat, wenn eine Frau von ihrem Ehemann «profitiert»? Sollte eine Frau durch die Ehe mit ihrem Mann nicht sämtliche Vorteile geniessen dürfen? Die EU legt meiner Frau ausserdem zur Last, dass sie gemeinsam mit mir Häuser und Wohnungen im Wert von dreissig Millionen US-Dollar besitze. Erstens: Die Häuser und Wohnungen gehören ausschliesslich meiner Frau. Zweitens betrug mein Jahresanfangsvermögen gemäss *Forbes* 28 Milliarden US-Dollar. Die Häuser machen demzufolge einen Anteil von 0,1 Prozent aus. Für die EU stellt es offenbar ein sanktionsrechtfertigendes Problem dar, wenn eine Frau nach siebzehn Jahren Ehe Eigentum besitzt, das sich auf 0,1 Prozent des Vermögens ihres Ehemannes

beläuft. Wie kann solcher Unfug Eingang in ein offizielles Dokument der EU finden, die doch eines der angesehensten politischen Organe der Welt sein will?

Weltwoche: Wie wehren Sie sich?

Melnitschenko: Erstens haben unsere Anwälte einen Nachprüfungsantrag an den Rat der EU gestellt. Es heisst, dass diese Sanktionen das Ziel haben, «Russland massive und schwerwiegende Folgen aufzuerlegen», um das Land zu zwingen, den militärischen Einsatz schnellstmöglich zu beenden. Meine Familie und ich leben bereits seit langer Zeit nicht mehr in Russland und haben keinerlei Möglichkeit, die russische Aussenpolitik zu beeinflussen. Die Sanktionen können zur Erreichung von Frieden in der Ukraine nichts beitragen.

Weltwoche: Haben Sie gegen diese Willkür nicht Klage eingereicht?

Melnitschenko: Doch. Wir haben beim Europäischen Gerichtshof, bei der EU und bei Schweizer Behörden Klage eingereicht. Die förmliche Begründung für die gegen mich und meine Familie verhängten Sanktionen ist unsinnig. Ich bin kein Oligarch. Ich bin kein «Mitglied des engsten Kreises». Die Entrichtung von Unternehmenssteuern stellt keine Straftat dar, sondern entspricht natürlichem und rechtmässigem Verhalten. Die Bestrafung meiner Frau allein dafür, dass sie an meinem Erfolg seit siebzehn Ehejahren teilhat, entbehrt jeder recht-



«Bürgerin der EU»: Gattin Aleksandra.

lichen Grundlage. Ich hoffe, dass der gesunde Menschenverstand und die Rechtsstaatlichkeit hier schliesslich obsiegen.

Weltwoche: Wie schätzen Sie in alldem die Rolle der Schweiz ein?

Melnitschenko: Meine Familie lebt seit 2009 in der Schweiz. Wir haben uns für dieses Land entschieden, weil es, so mein Eindruck zu jener Zeit, schön, sauber und sicher, darüber hinaus dem Rechtsstaatlchkeitsprinzip verpflichtet ist und weil es liebenswürdige Menschen hat. Ich erhielt eine Aufenthaltsbewilligung und ging davon aus, dass meine Identität und meine Reputation vorab geprüft worden waren, dass ich akzeptiert würde und dass mir das Aufenthaltsrecht gewiss verwehrt worden wäre, wenn ich ein Straftäter oder eine politisch fragwürdige Person gewesen wäre. Schliesslich steht die Schweiz nicht jedem offen, sondern verfügt über bestimmte Sicherheitsbarrieren, mit denen die Interessen der Schweizer geschützt werden. *Bad guys* müssen draussen bleiben. Nun frage ich mich: Wenn ich damals ein *good guy* war, was hat sich seither geändert? Warum bin ich jetzt plötzlich ein *bad guy*? Und wenn ich ein *bad guy* bin, dann sollten die Schweizer ihre Regierung fragen: Warum habt ihr den *bad guy* überhaupt erst in euer Land gelassen?

Weltwoche: Hat die Schweiz wirklich alle EU-Sanktionen gegen Sie und Ihre Frau übernommen?

Melnitschenko: Die Schweiz hat die Sanktionen eins zu eins übernommen. Copy-paste. Die Regierung hat diese souveräne Entscheidung der EU überlassen. Bern hat meinen Fall nicht unabhängig untersucht, sondern die Verantwortung an eine ausländische Behörde weitergereicht. Ich las, dass das in der Geschichte der Eidgenossenschaft einmalig sei, ein Präzedenzfall. Das kam ganz unerwartet für mich. Ich hätte erwartet, dass die Schweiz jeden Namen auf der Sanktionsliste mit der gebührenden Sorgfalt prüfen würde, insbesondere bei Personen, die ihren Wohnsitz in der Schweiz haben und dort entsprechend gut bekannt sind. Ich hätte erwartet, dass die Fakten geprüft und dass Betroffene Gelegenheit zur Stellungnahme erhalten würden. Stattdessen hat mir die Schweiz ihren rechtlichen Schutz entzogen. Sie hat einen EU-Beschluss mitgetragen, indem sie einen Mann und seine Familie, die hier seit vielen Jahren leben, sich regeltreu verhalten und alle für den rechtmässigen Aufenthalt geltenden Bedingungen erfüllen, in die Zange nimmt. Ich habe mich hier in der Annahme niedergelassen, dass die Schweiz ein souveräner, auf dem Rechtsstaatlchkeitsprinzip fussender Staat ist, in dem solche Dinge nicht passieren können.

Dasselbe gilt für den Fall meiner Frau. Sobald die EU Sanktionen verhängte, zog die Schweiz nach.

Weltwoche: Haben Sie beim Bundesrat Einspruch erhoben?

Melnitschenko: Natürlich. Wir haben vor den EU-Sanktionen gegen meine Frau im Juni eine Bitte an den Bundesrat und an die Bundeskanzlei geschickt, man möge eine allfällige Entscheidung ein paar Tage hinauszögern, damit wir die Möglichkeit hätten, unsere Sicht darzulegen. Wenn Sie uns für schuldig erachten, sanktionieren Sie uns, aber bitte geben Sie uns die Chance einer Anhörung.

Weltwoche: Wie lautete die Antwort?

Melnitschenko: Es gab keine.

Weltwoche: Erstaunlich.

Melnitschenko: Ich hätte nie gedacht, dass die Schweiz Menschen so behandeln würde. Menschen, die ihren ständigen Wohnsitz hier haben und seit Jahren hier ihre Steuern zahlen. Meine Familie wird bestraft, weil ich die falsche Nationalität habe und wohlhabend bin.

Weltwoche: Befinden Sie sich noch im Gespräch mit den Schweizer Behörden?

Melnitschenko: Kürzlich haben wir ein weiteres Schreiben an den Bundesrat geschickt und ihn um unabhängige Prüfung unseres Falls ersucht.

Weltwoche: Lassen Sie uns abschliessend auf das Gesamtbild blicken. Sie haben eines der weltgrössten Produktionsunternehmen für Düngemittel gegründet. Sie waren auch im Energiesektor sehr erfolgreich. Was bedeuten die EU-Sanktionen gegen Russland und russische Unternehmer für die Welt?

Melnitschenko: In Bezug auf die Düngemittelproduktion bedeuten die EU-Sanktionen Leid, Hungersnot und Migrationsströme von vielen hundert Millionen Menschen. Sanktionen, die Nahrungsmittel und Energie betreffen, sind wirtschaftliche Massenvernichtungswaffen. Sie treffen Unschuldige am härtesten. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass Milliarden Menschen ihre Auswirkungen spüren werden. Die Welt wird Fragen haben an diejenigen, die eine solch entsetzliche Kraft – Hunger und Energie-Armut – entfesselt und sie auf Milliarden Menschen losgelassen haben, um ihre politischen Ziele zu erreichen. Und es wird dann keine Möglichkeit geben, die Verantwortung auf andere abzuwälzen.

Weltwoche: Man wird sagen, Putin habe mit seinem Einmarsch in der Ukraine das ganze Elend verursacht.

Melnitschenko: Ich verurteile jeden Krieg. Aber es ist nicht Russland, das entschieden hat, die Düngelieferung an die Weltmärkte zu kappen, ebenso wenig waren es die Uno oder die Vereinigten Staaten. Diese Sanktions-Politik ist das



«Warum bin ich plötzlich ein bad guy?»: Melnitschenko.

Werk der EU und ihrer Mitgliedstaaten. Es war nicht der Präsident Russlands, der den Betrieb der Eurochem-Fabrik in Litauen vor zweieinhalb Monaten zum Erliegen brachte. Soweit ich weiss, konnte und könnte diese Fabrik Düngemittel zur Sicherstellung der Nahrungsmittelversorgung von fünf bis sieben Millionen Menschen herstellen. Es war die litauische Regierung, welche die Welt um diese Düngemittel brachte. Es war auch nicht der Präsident Russlands, der

«Sanktionen, die Energie und Dünger betreffen, sind wirtschaftliche Massenvernichtungswaffen.»

den Düngemittel-Lieferkettenbetrieb in Frankreich, Deutschland und Italien stoppte. Vielmehr waren es diese Länder selbst. Und wieder war es nicht der Präsident Russlands, der den Estland-Transit von Düngemitteln und Rohstoffen zur Düngemittelherstellung verhinderte. Es war die estnische Regierung. Das ist ziemlich seltsam, da sich die G-7-Länder und eine Milliarde ihrer Bürger doch immer noch als die moralischen Führer der Welt sehen und dabei über die Interessen der anderen sieben Milliarden Menschen auf der Erde hinweggehen. Der Westen will der Ukraine helfen und hat das souveräne Recht, das auch zu tun – doch darf das nicht ohne Verantwortungsbewusstsein geschehen. Der Ein-

satz von wirtschaftlichen Massenvernichtungswaffen ist die falsche Wahl.

Weltwoche: Das sind krasse Szenarien. Können Sie das beziffern?

Melnitschenko: Anfang der 1960er Jahre lebten drei Milliarden Menschen auf der Welt. Heute sind es acht Milliarden. Gleichzeitig hat sich die landwirtschaftliche Nutzfläche nicht wesentlich verändert. Wodurch wurde es möglich, fünf Milliarden Menschen mehr mit Nahrungsmitteln zu versorgen? Durch Düngemittel, ausschliesslich durch Düngemittel. Russland und Belarus beliefern die Landwirte der Welt mit 17 Prozent aller Düngemittel. Fallen diese Lieferanten am Weltmarkt weg, dann verliert die Welt nach nur wenigen Ernten Nahrungsmittel für nahezu 750 Millionen Menschen. Aufgrund der durch die EU und die Schweiz verhängten Sanktionen hat die Belieferung mit russischen und belarussischen Düngemitteln bereits um 30 oder sogar 40 Prozent abgenommen. Der durch diese Sanktionen angerichtete Schaden ist mit dem der russischen Regierung durch sinkende Steuereinnahmen beigebrachten Schaden nicht vergleichbar.

Weltwoche: Was würde passieren, wenn das in der Schweiz domizilierte Unternehmen Eurochem aufgrund der

Sanktionen überhaupt keine Düngemittel mehr herstellen könnte?

Melnitschenko: Im Jahr 2021 hat Eurochem 19,1 Tonnen Dünger produziert. Das entspricht dem Bedarf für ungefähr 84 Millionen Tonnen Getreide. 84 Millionen Tonnen Getreide ernähren fast 274 Millionen Menschen. 274 Millionen Menschen ohne Nahrung – das passiert, wenn Eurochem von der Düngemittelerzeugung ausgeschlossen wird.

Weltwoche: Eine Katastrophe.

Melnitschenko: Die Getreidepreise sind bereits jetzt höher als 2011 zur Zeit des Ausbruchs des Arabischen Frühlings in Nordafrika und im Nahen Osten. Die Schweizer und die Europäer können zweistellige Inflationsraten bei den Lebensmittelpreisen verkraften. Aber die Reichen werden die Armen mit ihrer Kaufkraft an die Wand drücken, zum Beispiel die Kinder in Afrika, die Menschen in Asien und das leidgeprüfte Sri Lanka. Wir wissen nicht, ob die Menschen in der Dritten Welt bereits sterben oder «nur» hungern oder abwandern. Es sind soziale Unruhen zu erwarten. Vielleicht wird auch der Dschihad seine schwarze Fahne wieder hissen. Das sind keine wilden Theorien, sondern Fakten.

Weltwoche: Das in der Ukraine festsitzende Getreide ist ein grosses Thema in den Nachrichten. Nur ein Tropfen auf den heissen Stein?

Melnitschenko: Dieses Getreide betrifft die Situation heute. Düngemittel betreffen ein viel

grösseres Problem in der Zukunft. Hierzu zwei Zahlen: In der Ukraine sitzen 1,5 Millionen Tonnen Getreide in den Häfen fest. Alle ukrainischen Silos zusammen fassen fünfzehn Millionen Tonnen. Darüber spricht Europa. Worüber Europa aber nicht spricht: Russland und Belarus haben 46 Millionen Tonnen Düngemittel auf dem Weltmarkt verkauft. Das bedeutet nahezu 230 Millionen Tonnen Getreide, und das wiederum ist das Vierzehnfache der in der Ukraine blockierten Menge. Das Düngemittelproblem hat eine völlig andere Grössenordnung.

Weltwoche: Die EU sagt: Wir sanktionieren keine Unternehmen. Wir sanktionieren die Eigentümer.

Melnitschenko: Ja, das sagt sie. Gleichzeitig lautet der offizielle Grund für die Sanktionen gegen Russland, man wolle damit «Russland massive und schwerwiegende Folgen auferlegen». Wenn dies tatsächlich das Ziel der Sanktionen ist, dann ist es gar nicht vorstellbar, wie es ohne die Zerstörung russischer Unternehmen erreicht werden kann. Ich glaube nicht, dass sich die EU-Politiker bewusst sind, dass sie allein mit ihren Sanktionen gegen mich die Lebensmittelversorgung von fast 280 Millionen Menschen gefährden.

Weltwoche: Können die Sanktionen Präsident Putin überhaupt in die Knie zwingen?

Melnitschenko: Die Sanktionen schaden der russischen Wirtschaft zweifellos. Es stellt sich nur die Frage: Ist es vernünftig, die russische

Wirtschaft mit einem Flächenbombardement von Sanktionen zu überziehen? Die Sanktionen haben Russland getroffen, aber Hunderte Millionen unschuldiger Menschen werden auch bestraft.

Weltwoche: Unter anderem die Bürger der Europäischen Union und der Schweiz.

Melnitschenko: Das gilt auch für die Energie. EU-Politiker zwingen ihre Bürger, zwei-

«Ich kenne Putin gar nicht. Ich habe ihn nie alleine getroffen. Es gab keine Gespräche unter vier Augen.»

stellige Inflationsraten hinzunehmen. Das ist die souveräne Entscheidung der EU, aber damit verabschiedet sie sich von ihrem Anspruch, ein verantwortungsvoller globaler Leader zu sein. Die Sanktions-Politik ist eine Katastrophe für die ärmeren Staaten der Welt. Verantwortungsvolle Führung heisst, dass man Kosten und Nutzen seiner Entscheidungen genau abwägt. Erreichen die Sanktionen ihre Ziele? Sind die Kollateralschäden verkraftbar? Kein Arzt verschreibt Medikamente, die seinen Patienten umbringen.

Weltwoche: Was lösen die Sanktionen Ihrer Meinung nach in Russland aus?

Melnitschenko: Das geht aus Meinungsumfragen klar hervor. Es besteht kein Zweifel, dass die Sanktionen die Zustimmungswerte der Regierung ansteigen lassen und ein Erstarken nationalistischer Gesinnungen befördern.

Weltwoche: Wie sehen Sie die zukünftigen Beziehungen zwischen Europa und Russland?

Melnitschenko: Der totale Wirtschaftskrieg gegen Russland dürfte die Beziehungen für die nächsten Jahrzehnte vergiften. Man bestraft ja nicht nur die Befürworter der Regierung, sondern auch alle anderen, einschliesslich der Regimegegner und Nichtwähler. Das ist unfair. Nehmen Sie meinen Fall. Ich bin vollständig in den Westen integriert. Ich lebe seit fast zwanzig Jahren nicht mehr in Russland. Nun bedroht die EU alles, was ich dreissig Jahre lang aufgebaut habe, und zwar nicht als Handlanger oder Günstling der russischen Regierung, sondern als Unternehmer durch Leistung in einem harten Wettbewerb.

Weltwoche: Wie nehmen die Ihnen bekannten internationalen Geschäftsleute die Sanktionen der EU und das Verhalten der Schweiz wahr?

Melnitschenko: Sie pflegten die Schweiz als ein für Ausländer sicheres Land zu erachten und waren davon überzeugt, dass man sich auch in der EU auf das Rechtsstaatlichkeitsprinzip verlassen kann. Nun beobachten sie sehr genau, was mit den Russen geschieht. Wieder kann man in Europa dafür bestraft werden, die falsche Nationalität zu haben und dazu wohlhabend zu sein. Nehmen Sie einen Unternehmer aus Saudi-Arabien, der mit dem Krieg gegen den Jemen nichts zu tun hat. Er muss realistisch damit rechnen, dass sein Vermögen und das von ihm aufgebaute Unternehmen morgen eingefroren werden, weil sich die politische Stimmung gewandelt hat. Ist es nicht an der Zeit auch für Geschäftsleute chinesischer Herkunft, sich über all diese Dinge Gedanken zu machen?

Weltwoche: Welchen Einfluss wird dieser neue Nationalismus auf die Weltwirtschaft haben?

Melnitschenko: In Europa kann man aufgrund von Geschäftserfolg und Nationalität Angriffen ausgesetzt sein. Es ist kein sicherer Ort mehr, man siedelt sein Vermögen um. Die EU, die Schweiz und Grossbritannien zerstören gerade ihre Attraktivität als Investitionsstandorte. Die Aufgabe ihrer Prinzipien, ihres regelbasierten Rechtssystems, wird sich verheerender auswirken als die Inflation, die in ein paar Jahren ausgeglichen sein wird. Die westliche Gesellschaft, und insbesondere auch die Schweiz, war erfolgreich, weil ihr Erfolg auf einfachen Grundsätzen beruhte: Rechtsstaatlichkeit, Eigentumsgarantie, Demokratie, wobei Letztere aus der Eigentumsgarantie erwächst. Diese Grundsätze sind in Gefahr.

Weltwoche: Mit welchem Gefühl blicken Sie in die Zukunft?

Melnitschenko: Die Zeit des Wohlstands und des gemeinsamen Wach-



«In Zeiten des Massenwahnsinns ist die Meinungsfreiheit eine Illusion»: Putin im Kreml, 21. Februar.

EUROCHEM

Lebenswichtig, ertragsstark

Seit Russland, einer der grössten Düngereporteure, Ziel von Sanktionen ist, ist die Versorgung der Landwirtschaft mit Düngemitteln gefährdet und viel teurer geworden. Zu den betroffenen Firmen der Branche zählt der Eurochem-Konzern mit Hauptsitz in Zug. Präsident des Verwaltungsrats ist seit 2018 der frühere ABB-Manager Samir Brikho.

Eurochem wurde 2001 gegründet und hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren durch Zukäufe von Firmen, Rohstoffvorkommen und durch Investitionen in Anlagen und Technologien zu einem breit ausgerichteten Düngerproduzenten entwickelt, der laut Firmenangaben zu den fünf Grössten der Branche zählt. Das Unternehmen ist stark vertikal integriert, es hat praktisch die ganze Wertschöpfungskette von der Förderung der Rohstoffe über Verarbeitung, Transport und Logistik bis zum Vertrieb in der Hand – nach der Formel: «Von der Abbaustelle bis zur Farm». Wichtige Standorte liegen in Russland, wo die Firmengeschichte begann, in Kasach-

stan, Estland, Litauen, Deutschland, Belgien, Brasilien, China und den USA.

Die ersten Akquisitionen erfolgten kurz nach der Gründung im europäischen Teil Russlands: eine Fabrik für Stickstoffdünger, ein Phosphatvorkommen mit Verarbeitung oder ein Eisenerzstandort. Damit begann die junge Eurochem in den Märkten für die zwei Düngerarten Stickstoff und Phosphor. 2008 stieg man auch in den Markt für die dritte wichtige Düngerart, Kali, ein und baute die Stickstoffkapazitäten aus. Dank diesen Investitionen konnte sich Eurochem vom nationalen zu einem internationalen Player wandeln.

Der Gang ins Ausland war mit zahlreichen Akquisitionen verbunden, etwa in Litauen, Belgien, Deutschland, Brasilien oder China. Laut den Angaben arbeiten heute 27 000 Angestellte an Standorten in über vierzig Ländern. Eurochem sei heute imstande, jeden Dünger zu produzieren und zu liefern, an jeden Bauern, an jeden Ort der Welt, steht als Motto im Geschäftsbericht 2021.

Düngerproduktion ist eine lebenswichtige Industrie. Die drei Pflanzennährstoffe Stickstoff, Phosphor, Kali sind die zentralen Zutaten für die enorme Beschleunigung der landwirtschaftlichen Entwicklung im Industriezeitalter, für die Ertragssteigerungen, die eine Ernährung

der Menschheit erst möglich machten. Laut Schätzungen könnte ohne Kunstdünger nur etwa die halbe Weltbevölkerung ernährt werden.

Beim besonders wichtigen Stickstoff hatten um 1910 herum die deutschen Chemiker Fritz Haber und Carl Bosch ein Verfahren herausgefunden, das Fachleute für die wichtigste Erfindung des 20. Jahrhunderts halten: die Synthese von Stickstoff aus der Luft in einer für Pflanzen aufnehmbaren Form. «Brot aus der Luft» lautete das Schlagwort für die gewaltige Leistung des Haber-Bosch-Verfahrens. Dieses erfordert einen hohen Energieeinsatz, vor allem von Erdgas, weshalb die jetzt in die Höhe geschnellten Preise für Öl und speziell Gas auch den Dünger massiv verteuert haben.

Das Geschäftsjahr 2021 brachte Eurochem denn auch einen starken Wachstumsschub, der Konzernumsatz stieg um 66 Prozent auf gut zehn Milliarden Dollar. Die Volumen wuchsen um 6 Prozent. Die Ertragskraft kletterte auf Spitzenwerte: Mit einem Betriebsgewinn von 38 Prozent des Umsatzes hat Eurochem vor dem Auftreten der heutigen Probleme die meisten Unternehmen der Welt margenmässig in den Schatten gestellt.

Beat Gygi

tums könnte zu Ende sein. Es wird komplizierter für die Welt. Europa hat seine Interessen vergessen. Russland und Amerika werden besser zurechtkommen. Ich fürchte sehr, dass wir uns inmitten eines tiefgreifenden Wandels befinden. Wir legen jetzt fest, wie die Welt für die nächsten dreissig bis vierzig Jahre aussehen wird. Vieles hängt vom Weitblick der heutigen politischen Führer ab.

Weltwoche: Welcher Politiker flösst Ihnen noch Vertrauen ein?

Melnitschenko: Der klügste, feinsinnigste Politiker ist derjenige, der eine Vision formulieren kann, wie die Welt in zehn oder zwanzig Jahren aussehen sollte – eine Vision, die von der grossen Mehrheit der Weltbevölkerung als erstrebenswert erachtet und geteilt wird. Mir ist kein solcher Politiker bekannt. Wir leben im Zeitalter des Populismus und kurzfristiger, einander widerstrebender politischer Ziele.

Weltwoche: Fallen wir zurück in ein neues Mittelalter kleinräumiger Interessensphären?

Melnitschenko: Ich hoffe nicht. Aber wir haben es hier mit einer Umwälzung zu tun wie nach dem Zweiten Weltkrieg oder wie nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. So ähnlich könnte es auch nach der russischen Revolution oder nach dem Ende des Ersten

Weltkriegs gewesen sein. Eine neue politische Ordnung entsteht. Wir befinden uns an einem Scheideweg. Steuern wir auf einen grossen Krieg zu, möglicherweise auf einen Atomkrieg, einen totalen Wirtschaftskrieg – oder können wir aus dem derzeitigen Debakel etwas Positives erwachsen lassen? Lässt man sich von Gefühlen beherrschen? Oder denkt man über den Augenblick hinaus? Meiner Meinung nach sollte es keine Rolle spielen, wer der *good guy* und wer der *bad guy* ist. Schuldzuweisungen sind nutzlos. Wir leben auf einem einzigen Planeten, wir müssen zusammenarbeiten und unsere Interessen friedlich verfolgen. Wohlstand und Frieden müssen das Ziel sein.

Weltwoche: Was halten Sie eigentlich von Russlands Präsident Putin?

Melnitschenko: Ich denke, er hat in den ersten acht Jahren seiner Amtszeit, also von 2000 bis 2008, ausgezeichnete Arbeit zum Wohle der Russen geleistet. Die Lebensumstände der Russen waren nie besser als in jener Zeit, und das Wirtschaftswachstum war beeindruckend. Stellungnahmen zu den letzten Jahren sind deutlich schwieriger. Erlassen Sie mir daher bitte die direkte Beantwortung dieser Frage. Meine geschäftlichen und sozialen Interessen verbinden mich sowohl mit Russland als

auch mit dem Westen – und in diesen Zeiten des Massenwahnsinns wird freie Meinungsäusserung zu einer Illusion. Es gibt sie einfach nicht.

Weltwoche: Werden Sie in die Schweiz zurückkehren?

Melnitschenko: Schwierige Frage. Kehrt man in ein Land zurück, in dem man wie ein Verbrecher behandelt wird? Wo die eigenen Kinder aus ihrer gewohnten Umgebung vertrieben werden? Wo man Stalking erfährt, geradezu gejagt wird und wo Politiker die Verhängung noch härterer Sanktionen gegen einen verlangen, ohne den Fall zu kennen? Warum sollte ich das tun? Ich hoffe, dass sich die Stimme der Vernunft durchsetzt. Und ich hoffe immer noch, dass meine damalige Einschätzung der Schweiz korrekt war.

Weltwoche: Gibt es eine neue, bessere Schweiz? Wo würden Sie mit Ihrer Familie und Ihren Geschäftsinteressen heutzutage hinziehen?

Melnitschenko: Einen solchen Ort gibt es noch nicht. Viele werden sich nach Kräften bemühen, den bisherigen Platz der Schweiz einzunehmen.

Weltwoche: Herr Melnitschenko, vielen Dank für dieses Gespräch.

Einmal Himmel und zurück

Bei einem Espresso im Café der Raststätte «Heidiland» wurde mir klar, was gerade falsch lief mit und in mir.



Gier nach Schwerelosigkeit.

Ich fuhr aus dem Himmel runter ins Tal, der Vereinatunnel lag hinter mir, das Prättigau beinahe auch schon, da kam mir Hemingway in den Sinn, wie er sich den Himmel vorstellte, natürlich als eine Stierkampfarena und er auf den besten Plätzen. Ein anderer Satz kam mir ebenfalls in den Sinn, dass es etwas gebe, was den Reichen von den andern unterscheidet: Der Reiche hat Geld.

Geld habe ich keines, aber ich hatte während dieser Fahrt zurück in die Schwerfälligkeit meines wirklichen Lebens eine Ahnung, was für mich der Himmel wäre, jedenfalls jener im Moment, weil die Vorstellung des Himmels eine ist, die sich je nach Befindlichkeit, Gesundheit, dem Quantum vorhandener Liebe, der Häufigkeit erotischer Momente, der Alkoholverträglichkeit und so weiter stets ändert.

Als Kind war mein Himmel eine Höhle in Afrika, in der ich einen Schatz finden würde. Als Pubertierender war der Himmel ein Pickel, der vor dem Treffen mit jenem Mädchen, dessen Kuss einen vor der ewigen Traurigkeit retten könnte, platzen würde. Später war er irgendwann einmal eine Jacht, mit der ich in die schönsten Häfen und bei den schönsten Frauen der Welt einlaufen würde, noch später und immer wieder eine Bar oder eine eigene Insel. Dann war er oft einfach eine Wolke, die einen trüge durch alles hindurch und über alles hinweg, und dazwischen war er düster, vermutlich auch, weil ich mir meinen Himmel zu hoch gehängt hatte.

Ich dachte an all die Luftschlösser, die ich in diesem Himmel gebaut hatte und in die ich floh, wenn unten auf der Erde mein Fundament bebte. Und ich dachte, dass ich vielleicht auf Erden zu viel Zeit damit zugebracht hatte, mir irgendwelche Himmel vorzustellen, die mich zwar kurzfristig befreien von der Gravitation des Irdischen und ein Gefühl der Leichtigkeit gaben, und vergessen hatte, dass es so ist, dass, wer höher träumt, auch tiefer fällt.

Der Himmel, der in mir schwebte und nachhallte und dessen Verlust auf mir lastete auf dieser Fahrt ins Tal, war das zauberhafte Stückchen Land zwischen Zuoz-Madulain und Samedan, das breite Tal, der Fluss, die Berge, waren die beiden Golfplätze dort, und es war der St. Moritz Celebrity Golf Cup, diese 55 Stunden mit sechzig Menschen, die, losgelöst von allem, nichts anderes taten, als unter der Sonne Golf zu spielen, das Glück eines guten Balls und den Schmerz eines verschlagenen zu teilen, und abends zu essen und zu trinken und sich die Lage des Seins zu erzählen, alles mit der Leichtigkeit eines geglückten Swings. Und weil die meisten der Spielerinnen und Spieler zum Teil sehr reich waren, war Geld nie ein Thema. Vielleicht ist das der grosse Unterschied zwischen den wirklich Reichen und den wirklich Armen; nur jene, die kein Geld haben, sprechen andauernd darüber. Deshalb ist es so angenehm, als Armer hin und wieder bei den Reichen zu sein; wenn Geld kein Thema ist und der Alkohol umsonst, vergisst man seine eigenen Schulden.

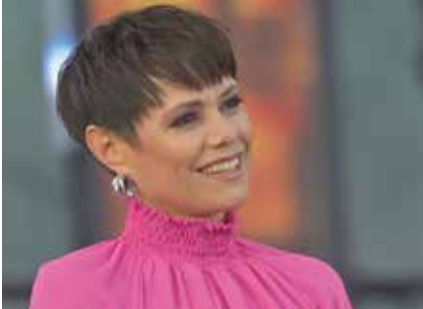
Und es wäre morgens um neun Uhr, die Luft klar und ein wenig kühl, und ich stünde am ersten Loch, hätte mich zuvor vielversprechend eingeschlagen, und dann käme der erste Abschlag, und der Driver träfe den Ball optimal, der daraufhin 220 Meter weit geradeaus in Richtung Himmel abzische, und ich stünde da, würde etwas narzisstisch und überwältigt dem Ball, meinem Ball, folgen und warten, bis er aufschlägt und ausrollt.

Bei einem Espresso im Café der Raststätte «Heidiland» wurde mir klar, was gerade falsch lief mit und in mir; dass ich endlich aufhören sollte, mir ein Dasein auf Erden als eines vorzustellen, das nur gut ist, wenn es ganz oft wäre wie im Himmel. Dass der Himmel nur eine Belohnung für all die vom Leben erlittenen kleinen und grossen Niederlagen ist und dass man als Mensch sich schon glücklich schätzen darf, wenn man hin und wieder einen Himmel auf Erden findet.

Es ist wie mit dem Paradies; lebte man dauernd dort, würde es eintönig, man selbst blind für seine Schönheiten und seinen Zauber. Und ein Mensch, der die Schatten und die Kälte nicht kennt, hat auch keine Ahnung von Licht und Wärme. Und wer stets im Schatten bleibt und in der Kälte, friert ein Leben lang, und wer die seine Zeit nur im Licht und in der Wärme verbringt, verbrennt. Das hatte ich vergessen, allzu oft schon, in meiner sehnsüchtigen Gier nach Schwerelosigkeit.

PERSONENKONTROLLE

Arslan, Keller-Sutter, Jordi, Walter, Stoll, Amstutz, Bertarelli, Franziskus, Pelosi, Cordileone, Macron, Johnson



Stolz: Francine Jordi.

Sibel Arslan, Rebellin, hat in der «Arena» des Schweizer Fernsehens Mut bewiesen. Die Basler Nationalrätin der Grünen verurteilt den Angriff Russlands auf die Ukraine, ohne dabei die Mitschuld des Westens auszuklammern. Dafür ernannte die Vizepräsidentin der Grünen in den sozialen Medien einen gewaltigen Shitstorm und wurde von ihrem Präsidenten Balthasar Glättli sogar öffentlich abgewatscht. Aber wer weiss, vielleicht ist Arslans Erklärung der erste Schritt der Grünen zu einer vorurteilslosen Betrachtung des Ukraine-Kriegs. (*hmo*)

Karin Keller-Sutter, Pessimistin, geht davon aus, dass sich im Krieg zwischen der Ukraine und Russland die Fronten verhärten werden. Man müsse sich auf einen langen Abnutzungskrieg einstellen. Die Justizministerin schliesst auch nicht aus, dass die Zahl der Kriegsvertriebenen in naher Zukunft wieder steil ansteigen könnte. Das alles offenbarte sie in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* und versuchte sich dabei als Orakel – wie einst Cassandra, die tragische Heldin aus der griechischen Mythologie, die Unheil ankündete, aber selten Gehör fand. (*hmo*)

Francine Jordi, Rockerin, singt «Zäme ha – zäme stoh», den offiziellen Song des Eidgenössischen Schwing- und Älplerfestes (26. bis 28. August in Pratteln). Das Lied stammt aus der Feder des musikalischen Tausendsassas **Christoph Walter**. Jordi: «Ich war schon immer eine grosse Anhängerin des Schwingsports, habe unzählige wunderschöne Eidgenössische erleben dürfen. Jetzt diesen Song singen zu dürfen, erfüllt mich mit besonderer Freude und viel Stolz.» Mit dabei im Walter-Orchester sind auch **Lisa Stoll** (Alphorn) und **Sepp Amstutz** (Jodel). Stoll: «Die gefühlvolle und doch rocki-



Mut: Sibel Arslan.

ge Hymne vereint die tolle, immer gutgelaunte und friedliche Schwinger-Familie. Miteinander geht alles einfacher!» (*ah*)

Ernesto Bertarelli, Rückkehrer, wagt sich nochmals an die wichtigste Segel-Regatta der Welt. Der Unternehmer will nach 2003 und 2007 mit seiner Alinghi-Crew zum dritten Mal den berühmten America's Cup gewinnen. Und zwar an der 37. Ausgabe der Dreiecksrennen 2024 vor Barcelona. «Wir wollen nicht teilnehmen, sondern siegen. Ich hasse Niederlagen», sagt Bertarelli. «Alle Crewmitglieder haben dieses Mal den Schweizer Pass.» Alle stammen aus einem Binnenland. Dann kann ja nichts mehr schiefgehen. (*ah*)

Franziskus, Hirte, vergibt irrenden Schäfchen und erteilt **Nancy Pelosi** die heilige Kommunion. Der Erzbischof ihrer Heimatstadt San Francisco, **Salvatore Cordileone**, hatte der Sprecherin des US-Parlaments das Sakrament verweigert, weil sie sich für das Recht auf Abtreibung einsetzt. Diese Haltung widerspricht der Lehre der katholischen Kirche. Der Bischof von Rom, vulgo Papst, empfing die Italo-amerikanerin und ihren Mann trotzdem im Vatikan. Ob die Demokratin Pelosi ihre republikanischen Gegner künftig ebenso pfleglich behandeln wird? (*ky*)

Emmanuel Macron, Muse, inspiriert den früheren Journalisten **Boris Johnson** zu lyrischen Höhenflügen. Auf dem G-7-Gipfel schlang der Briten-Premier seinen Arm um Frankreichs schwächlichen Präsidenten und überraschte ihn mit einem Limerick: «Mon ami, enchante Emmanuel, you're so sweet, so petite, so swell.» Nicht überliefert ist, wie gut der Hinweis auf Macrons Körpergrösse ankam. (*ky*)

Lob für «Arena»-Brotz

Er hatte in verschiedenen struben Sendungen bürgerliche Politiker abgekanzelt, einem Gast unzulässig einen Verweis erteilt und sich im Fall von SVP-Nationalrat Thomas Aeschi zum Richter aufgespielt.

In eigener Sache war er ein stets milder Kadi. Die Eklats führten dazu, dass die «Arena» für eine Weile ohne die SVP auskommen musste.

Seit ein paar Wochen ist Sandro Brotz wie ein umgekehrter Handschuh: Fair und freundlich. Diplomatisch und gelassen. Und besser gelaunt als früher.

Er lässt seine Gäste ausreden. Wenn ihm Zurechtweisung auf der Zunge brennt, lässt er es inzwischen brennen.

Nach dem «Streik» der SVP haben es die Nationalräte Christian Imark, Albert Rösti, Roger Köppel und Thomas Mattered positiv erfahren. Was hat zur Wandlung und Läuterung des Moderators geführt?

Mehrerlei: Es gab viele Beschwerden aus dem Zuschauerkreis, Tadel aus der Politik und intensive Diskussionen im Hause Leutschenbach. Am wichtigsten aber:



Asche aufs Haupt: Moderator Brotz.

Brotz hat selber gemerkt und eingesehen, dass es so nicht weitergehen konnte. Er streute sich Asche aufs Haupt und sortierte sich neu.

Im letzten Moment ist es ihm gelungen, über den Schatten zu springen, ohne sich zu verlieren. Brotz hat erkannt oder bekam gesagt, wie eine Diskussion geschickt gesteuert werden muss. Und dass ein Gesprächsleiter die Meinungen seiner Gäste entdecken muss – und nicht seine eigene.

Erstmals nach dem Knall im Frühjahr ist der Moderator im Studio Thomas Aeschi wiederbegegnet. Es ist gut gegangen.

René Hildbrand

MÖRGELI

Von Krokodilen und Kindern

Maturarbeiten mit öffentlicher Resonanz sind selten. Doch es gibt Ausnahmen: Mittels Umfragen haben drei Badener Gymnasiasten festgestellt, dass die Lehrer und Schüler in den Aargauer Kantonschulen mehrheitlich links ticken. Damit hat die Aargauische Vaterländische Vereinigung eines ihrer Hauptziele verfehlt: Der 1918 gegründete bürgerliche Kampfverband wollte die Lehrerlöhne anheben, um die Pädagogen nicht ins linke Proletenlager zu treiben.

Alles vergebene Liebesmüh. Die Gymnasiallehrer denken trotzdem links. Zu meiner Zeit an der Kantonsschule Zürcher Oberland war das nicht anders. Zwar gab es als Exoten den direkt am Zürichsee wohnenden Physiklehrer und freisinnigen Gemeindepräsidenten. Was auch nicht verhinderte, dass dessen Tochter SP-Regierungsrätin wurde. Der Deutschlehrer war SP-Kantonsrat, wober die Lokalzeitung spottete: «Franz Hafner sagte auch etwas.» Der Mathematiklehrer sass im Wetziker SP-Vorstand, wobei ich von seinem Verständnis für die Schwachen durchaus profitierte.

Mein Geschichtslehrer vertrat frühsozialistisch-grüne Utopien. Jeder Mensch solle etwas Land erhalten, ein Häuschen bauen, seine Kartoffeln anpflanzen, ein Schaf halten und von dessen Wolle eigene Kleider herstellen. Ich widersprach: Jeder Mensch solle gemäss seiner Begabung für die andern Häuser bauen, Kartoffeln bewirtschaften, Schafe züchten oder eine Textilfabrik zur Versorgung von vielen betreiben. Der linke Historiker liess mir, nachsichtig lächelnd, meine rechte Meinung.

Nun sollen unparteiische Meinungsforscher den Linksdrall der Aargauer Schulen untersuchen. Unparteiisch? Claude Longchamp ist seit je SP-Mitglied. Michael Hermann von Sotomo war schon als Student SP-Mitglied im linken Zürcher Stadtkreis. Hermann sieht sich als «progressiven Meinungsmacher» und verachtet «eingeschüchterte Volksversteher». Er glaubt, nach den Prinzipien von Blocher «würden wir noch heute in Höhlen leben». Linke untersuchen also linke Lehrer. Krokodile werden immer nachweisen, dass Krokodile Kindern nie gefährlich werden können.

Christoph Mörgeli

«Wir legen das ganze Land lahm»

Bauernkrieg in den Niederlanden: Seit Tagen erschüttern regierungskritische Proteste das Land.

Wolfgang Koydl

Die Franzosen, ja die Franzosen haben das Revolutionsgen im Blut. Die rasten schon mal aus, wenn es gegen die Regierung geht. So oder ähnlich wurden die Proteste der Gelbwesten im westlichen Nachbarland erklärt. Aber die schwerblütigen Niederländer? Kaum vorstellbar, was alles geschehen muss, um die mal in Bewegung zu bringen.

Nun ist es passiert, die seit Tagen anhaltenden Proteste stehen jenen der französischen Gelbwesten nicht nach. Die Polizei spricht von einer «bedrohlichen Lage», andere nehmen das Wort «Bürgerkrieg» in den Mund, selbst König Willem-Alexander hat sich mit einem Appell eingeschaltet: «Gewalt ist nie eine Lösung.»

Die Proteste gehen von den Bauern aus, aber mittlerweile haben sich ihnen auch andere Bürger angeschlossen. Ausgangspunkt war der Plan von Christianne van der Wal, Ministerin für Natur und Stickstoff (die Fantasie kennt bei der Benennung von Kabinettsposten keine Grenzen), ein Gerichtsurteil umzusetzen, das die Reduktion von Ammoniak und Stickoxiden in der Landwirtschaft um die Hälfte verlangt.

Bankrott, Enteignung, Berufsverbot

Die Folgen: In einigen intensiv genutzten Agrarregionen bedeutet dies einen Abbau von bis zu 95 Prozent. Dies wird unter anderem das Aus für jede dritte Schweinezucht bedeuten. Auch andere Landwirte werden die Massnahme nicht überleben. «Die ehrliche Antwort ist», gab Ministerin van der Wal zu, «nicht alle Bauern werden mit ihrem Hof durchkommen.»

Konkret haben sie drei Möglichkeiten, wie die Agrarfunktionärin Sieta van Keimpema ausführte: Sie gehen bankrott, sie werden enteignet, oder sie lassen sich entschädigen und akzeptieren ein lebenslanges Berufsverbot als Bauer.

Der Ministerin erteilten die Landwirte eine persönliche Antwort, indem sie eine Ladung Gülle vor ihrem Privathaus auskippten. Andere Proteste haben schwerer wiegende Folgen: Nicht nur Autobahnen werden mit Traktoren blockiert, sondern auch der Hafen von Rotterdam, der internationale Flughafen Amsterdam Schiphol und die Grenzen zum benachbarten

Deutschland. Polizeireviere und Verwaltungsgebäude werden attackiert, der schwarze Rauch brennender Heuballen verpestet die Luft auch in den Städten, und es kommt zu gewaltsamen Auseinandersetzungen mit den Ordnungskräften. Die Polizei hat bereits Festnahmen wegen Mordversuchs vorgenommen.

Im selben Masse, in dem die Proteste über die Bauern hinaus regierungskritischen Charakter annehmen, rücken Politik und Medien die Organisatoren in die rechte Ecke und verlangen ein hartes Durchgreifen. Die Zeitung *Volkskrant* sah einen «Cocktail aus einem Gefühl von Ungerechtigkeit, staatsfeindlichem Denken und totalem Realitätsverlust». Es handle sich um einen «Angriff auf die Demokratie». Knapp und oberlehrerhaft beschied Regierungschef Mark Rutte den Demonstranten: «Das tut man nicht!»

Bei den Bauern und ihren Sympathisanten kam das nicht gut an: «Wir legen die ganzen Niederlande lahm», gelobten die Landwirte.

liebe ist...



... nur von dir zu träumen.

Händchenhalten im Bundesrat

Bundesrat Parmelin und Bundesrätin Sommaruga verschlafen alles: Stromabkommen, Dieselgeneratoren, Solarkraftwerke in den Alpen. Und ihr «main dans la main»-Alpenkitsch.



Henryk M. Broder ritt bei vielen Themen gemeinsam mit Roger Köppel über die rechte Prärie. So etwa in Sachen Corona oder neuer, erneuerbarer Energien.

Was die Ukraine betrifft, trennen sich nun ihre Wege. Warum? Broder trat gegen die rechten Putinisten an. Der dauererregte *Weltwoche*-Leserbrief-Mob schoss sich auf Broder ein und machte ihn stocksauer. Er war sich das so einfach nicht mehr gewohnt. Neu gilt für den ehemaligen Linken: Klarheit statt Einheit. Gelernt ist gelernt. Jargon bleibt Jargon.

Da ich in fast allen wesentlichen Fragen andere Positionen als die immer weiter nach rechts abrutschende *Weltwoche* einnehme, bin ich wöchentliche Beschimpfungsorgien gewohnt. Lohnt es sich, die Dauererregten weiter anzustacheln? Ich denke, ja, denn früher oder später werden – denken wir etwa an die Energiepolitik – ihre Kartonhäuser in sich zusammenbrechen.

Eine neue Studie der Technischen Hochschule Berlin und des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung zeigt: Die Schweiz kann bis 2035 aus der Atomkraft aussteigen, wenn sie voll auf Solarenergie setzt. Die Versorgung wird sicherer. Erst recht, wenn wir mit der EU ein Stromabkommen abschliessen können.

Dass der Bundesrat das Rahmenabkommen versenkt hat, war ein Schuss ins eigene Knie. Das Weiterlaufenlassen der Schweizer Atomrostlauben ist rational nicht zu verantworten. Lesen Bundesrätinnen und Bundesräte diese Studie? Vermutlich so wenig wie die rechten Atomstahlhelme, die, als Landschaftsschützer getarnt, einen letzten Aufstand proben.

Kurzfristig wollten alle Gegner der Solar-energie – zusammen mit der zuständigen Bundesrätin – die Winterstromlücke mit zwei grossen Gaskraftwerken schliessen. Nun merken sie, dass die Schweiz gar keine Gasspeicher hat. Jetzt will Guy Parmelin den Unternehmen, wenn es ganz kritisch wird, zeitweise den Strom abschalten. Vier Stunden Strom und danach vier Stunden keinen Strom. Region für Region. Und für alle Betriebe gleich. Wer sich so etwas ausdenkt, hat den Bodenkontakt verloren.

Es geht auch anders: Die Schweizer Elektrizitätsunternehmen sind beziehungskorrupt. Viele von ihnen haben – anstatt in die Solar-

Kurzfristig helfen im Kampf gegen Stromlücken und Hacker nur Dieselgeneratoren.

energie zu investieren – neue digitale Stromzähler installiert. Vorteil 1: Niemand muss mehr in die Kellergeschosse abtauchen, um die Stromzähler abzulesen. Vermeintlicher Vorteil 2: Man kann den Stromverbrauch zentral steuern oder intelligent besteuern. Genutzt wird dies bisher nicht.

Taugen die überbeuerten Zuger Stromzähler wenigstens in Krisenzeiten? Oder verstehen unsere Strommanager nicht, wie sie funktionieren? Wenn ja, was ist schlimmer?

Konzentrieren wir uns auf zwei weitere Fragen. Kurzfristig helfen im Kampf gegen Stromlücken und Hacker nur Dieselgeneratoren, deren Abwärme man mitnutzen sollte.

Statt Tarnkappenbomber zu beschaffen, hätte Viola Amherd die anstehende Geldschwemme in diesen Bereich investieren müssen. Umso mehr, als Russland ökonomisch und militärisch noch nie so schwach war wie heute.

In vielen Schweizer Unternehmen ist ein Umdenken im Gang. Es werden immer mehr Dieselgeneratoren bestellt. Denn fast niemand glaubt noch an die bundesrätlichen Mega-Gaskraftwerke ohne Gasspeicher. Diese Blase ist geplatzt. Ausser für Markus Som, der nachweislich kein Nebelspalter ist.

Der Zermatter Hotelierverein will den Kurort mit seinen 6000 Hotelbetten vor Parmelin schützen, weil dieser den Hotels zeitweise den Strom abstellen möchte. Neu sollen Dieselgeneratoren die Versorgung in den kommenden Wintern sicherstellen. Und dafür sorgen, dass die Reichen und Stinkreichen die Saunas benutzen und im Pool planschen können. Gut so.

Anders als Bundesbern und die *Weltwoche* hat die NZZ offenbar begriffen, wohin die Reise so oder so gehen wird. Am Montag konnten wir Folgendes lesen: «Dabei sollten alle verfügbaren Optionen genutzt werden. Es braucht den Ausbau der Fotovoltaik – nicht zuletzt auch in den Bergen – ebenso wie zusätzliche Speicherseen...» Von Atomkraftwerken ist nicht mehr die Rede. Weil sie viel teuren Strom produzieren. Und dies frühestens zu einem Zeitpunkt, in dem Europa in neuen, erneuerbaren Energien schwimmen wird.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Sexleben der Päpste

Am Anfang waren Unsittlichkeit, Unzucht, uneheliche Kinder. Es folgten Inzest, Orgien und päpstliche Pornokratie.

Nigel Cawthorne

Sie haben vielleicht gedacht, dass Päpste kein Sexualleben haben, aber der erste Papst – Petrus – war ein verheirateter Mann. In seinem ersten Brief an die Korinther spricht Paulus davon, dass Petrus seine Frau mit auf seinen apostolischen Dienst nahm, und die heilige Petronilla, die in Rom begraben ist, wird seit langem als Tochter des Petrus verehrt.

Das Zölibat für Priester war bis 1139 nicht vorgeschrieben, obwohl Keuschheit gefördert wurde, so dass beim Tod eines Geistlichen das Geld der Kirche und nicht der Witwe oder den Waisen zufiel.

Viele Päpste waren verheiratete Männer, die ihre Frauen zurückstellten, um Priester zu werden. Damasus I. (366–384) verzichtete auf seine Frau und seine Kinder, um Papst zu werden. «Geschlechtsverkehr», schrieb er, «ist eine Verunreinigung.» Dennoch wurde er 378 von einer Bischofssynode wegen Ehebruchs angeklagt. Er wurde für schuldig befunden und zum Tode verurteilt, als Kaiser Gratian eingriff, um dies zu verhindern.

Anastasius I. (399–401) wurde von seinem Sohn Innozenz I. (401–417) abgelöst. Als Rom 410 von den Goten geplündert wurde, floh Innozenz in die Sicherheit des entarteten Hofes von Kaiser Honorius in Ravenna. Honorius hatte eine Vorliebe für junge Mädchen, die Innozenz teilte. Sowohl Innozenz als auch sein Vater wurden heiliggesprochen.

Im Jahr 440 wurde Sixtus III. (432–440) wegen der Verführung einer Nonne vor Gericht gestellt. Sein Nachfolger Leo I. (440–461) brachte seine Freundin Galla Placidia dazu, Kaiser Valentinian III. in seinen zügellosen Ausschweifungen zu bestärken, so dass Leo freie Hand mit den Resten des Römischen Reiches hatte.

Papst Silverus (536–537) war der Sohn von Hormisdas (514–523). Die notorisch lüsterne Kaiserin Theodora setzte ihn ab und setzte drei ihrer Günstlinge auf den päpstlichen Thron: Virgilius (537–555), Pelagius (556–561) und Johannes III. (561–574).

Während der sogenannten päpstlichen Pornokratie vergiftete Agiltrude, Herzo-

gin von Spoleto, angeblich Papst Formosus (891–896) und ersetzte ihn durch Bonifatius VI. (896), obwohl dieser bereits zweimal wegen Unsittlichkeit des Amtes enthoben worden war. Nach nur fünfzehn Tagen verfiel auch er dem Gift der Agiltrude und wurde durch Stephan VI. ersetzt (896–897).

Dirnen, Mätressen, Töchter

Als Stephan durch einen Aufstand abgesetzt wurde, setzte Agiltrude Romanus (897) auf den päpstlichen Thron. Da sie seiner überdrüssig wurde, ersetzte sie Romanus durch Theodore II. (897), der dann unter mysteriösen Umständen starb. Agiltrudes Tochter Theodora soll eine «schamlose Dirne» gewesen sein. Sie setzte Benedikt IV. (900–903) ein und nahm

Benedikt IX. verwandelte den Lateran in ein Bordell – das beste in Rom, wie es hiess.

auch Papst Leo V. (903) und den Gegenpapst Christophorus (ebenfalls 903–904) zu ihren Liebhabern.

Das Schisma wurde von Sergius III. (904–911) gewaltsam geheilt, dem nachgesagt wurde, er habe «unendliche Gräuel unter den leichten Frauen» begangen. Um ihren Einfluss geltend



Unendliche Gräuel: Sergius III. (904–911), Johannes XII. (955–963).



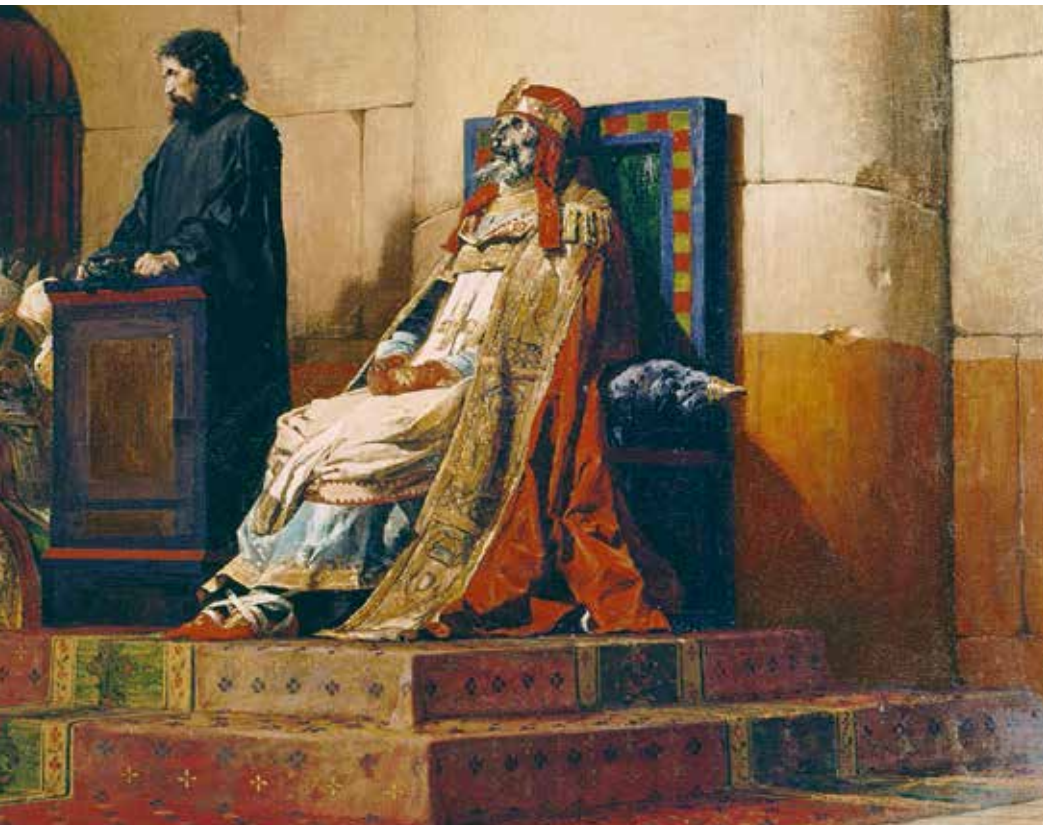
Tod durch Vergiftung? Stephan VI. (896–897)

zu machen, gab Theodora ihm ihre sexuell promiskuitive, fünfzehnjährige Tochter Marozia. Ihr Sohn wurde Johannes XI. (931–936).

Theodora wählte die nächsten beiden Päpste Anastasius III. (911–913) und Lando I. (913–914), der «den grössten Teil seines Lebens mit unzünftigen Frauen verbrachte». Er hatte einen unehelichen Sohn, der Theodoras Geliebter wurde. Als Lando starb, erhob Theodora ihn als Johannes X. (914–928) auf den Thron. Sie war «seine nächtliche Begleiterin» im Lateranpalast. Sie hatten eine Tochter.

Als Theodora starb, liess Marozia Johannes X. gefangennehmen und ermorden und setzte schliesslich Johannes XI. (931–935) auf den Papstthron. Marozia hatte einen weiteren Sohn, Alberich II. von Spoleto. Er zerstritt sich mit ihrem zweiten Ehemann, Hugo von der Provinz, und liess Marozia und Johannes XI. verhaften, während Hugo entkam.

Alberichs unehelicher Sohn wurde Johannes XII. (955–963). Zu dessen Mätressen soll «eine der Konkubinen seines Vaters» gehört haben. Als unersättlicher Bisexueller wurde er beschuldigt, im Petersdom ein Bordell zu betreiben, in dem er die von ihm entführten Pilger beschäftigte. Der heilige Palast des Lateran wurde in einen Harem verwandelt, und «Inzest gab dem Verbrechen eine Würze, als einfache Verschwendung seine Sinne vernebelte». Johannes XII. starb, nachdem er im Bett mit dem Ehemann einer Mätresse erwischt worden war. Auch Benedikt V. (964) soll



richtet über die in Papstornat gehüllte Leiche seine Vorgängers Formosus (891–896).

von einem betrogenen Ehemann getötet worden sein, nachdem er aus Rom geflohen war, weil er ein junges Mädchen entehrt hatte.

Der Sohn von Johannes XII. wurde Johannes XIII. (965–972). Es hiess, dass «niemand ausser Jungfrauen und Wählerinnen ihm dienen würde; im Lateranpalast machte er seine Eintöpfe; er schändete die Konkubine seines Vaters und seine eigene Nichte». Sein Nachfolger Benedikt VI. (973–974) wurde «wegen seiner Schlechtigkeit» erdrosselt. Eine Reihe von kurzlebigen Päpsten erlitt ein ähnliches Schicksal. Mazorias Urenkel wurden Benedikt VIII. (1012–1024) und Johannes XIX. (1024–1032), und Benedikt IX. (1032–1044) war ihr Ururenkel.

In der Hoffnung, seine Cousine zu heiraten, verkaufte Benedikt das Papsttum an seinen Paten Gregor VI. (1045–1046). Als die Hochzeit scheiterte, gab sich Benedikt «seinen schändlichsten Vergnügungen hin». Er verwandelte den Lateran in ein Bordell – das beste in Rom, wie es hiess.

Schwangere Päpstin

Zu dieser Zeit soll es auch eine Päpstin gegeben haben, die im Volksmund als Päpstin Johanna bekannt war. Es heisst, dass sie sich als Mann verkleidete und die Kutte eines Mönchs trug. Sie wurde zum Papst gewählt, wurde aber enttarnt, als ihr Kaplan sie schwängerte und sie während einer päpstlichen Prozession entband.

Es gab Versuche, die Kirche zu säubern, aber die Päpste, die es schafften, keusch zu bleiben,

wurden zu Sadisten und folterten die, die es nicht waren. Clemens V. (1305–1314) verlegte den Sitz des Heiligen Stuhls nach Avignon, wo er «seine Schandtaten in grösserer Privatsphäre begehen konnte». In der Tat begannen die «Damen des päpstlichen Haushalts» eine grössere Rolle im Papsttum zu spielen.



«Grosser Sodomit»: Alexander VI. (1492–1503), Paul III. (1534–1549).

Johannes XXII. (1316–1334) verhängte eine Sexsteuer für Geistliche, die sich eine Mätresse halten wollten. Seine Herrschaft wurde von Nikolaus V. (1328–1330), einem verheirateten Mann mit Kindern, unterbrochen. Clemens VI. (1342–1352) war «den Frauen sehr zugetan». Während seiner Amtszeit waren die Prostituierten in Avignon so zahlreich, dass er begann, sie zu besteuern.

Die Schismen gingen weiter. Als Antipapst Johannes XXIII. (1410–1415) Kardinal war, umfasste sein Haushalt «zweihundert Mägde, Ehefrauen und Witwen, mit vielen Nonnen», die er verführt haben soll. Er wurde auf dem Konzil von Konstanz wegen sieben Anklagen verurteilt, von denen er vier zugab: Mord, Ehebruch, Inzest und Atheismus. Bevor er Papst wurde, schrieb Pius II. (1458–1464) Pornografie, offensichtlich aus Erfahrung. Nach 1557 hätte sein Werk auf dem Index der verbotenen Bücher gestanden. Dies erleichterte es den Päpsten, ihre Untaten zu vertuschen.

Liebe und Verantwortung

Alexander VI. (1492–1503) war der berüchtigte Borgia-Papst, der im Vatikan Orgien veranstaltete und Inzest mit seiner Tochter Lucrezia trieb. Der Medici-Papst Leo X. (1513–1521) hatte zwar mehrere uneheliche Kinder, aber Frauen waren nicht seine erste Vorliebe. Er ernannte seinen Liebhaber Alfonso Petrucci zum Kardinal. Da er nur noch einen Schritt vom Papsttum entfernt war, bestach Petrucci einen Arzt, der Gift in Leos Hintereingang steckte. Leo überlebte, Petrucci wurde gefoltert und erdrosselt.

Bevor er den Papstthron bestieg, war Paul III. (1534–1549) als «Kardinal Petticoat» bekannt. Zeitgenössische Autoren nannten ihn einen «grossen Sodomiten». Er wurde in das Heilige Kollegium berufen, nachdem er seine Schwester an Alexander VI. zur Entjungferung gegeben hatte.

Während die katholische Kirche sich bemühte, die Dinge in Ordnung zu bringen, hielten die Ungehörigkeiten bis ins 20. Jahrhundert an. In seinem bahnbrechenden Werk «Liebe und Verantwortung» (1960) schrieb Johannes Paul II. (1978–2005) über den weiblichen Orgasmus, möglicherweise aus praktischer Erfahrung. Als junger Mann war er Schauspieler und Autor von Liebesgedichten.

Als Deutschland 1939 in Polen einmarschierte, schloss er sich dem Widerstand an. Er verliebte sich in ein jüdisches Mädchen, das sie beherbergten. Sie wurde schwanger. In ihrer postnatalen Depression verliess sie den Unterschlupf und wurde von den Nazis verhaftet. Er wurde mit seiner sechs Wochen alten Tochter zurückgelassen, die er in das örtliche Kloster brachte, damit sie von den Nonnen aufgezogen wurde, und es heisst, dass er Priester wurde, um in der Nähe des Kindes zu sein.

Derzeit gibt es zwei lebende Päpste, Franziskus (seit 2013) und Benedikt XVI. (2005–2013), die zurückgetreten sind. Was sie gemacht haben, ist noch nicht bekannt.

Nigel Cawthorne ist ein britischer Sachbuchautor, unter anderem von «Das Sexleben der Päpste. Die Skandalchronik des Vatikans» (antiquarisch erhältlich).

Pyrotechnik von Prius & Co.

Fängt ein Elektroauto Feuer, kann der Brand ausser Kontrolle geraten. Die Regulierung sollte den neuen Gefahren angepasst werden.

Kurt Bopp

Elektroautos sind im Kommen, die Verkaufszahlen steigen, und damit tauchen neue Themen auf. Im Vordergrund stehen für viele Käufer Fragen zu Reichweite und Lademöglichkeiten, aber auch zu neuen Gefahren. Was ist, wenn ein Elektroauto brennt? Spektakuläre Fälle geben zu reden. Aus meiner Erfahrung als Feuerwehrinstructor und Fachspezialist für alternative Antriebssysteme kann ich sagen: Grundsätzlich birgt der Brand eines Elektrofahrzeugs dieselben Gefahren wie der eines herkömmlichen Fahrzeugs. Das heisst, der Brandrauch ist toxisch, und bei einem Vollbrand entstehen Temperaturen um 1000 Grad Celsius.

Laut Statistik brennen Elektrofahrzeuge nicht öfter als herkömmlich angetriebene Fahrzeuge. Wenn jedoch Hochvoltkomponenten betroffen sind, dann können metallische Fahrzeugteile unter Spannung stehen, da die Isolation weggeschmolzen ist. Ist zudem die Antriebsbatterie des Fahrzeugs vom Brand betroffen, hat das Brandereignis eine Dimension erreicht, die auch durch die Feuerwehr schwer zu kontrollieren ist. Die Batterien sind mit Löschmitteln schwer zugänglich. Zudem sind Lithium-Batterien kaum zu löschen, weil dieser in den Batteriezellen enthaltene Stoff den für den elektrochemischen Zersetzungsprozess notwendigen Sauerstoff enthält.

Löschmittel Wasser?

Oft werden wir gefragt, ob ein Autofahrer mit dem Feuerlöscher etwas ausrichten könne. Es ist einiges möglich. Auch bei einem Elektrofahrzeug kann durch einen Kurzschluss im Zwölf-Volt-System ein Glimmbrand entstehen. Ein solcher Entstehungsbrand kann unter durchaus von Laien unter Kontrolle gebracht werden. Dabei ist es jedoch wichtig, die eigene Sicherheit zu beachten, das heisst: das Fahrzeug verlassen, nicht im Rauch stehen, Notrufnummer wählen, Treibstoffart angeben, Rettungskräfte einweisen, sich aus der Gefahrenzone begeben, das Fahrzeug nicht mehr berühren.

Ist der Brand bereits grösser oder ereignet sich dieser an der Batterie, ist von einem Löscheversuch abzuraten. Sind die Antriebsbatterien

vom Brand betroffen, steigt die Temperatur der Batteriezellen an. Bereits ab 100 bis 120 Grad hat eine Antriebsbatterie eine kritische Grenze erreicht, bei der ein unkontrolliert ablaufender Prozess innerhalb der Zellen stattfindet. Dieser kann zum sogenannten *thermal runaway* (thermisches Durchgehen) der Antriebsbatterie führen – was die schrittweise Zerstörung der ganzen Antriebsbatterie oder die Beschädigung der Isolation von HV-Kabeln zur Folge haben kann.

Wie erwähnt, ist das Löschen einer Hochvoltbatterie kaum möglich. Hauptgründe sind der für die Unfallsicherheit des Fahrzeugs wichtige Einbauort und die vor Wasser schützende Um-

Ist der Brand bereits grösser oder ereignet sich dieser an der Batterie, ist von einem Löscheversuch abzuraten.

mantelung der gesamten Antriebsbatterie. Diese technischen Gegebenheiten verunmöglichen ein effizientes Kühlen erhitzter Zellen. Die Feuerwehr ist, bis eine Öffnung in diese Ummantelung gebrannt ist, gezwungen, indirekt zu kühlen. Im besten Fall reicht das, um den *thermal runaway* zu unterbrechen und den Zersetzungsprozess zu stoppen. Dies ist auch der Grund dafür, dass Elektrofahrzeugbrände längere Einsatzzeiten benötigen als Brände von herkömmlich an-

getriebenen Fahrzeugen. Das Löschmittel Wasser ist trotz Nachteilen auch für diese Art von Brandereignissen zu empfehlen. Die Ereignisbewältigung eines Elektrofahrzeugbrands kann über mehrere Stunden dauern. Nicht nur, dass die Brandbekämpfung länger dauert, auch die Bergung des Fahrzeugs und die Sanierung der Fahrbahn sind aufwendiger.

Toxische Stoffe

Sind bei Unfällen mit E-Fahrzeugen generell Starkstromgefahren im Spiel? Mir ist kein dokumentierter Fall bekannt, bei dem nach einem Unfall das Fahrzeug unter Spannung gestanden wäre. Die Fahrzeughersteller unternehmen grosse Sicherheitsanstrengungen. Sensoren und technische Elemente sollen bei einem Unfall das HV-Antriebssystem sofort deaktivieren.

Die Gefahr, dass in einer Garage mehrere E-Autos einander im Brandfall anstecken könnten, ist real, da keine Mindestabstände oder baulichen Abgrenzungen vorgeschrieben sind. Natürlich besteht bei jedem Fahrzeugbrand die Gefahr eines Brandübergriffes. Die Auswirkungen können bei E-Fahrzeugen aber verheerender sein. Die batteriespezifischen Schadstoffe machen eine umfassendere Sanierung der betroffenen Räumlichkeiten notwendig. Daher, denke ich, ist vorbeugen billiger als sanieren.

Nach meiner Einschätzung sollten gewisse Gesetze an diese Technologien angepasst werden, etwa was Anzahl und Position der Ladeanlagen in Tiefgaragen und bei Verkehrsbetrieben angeht. Auch wissen wir mittlerweile, dass die Schadstoffe, die bei einem Brand mit Lithiumbatterien freigesetzt werden, höchst bedenkliche Mengen an toxischen Stoffen enthalten. Dennoch wird meines Wissens noch nicht über Rauchgasfilteranlagen für Garagen mit einer grösseren Anzahl von Ladestationen gesprochen. Wir sind jetzt in einer Übergangsphase, in der diese Technologie überall eingesetzt wird, aber noch zu wenig Erfahrungen mit den nachteiligen Auswirkungen bestehen.

Kurt Bopp ist Fachspezialist für alternative Energien beim Schweizerischen Feuerwehrverband (SFV).



Sie ist ihr eigener Schutzengel

Intelligenz, Selbstbewusstsein, Sexappeal:
Die Musikerin und Schauspielerin Jennifer Lopez hat einfach alles.

Peter Rothenbühler

Sie war stets «die mit dem dicken Po». Bei einem neuen Film hiess es, «jetzt können Sie den Hintern von Jennifer Lopez in 3-D sehen» (ja, das hat David Letterman vor laufender Kamera gesagt!). Ein anderer *talk host* fragte sie: «Wie fühlen Sie sich mit diesem Hintern?» – «Meinen Sie das ernst?», erwiderte Lopez.

Geärgert hat sie das nicht wirklich. Die weltweit bekannte Pop-Ikone mit achtzig Millionen verkauften Platten weiss sehr gut, dass sie oberflächlich vor allem für zwei Dinge berühmt ist: für ihren Hüftumfang und das aufsehenerregende, bis zum Bauchnabel aufgeschlitzte Seidenkleid von Versace bei den Grammy Awards 2000. Das Bild wollten so viele Menschen sehen, dass bei Google die Bildersuche zusammenbrach. Google-Chef Eric Schmidt musste eine bessere Bildersuche entwickeln. J.Lo revolutionierte Google.

150 Millionen Zuschauer

Auch für mich, als regelmässiger Leser von Illustrierten und Frauenheftli, war J.Lo eigentlich immer nur diese ausgenommen schöne Latina mit dem Po, über deren Liebesaffären (fünfmal verlobt, dreimal verheiratet) mehr geschrieben wurde als über künstlerische Leistungen. Etwa wie sie 2021 nach zwanzig Jahren Trennung wieder mit ihrem früheren Geliebten Ben Affleck zusammenkam. Was für eine clevere, starke, selbstbewusste und hochbegabte Person diese Mutter von Zwillingen (Emme und Maximilian) ist, die als Tänzerin, Schauspielerin und Sängerin alle Charts erklimmt, kann jetzt auf Netflix erlebt werden: «Halbzeit» heisst die Doku nicht etwa deshalb, weil die heute 52-Jährige hundert werden möchte. Nein, im Februar 2000 hat Lopez zusammen mit Shakira die Halbzeit-Pausenshow im Super Bowl der National Football League bestritten, die grösste Show der Welt. Die sechzehn Minuten, die von 150 Millionen Menschen gesehen werden, werden als Höhepunkt einer Showkarriere betrachtet. Die kurze Show damals soll eine der besten seit Jahren gewesen sein. Lopez und Shakira haben wochenlang trainiert.

Einziger Wermutstropfen: Erstmals wollten die Organisatoren zwei Superstars gemeinsam



«Ich will Emotionen vermitteln»:
Pop-Ikone Lopez, 1997.

aufzutreten lassen. Lopez: «Wenn es eine Latina ist, müssen halt zwei Latinas auf die Bühne, eine reicht nicht.» Die bittere Note klingt bei der Tochter armer, in die Bronx eingewanderter Puerto-Ricaner im ganzen Dok-Film an. Eine Woche nach dem Super Bowl hätte sie für ihre Leistung im Film «Hustlers» eigentlich einen ersten Oscar kriegen müssen, das prophezeiten die Medien einhellig – sie ging leer aus.

«Ich bin eine Latina und eine Frau, ich habe es eigentlich erwartet. Hollywood wird immer noch von Männern regiert», sagte sie. «Und ich wusste immer, wenn ich zu sexy bin, wird man mich nicht ernst nehmen. Aber ich meine, dass die Frauen verschiedene Stärken haben, die sie ausspielen können: Intelligenz, Kraft, Ambition, und eben auch Schönheit. Ich will beweisen, dass ich die Objektivierung der Frau zu meinem Vorteil wenden kann.» Das gelingt ihr seit jungen Jahren sehr gut, sie sagt auch, «der Schlüssel zum Glück sind nicht die andern, nein, das bin ich selbst, ich muss selbst mein Schutzengel sein». Und doch hatte sie immer wieder dieses Gefühl, nicht zu genügen. Selbst

nach einem zweiten sensationellen Höhepunkt ihrer Popularität, als sie bei der Inauguration von Joe Biden und Kamala Harris «This Land Is Your Land» von Woody Guthrie singen durfte, hatte sie immer noch das Gefühl, als Latina nie ganz ernst genommen zu werden, trotz dreissig Millionen Dollar Einkommen pro Jahr.

Harte Arbeit

Dabei hat sie von ihrer Mutter ein starkes Selbstbewusstsein geerbt. Die Mama hat ihren drei Töchtern in der engen Einzimmerwohnung in der Bronx eingehämmert, dass sie sich nie von einem Mann abhängig machen und hart arbeiten sollten. Jennifer wollte Tänzerin werden, verliess die Familie mit achtzehn, tingelte durch Amerika, ergatterte Filmrollen, weil sie unbedingt auch Schauspielerin werden wollte, und landete einen Filmerfolg nach dem andern. Allerdings hobelten die Filmemacher stets elektronisch ein paar Zentimeter Hüftumfang weg.

«Als ich anfing, war das Schönheitsideal sehr dünn, blond und gross, nicht zu viele Kurven. Aber ich bin eine Latina und habe nicht das typische angelsächsische Profil. Ich wuchs mit Frauen auf, die Kurven hatten, dafür schäme ich mich nicht.» Wer denkt, dass sie nur noch einen Berg Cellulitis mit sich herumträgt, irrt. Die Tänzerin Lopez trainiert jeden Tag intensiv. Schönheit kann harte Arbeit sein.

Warum sie immer nur Liebeslieder singe, wurde sie mal gefragt. «Ich mache keine Politik, greife nicht soziale Themen auf, ich will Emotionen vermitteln, Gefühle, die dieses Land etwas besser machen», sagt sie. Doch 1999 kam Trumps Mauer, der Skandal mit den Hunderten von Kindern, die den Eltern weggenommen und in einen riesigen Käfig gesperrt wurden. «Jetzt habe ich mein Land nicht mehr wiedererkannt, man nimmt einer Mutter ihr Kind nicht weg. Jetzt erkannte ich, dass ich nicht mehr still bleiben kann.» So machte sie ihre Super-Bowl-Show zu einem Statement gegen Unterdrückung und Diskriminierung, ihre Tochter sang «Born in the USA» von Bruce Springsteen. Und 200 Mädchen diverser Herkunft durften mittanzten. Sie entsprangen einem Dutzend symbolischer Käfige.

Anleitung zum Glücklichen

Wie wir unseren Wohlstandsvorsprung verteidigen.

Reiner Eichenberger

Die Schweiz ist eine Erfolgsgeschichte. Im internationalen Vergleich war sie schon vor 1850 reich, wurde danach schnell noch reicher und liegt heute bei den meisten Erfolgsindikatoren fast oder ganz an der Spitze. Beispiele sind hohe Wettbewerbsfähigkeit, Innovationskraft, Exporterfolge, Währungsaufwertung, Lebenserwartung, Zuwanderung und Zufriedenheit der Bevölkerung, hohe Qualität von Infrastruktur, Bildung und Gesundheitswesen sowie tiefe Staatsverschuldung, Steuerbelastung der Normalbürger und Ungleichheit der Markteinkommen. Das gilt auch im Vergleich mit den Nachbarländern. So ist das Bruttoinlandprodukt pro Kopf in der Schweiz gemäss IMF-Daten bei Umrechnung zu laufenden Wechselkursen um 90 und 176 Prozent höher als in Deutschland und Italien und bei Berücksichtigung des hohen Preisniveaus um 34 und 77 Prozent.

Wahre Erfolgsrezepte

Für solche Erfolge muss die Politik in der Schweiz besser funktionieren als andersorts. «Die Politik» ist aber nichts anderes als der Markt für politische Dienstleistungen. Da tauschen die Parteien und Politiker als Anbieter mit den Interessengruppen und Bürgern als Nachfragern politische Dienstleistungen gegen Wählerstimmen, Parteispenden und Schlimmeres. Wie in wirtschaftlichen Märkten spielen Eigennutz sowie Ressourcen- und Informationsunterschiede zentrale Rollen.

Entsprechend kommt dem politischen Wettbewerb grosse Bedeutung für den Schutz der normalen Bürger zu. Der politische Wettbewerb spielt in verschiedenen Dimensionen: zwischen Politikern und Parteien um die Regierungsmacht (repräsentative Demokratie) und einzelne Politikmassnahmen (direkte Demokratie), zwischen Gebietskörperschaften (Föderalismus und Dezentralisierung) und zwischen verschiedenen gewählten politischen Gremien. In all diesen Dimensionen zeichnet sich die Schweiz durch besonders effektive und originelle Lösungen aus.



Insel der Glückseligen.

Bekannt ist die Schweiz für ihre stark ausgebauten direkte Demokratie und sehr weitgehende Dezentralisierung. Beides sind wirkungsvolle Generatoren politischer Information und Kontrolle durch ernsthaften Diskurs, Abwanderungs- und Vergleichsmöglichkeiten. Weniger bekannt sind die Schweizer Erfolgsrezepte in den anderen zwei Wettbewerbsdimensionen.

Anders als international üblich, werden in allen Schweizer Kantonen und Gemeinden alle Regierungsmitglieder (zumeist 5 bis 9) direkt vom Volk gewählt, und das zumeist im Mehr-

Das Bevölkerungswachstum und damit die Zuwanderung muss klug gelenkt werden.

heitsverfahren und in Gesamtwahlkreisen, also jeweils im ganzen Kanton oder in der ganzen Gemeinde statt wie die Parlamentarier in lokalen Wahlkreisen. Dieses System gibt allen Politikern, die in die Regierung wollen, starke Anreize, sich tendenziell in der Mitte des politischen Spek-

trums zu positionieren und Gesamtinteressen zu berücksichtigen. Die Parteien können die Wahlchancen ihrer Kandidaten steigern, indem sie die Kandidatenzahl senken, so dass sie sich nicht gegenseitig kannibalisieren. Deshalb stellt jede Partei nur wenige Kandidaten auf, so dass die Wähler gezwungen sind, ihre Stimmen auf Kandidaten verschiedener Parteien zu verteilen. Das Ergebnis sind dann die für die Schweiz typischen Konkordanzregierungen, deren Mitglieder aus allen grösseren Parteien kommen, aber trotzdem gut zusammenarbeiten können, eben weil sie durch das Mehrheitswahlverfahren «eingemittet» werden. Zwischen den Regierungsmitgliedern herrscht ein machtfreier Diskurs, die Präsidentschaft kann zwischen ihnen rotieren, und sie entscheiden mit Mehrheit, was eine weitere Einmischung der Politik zur Folge hat.

Dieses Wahlsystem bringt gute Entscheidungen und hohe Stabilität, und es befruchtet den Föderalismus. Parteilich ausgewogen und ähnlich zusammengesetzte Regierungen können besser kooperieren und konstruktiver konkurrieren als sehr unterschiedlich zusammengesetzte.

Politischer Wettbewerb ist oft destruktiv. Die Opposition verdammt alles, was die Regierungsmehrheit vorschlägt. Der Grund dafür ist, dass die Opposition von den Wahlverlierern gebildet wird. Diese wollen aber selbst an die Regierungsmacht, müssen also die Politik der Regierung möglichst torpedieren und blockieren. Eine theoretische Lösung dieses Problems wäre, die Opposition unabhängig zu wählen.

Dafür haben die Schweizer Gemeinden eine weltweit einmalige Praxis entwickelt. In allen Gemeinden mit einer Gemeindeversammlung statt eines Parlaments als Legislative wählen die Bürger neben der Regierung auch ein Kritik- und Kontrollgremium, sogenannte Rechnungsprüfungs-, Finanz- oder Geschäftsprüfungskommissionen. Sie sollen die Vorschläge der Regierung analysieren und kritisieren und den Bürgern Abstimmungsempfehlungen geben – dürfen aber nichts selbst entscheiden. Weil ihre Mitglieder normalerweise wieder in die Kritikkommission und nicht in die Regierung gewählt werden wollen, haben sie anders als normale Oppositionspolitiker Anreize, konstruktive Vorschläge zur Verbesserung der Projekte der Regierung vorzubringen, woraus sich ein viel ernsthafterer und glaubwürdiger politischer Diskurs als in Parlamenten ergibt.

Der grosse Erfolg der Schweizer Institutionen droht unterlaufen zu werden. Erstens lässt er die Effizienz sinken. So sind in der Schweiz im weltweiten Vergleich das Gesundheitswesen, das Bildungswesen und der öffentliche Verkehr angeblich hervorragend. Doch da für diese Bereiche, gemessen am Bruttoinlandprodukt, etwa gleich viel oder sogar mehr wie sonst in Europa ausgegeben wird, aber gleichzeitig das Bruttoinlandprodukt pro Kopf viel höher ist, sind die Ausgaben in Franken pro Kopf ebenfalls viel höher.

Oder nett gesagt: Die Schweiz hat keinen schlanken, sondern einen ausserordentlich robusten Staat. Somit ist es schwierig, zu beurteilen, ob die Erfolge auf guter Politik und einem guten Preis-Leistungs-Verhältnis be-

ruhen oder nur darauf, dass sehr viel mehr Mittel angewendet werden.

Zweitens können Politiker versuchen, die ihnen durch die guten Schweizer Institutionen gesetzten Restriktionen durch internationale Absprachen und Abkommen mit Vorgaben für die nationale Politik zu unterlaufen. Dabei wird zuerst die internationale Zusammenarbeit und dann die Verfolgung der international festgelegten Ziele als alternativlos dargestellt.

Wohlstandsbewahrende Institutionen

Drittens nimmt die Personenfreizügigkeit den Bürgern die Anreize, für einen möglichst attraktiven Standort und die Weiterentwicklung der Institutionen einzustehen. Denn bei Personenfreizügigkeit führt jede Attraktivitätssteigerung der Schweiz zu mehr Zuwanderungsdruck und Bevölkerungswachstum und so zu Überfüllungseffekten und überproportionalen Kostensteigerungen durch Verknappung und Verteuerung von Land, Wohnraum, Infrastruktur, Umweltgütern und Selbstversorgungszielen, wodurch für die grosse Mehrheit der Bürger die Lebensqualität sinkt.

Wenn die Schweiz ihren Einwohnern auch in Zukunft besonders hohen Wohlstand bieten soll, muss sie wohlstandsbewahrende Institutionen schaffen. Dafür vertrete ich zweierlei: Zum einen muss ein kritischerer Blick auf die Effizienz der öffentlichen Leistungen und die Entwicklung von Alternativen für «alternativlose Politik» institutionalisiert werden. Dafür sollen auf Bundesebene und in den Kantonen Gegenvorschlagskommissionen nach dem Vorbild der kommunalen Rechnungsprüfungskommissionen eingerichtet werden. Ihre Mitglieder sollten vom Volk im Majorzverfahren in einem gesamtschweizerischen Mehrpersonenwahlkreis gewählt werden. Diese Kommissionen hätten die Aufgabe, Kritik an den Vorschlägen von Regierung und Parlament zu äussern und konkrete Gegenvorschläge zu entwickeln. Die Bürger stimmen dann über die Vorschläge des Parlaments und der Gegenvorschlagskommission sowie den Status quo ab.

Zum anderen muss das Bevölkerungswachstum und damit die Zuwanderung klug gelenkt werden. Das beste Mittel dafür ist eine auf ein paar Jahre begrenzte Aufenthaltsabgabe für Neuzuwanderer. Die Zuwanderung soll möglichst frei von bürokratischen Hindernissen sein, aber sie muss einen angemessenen Preis erhalten. Nur so wird die bisherige Bevölkerung dafür einstehen, dass die Schweiz ein besonders attraktiver Standort bleibt.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Fribourg und Forschungsdirektor von Crema – Center for Research in Economics, Management and the Arts.



INSIDE WASHINGTON

Trumps Musterschüler

Vor Donald J. Trump war Floridas Gouverneur Ron DeSantis ein nichtsagender, netter Kongressabgeordneter aus Südfloida, der zwei Amtszeiten hinter sich hatte, einen blauen Anzug und eine republikanische rote Krawatte trug. Nach Donald J. Trump wurde aus dem Irakkrieg-Veteranen mit Abschlüssen der Yale University und der Harvard Law School einer der glühendsten und heute erfolgreichsten Vertreter von Trumps Losung «Make America Great Again».

In der Zeitung *The Hill* warnt ein prominenter republikanischer Kampagnenberater, auf den ersten Blick sehe es so aus, als sei es klar, dass Trump von den Republikanern für die Präsidentschaftswahl 2024 nominiert werde, aber «wenn man in den Zahlen gräbt, dann hat er die Nominierung der Grand Old Party keineswegs in der Tasche. Viel mehr Schwung hat zurzeit Floridas Gouverneur Ron DeSantis.» Der ehemalige Immobilienmagnat und spätere US-Präsident steht bei Republikanern zwar nach wie vor hoch im Kurs, doch laut Umfragen hinsichtlich der Vorwahlen holt DeSantis stetig auf. Der Politiker aus Florida führt heute das Feld potenzieller Trump-Rivalen an, zu denen auch der ehemalige Vizepräsident Mike Pence gehört.

Auch was die Kampagnengelder betrifft, wird er es seinem ehemaligen politischen Wohltäter nicht einfach machen: Es wird fest damit gerechnet, dass der 43-Jährige im November als Gouverneur wiedergewählt wird, und dank Spenden prominenter Trump-Befürworter befinden sich in seiner Kriegskasse bereits über hundert Millionen Dollar. Weshalb Trump immer mal wieder verlauten lässt: «Ich war sehr verantwortlich dafür, dass er gewählt wurde.» Nachahmung, sagt man, sei die ehrlichste Form der Schmeichelei. DeSantis ist ein Musterschüler.

Amy Holmes



„Keine Angst, das ist Billy the Cat!
Er will nur schmusen...“

Sein Schweigen missfiel den Mächtigen

Hilarion Alfejew war Professor in Fribourg und die Nummer zwei der russisch-orthodoxen Kirche. Dann brach der Krieg in der Ukraine aus.

Thomas Fasbender

Der russische Krieg in der Ukraine hat sich längst zum Kulturkampf ausgewachsen. Das Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche, Patriarch Kyrill I., bezeichnet die Auseinandersetzung als «metaphysisch» und die Gegner als Kräfte des Bösen, als dunkle, feindliche Mächte. Das westliche Pendant dazu ist die Satanisierung des russischen Präsidenten, auch die Wiedererweckung der Armageddon-Metaphorik als historische Entscheidungsschlacht zwischen Demokratie und Autokratie. Auf beiden Seiten besitzt der Konflikt, in dem die Ukraine nur Schauplatz ist, heilsgeschichtliche Bedeutung.

Zudem gibt es eine innerkirchlich-orthodoxe Dimension. Nach jahrzehntelangem Streit hat der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel, Bartholomäus I., Primus inter Pares unter den orthodoxen Patriarchen, Anfang 2019 die Eigenständigkeit der ukrainisch-orthodoxen Kirche anerkannt. Aus Moskauer Sicht war es ein Frevel an der tausendjährigen gemeinsamen Geschichte, ähnlich der Vorstellung einer Ukraine, die plötzlich mit dem Westen koalitiert. Die «Kräfte, die Russland offen als ihren Feind betrachten», so der Patriarch, sind demnach auch in der globalen Orthodoxie am Werk. Schon bald nach dem russischen Angriff hatte Kyrill behauptet, der «tragische Konflikt» sei Teil einer grossangelegten geopolitischen Strategie, deren oberstes Ziel es sei, Russland zu schwächen.

Strafversetzung nach Ungarn

Beim Widerstand gegen die Ambitionen der ukrainischen Kirche, aber auch bei der Abwehr angeblich dekadenter westlicher Wertvorstellungen genoss der Patriarch über Jahre hinweg die Unterstützung eines Mannes, der eben noch als sein selbstverständlicher Nachfolger galt: Hilarion Alfejew, bis Anfang Juni Metropolit von Wolokolamsk und seit 2009 Leiter des

kirchlichen Aussenamts und Mitglied im Heiligen Synod, dem vierzehnköpfigen Regierungsorgan der Kirche. Die längste Zeit passte zwischen den Metropoliten und seinen Patriarchen kein Blatt. Ihr Verhältnis war ähnlich wie das von Aussenminister Sergei Lawrow und Präsident Putin.

Im Fall von Hilarion änderte sich das mit dem russischen Angriff Ende Februar. Putins Entscheidung rief innerhalb der russischen Orthodoxie deutlichen Widerstand hervor, leise und diskret, aber gerade deswegen unüberhörbar. Das galt erst recht für die Ukraine, wo immer



Wiedererweckung der Armageddon-Metaphorik: Hilarion mit Papst Franziskus, Dezember 2021.

noch rund ein Drittel der Gemeinden dem Moskauer Patriarchat angehören, nicht der ukrainischen Schwesterkirche – jedenfalls war dies so bis Kriegsbeginn.

Während der Patriarch den russischen Angriff lautstark als gut und gerecht verteidigte, blieb der Metropolit stumm. Allerdings hatte er schon im Januar bekannt, ein Krieg sei keine Methode, um «die aufgestauten politischen Probleme zu lösen». Sein Schweigen muss den Mächtigen missfallen haben. Am 7. Juni verlor Hilarion mit einem Schlag seine drei wichtigsten Funktionen: die Leitung des kirchlichen Aussenamts, die Mitgliedschaft im Heiligen

Synod und das Rektorat einer hohen innerkirchlichen akademischen Institution. Seither ist er Bischof von Budapest und Ungarn, ein Posten, den er bereits Anfang der 2000er Jahre innehatte. Was die Strafversetzung komplett macht, ist das Fehlen der üblichen Danksagung im Entlassungsbrief.

Alle möglichen Zukünfte

Der Druck zum Bekenntnis für den Krieg ist in Russland ähnlich hoch wie im Westen jener für die Waffenlieferungen. Oder hat man Hilarion den Protest und die Vorwürfe der ukrainischen Gläubigen und Priester angelastet? Dem Patriarchen muss klar gewesen sein, dass sein zweiter Mann sich der Kriegslinie verweigert. Nach dem Abschiedsgottesdienst in seiner Moskauer Gemeinde sprach Hilarion von der veränderten gesellschaftlich-politischen Lage und den Notwendigkeiten, die daraus entstünden. Es habe eine 180-Grad-Kehrtwende gegeben und einen neuen Kurs; für den stehe er nicht zur Verfügung.

Auch im schweizerischen Fribourg, wo Hilarion 2005 habilitiert wurde und seit 2011 Titularprofessor war, ist er unten durch. Sein Angebot aus den ersten Märztagen, die Professur ruhen zu lassen, war dem Dekan der theologischen Fakultät nicht genug. Er verlangte eine unmissverständliche Verurteilung der völkerrechtswidrigen militärischen Invasion. Als die nicht kam, wurde die Professur gestrichen.

Hilarion ist in Ungarn erst einmal aus der Schusslinie. Kyrill hat sich als Falke geoutet; als russischer Patriarch hat er auch keine andere Wahl, als die eigenen Waffen zu segnen. Gleichzeitig weiss jeder, dass der Krieg im Klerus nicht allzu viele Befürworter hat. Vor allem weiss jeder, dass es eine Nachkriegszeit geben wird. Auch die Kirche stellt sich auf alle möglichen Zukünfte ein.

We Are Family

Man ist wieder unter sich. Alle unsere grossen Verlagshäuser sind wieder Familienunternehmen.



Verlagsunternehmen waren in ihrer Geschichte fast immer Familienunternehmen. Die Ringiers, die Coninx, die Wanners. Seit dem 19. Jahrhundert kontrollieren Familien das Schweizer Mediengeschäft.

Dann kam eine Phase, da wollten die Verleger keine Familienunternehmer mehr sein.

Im Jahr 2000 machten die drei Familienzweige von Tamedia, der heutigen TX Group, einen Börsengang. Sie verkauften 20 Prozent ihrer Firma und kündeten an, schon bald weitere Aktien auf den Markt zu werfen. Es wurde nichts daraus, weil nach 2001 die Börsenkurse in den Keller rauschten. Inzwischen ist unter VR-Präsident Pietro Supino die Familienherrschaft unbestritten.

Im Jahr 2002 hatte Michael Ringier etwas die Lust am Mediengeschäft verloren. Der deutsche Springer-Verlag sondierte darum, was ein Kauf des grössten Schweizer Verlags kosten könnte. Man verhandelte, aber am Schluss sagte Ringier ab. Heute ist bei den Geschwistern Michael und Evelyn Ringier keine Rede mehr von einem möglichen Ende der Familientradition.

Eine ganze Reihe traditioneller Verlegerfamilien aber kapitulierten und verkauften ihre Verlage. In Bern verschwanden die von Graffenrieds (*Berner Zeitung*), in Lausanne die Lamunières (*Le Matin*), in Basel die Hagemanns (*Basler Zeitung*), in Frauenfeld die Hubers (*Thurgauer Zeitung*), in Chur die Gassers (*Bündner Zeitung*), in Liestal die Lüdins, (*Basellandschaftliche Zeitung*), in Winterthur die Bachems (*Landbote*), in Visp die Mengis (*Walliser Bote*), in Biel die Gassmanns (*Bieler Tagblatt*).

Zu den letzten gehörten die Wanners. Ende 2017 fusionierte Verleger Peter Wanner seine AZ Medien wie *Aargauer Zeitung*, *BZ Basel*, *Tele Züri* und *Radio 24* mit den Regionalmedien der NZZ-Gruppe wie *St. Galler Tagblatt*, *Luzerner Zeitung*, *TV Ostschweiz* und *Radio Pilatus*. Das neue Gebilde hiess CH Media und war ein 50:50-Joint-Venture. Wanner war damit kein Familienunternehmer mehr.

Seit letzter Woche ist Wanner wieder Familienunternehmer. Denn nun gehören ihm zwei Drittel von CH Media. Er kaufte die nötigen Aktien der NZZ ab und hat nun allein das Sagen.

Damit sind die drei grössten Unternehmen der Medienindustrie allesamt in Familienbesitz. Ringier und TX Group machen einen Umsatz von knapp einer Milliarde, bei CH Media sind es etwas mehr als 400 Millio-

Eine solche Familiendominanz in einer Branche ist höchst ungewöhnlich.

nen. Eine solche Familiendominanz in einer Branche ist höchst ungewöhnlich. Vergleichbar sind nur die Automobilimporteure. Auch hier sind die grössten Unternehmen, die Emil Frey AG und die Amag, in der Hand der Familien Frey und Haefner.

Dass es in den Medien so schnell wieder so völlig familiär werden sollte, war nicht zu erwarten. Doch dann entwickelte sich CH Media viel besser als prophezeit.

Das war vor allem das Verdienst von CEO Axel Wüstmann, der im Gegensatz zu Wanner keine Angst vor unpopulären Entscheidungen hat. So zog Wüstmann nach der Fusion ein Sparprogramm von gegen fünfzig Millionen Franken durch und hielt auch danach die Kosten tief. Noch wichtiger für das Unternehmen wurde die Übernahme der TV-Sendekette 3 plus, bei der Wüstmann die treibende Kraft war.

Heute steht CH Media sehr solide da. Der operative Gewinn lag zuletzt bei über fünfzig Millionen. Mit mittlerweile vierzehn TV-Kanälen und neun Radiosendern ist CH Media das einzige private Medienunternehmen, das für die SRG eine echte Konkurrenz darstellt.

Für die NZZ-Gruppe war das eine ideale Ausgangslage, um bei CH Media in die Minderheit zu gehen. Der Preis für den Verkauf ihres Aktienpakets stimmte dank des guten Geschäftsverlaufs. Zudem waren das Radio- und TV-Business dem Haus NZZ nie so recht geheuer. Dort konzentriert man sich auf das publizistische Geschäft und investiert lieber in die Expansion der NZZ nach Deutschland.

Typisch für Familienunternehmen ist, dass hier die Nachfolgefrage eine viel grössere Rolle spielt als in breiter aufgestellten Aktiengesellschaften. Bei Ringier und TX Group hat darum die nächste Generation ihre Sitze im Verwaltungsrat schon auf sicher.

Bei CH Media ging man noch einen Schritt weiter: Als erste Amtshandlung machte Familienunternehmer Peter Wanner seinen Sohn Michael zum neuen CEO des Unternehmens. Man ist wieder völlig unter sich.

Ich, Infokrieger

Die *Republik* hat ein angebliches Netzwerk von Schweizer «Verschwörungsideologen» aufgedeckt. Achtung, ich gehöre auch dazu! Weiterlesen auf eigene Gefahr.

Milosz Matuschek

Kennen Sie den? Treffen sich zwei *Republik*-Journalisten auf der Strasse: «Hey, wie geht's, lange nicht gesehen!» «Na ja, nicht so gut. Ich hatte gerade eine Woche lang Covid. Aber zum Glück bin ich dreimal geimpft, sonst wäre ich bestimmt im Krankenhaus gelandet. Und wie geht's dir?»

«So weit alles gut, der Mensch mit Gebärmutter an meiner Seite und ich bekommen jetzt ein Kind, wenn auch etwas ungewollt. Aber immerhin haben wir ein Kondom benutzt, sonst wären es Zwillinge geworden.»

So ungefähr stelle ich mir den geistigen Horizont der *Republik*-Redaktoren vor, wenn sie an ihr Publikum denken. Die Haltung in der Redaktion scheint zu sein: Wenn wir ganz fest an etwas glauben, und zwar alle, dann ist das die Realität. Was andere währenddessen an Nachweisen nachlegen, kann uns dann egal sein. Wenn Glaubenssätze mit der Wirklichkeit kollidieren, muss es ein Problem mit der Wirklichkeit geben. Oder den Daten. Oder es sind Saboteure am Werk. Wenn sich der verschnarchteste Journalismus als Referenz aufspielt und andere in ein Paralleluniversum auslagert, hat das schon einiges an amüsanten Fallhöhe.

Fake-News-Schleudern

Aber der Reihe nach. Als mich die *Republik* vor ein paar Monaten wegen eines Porträts anschrieb, klang das von Daniel Ryser, den ich schon mal auf ein Bier getroffen hatte, so: «Lieber Milosz, wie geht es dir? Ich beginne mit einer grösseren Arbeit zu alternativen Medien bzw. dem zu Grunde liegenden Verständnis über Medien (es hat nichts mit der Abstimmung zu tun, die Arbeit erscheint erst danach). In diesem Kontext würde ich dich gerne porträtieren. Deinen Weg vom NZZ-Kolumnisten zu Substack, aber vor

allem auch über den Begriff von Blockchain-Medien, was das heisst, was es bedeuten könnte und wo wir stehen. Ich werde für diese Arbeit mit zwei Dutzend Personen reden und bin sehr gespannt. Freundliche Grüsse aus Zürich, Daniel.»

Nun, ich hatte wenig Lust auf ein Porträt, auch weil ich der Meinung bin, a) nicht sehr wichtig zu sein und b) weil ja schon alles in meinen Texten steht. Seit letzter Woche weiss man: Um Medienverständnis, Blockchain et cetera ging es nicht wirklich in dem knapp 80 000 Zeichen langen Zweiteiler «Die Infokrieger». Und gesprochen hatte man von den zwei Dutzend Personen offenbar nur mit Daniel Stricker. Tatsächlich galt es vor allem,

die Prämisse zu beweisen, dass im Zuge von Trump sich auch in der Schweiz ein Netz von Infokriegern und Fake-News-Schleudern tummelt, von *Weltwoche* bis Stricker-TV, und ich bin irgendwie auch darin verwickelt.

So viele Ungereimtheiten

Das war's. Das ist die Story. Sorry, Kollegen: Ist das euer Ernst? Dann mal Butter bei die Fische: Welche Fake News meint ihr denn? Was soll die grosse Verschwörungserzählung sein, die ich vermeintlich glaube? Und seit wann ist Kritik an der Obrigkeit demokratiefeindlich? Wer so raunend und pauschal austeilt, sollte bitte ein paar konkrete Beispiele bringen und die Vorwürfe substantiieren. Ich werde zitiert mit einem Beitrag über Impfn Nebenwirkungen («Plötzlich und unerwartet totgeschwiegen») aus dem Januar 2022, in dem ich vor einer Welle von Impfn Nebenwirkungen warne, die den Herstellern teils schon seit mindestens Februar 2021 (!) bekannt waren, in der Öffentlichkeit aber keine Erwähnung fanden. Die Offenlegung der Dokumente musste in den USA mühsam erklagt werden, Pfizer hätte sie am liebsten für Jahrzehnte unter Verschluss gehalten – mitten in der grössten experimentellen Impfkampagne der Geschichte.

Wo waren eure Geschichten über Impfn Nebenwirkungen, liebe *Republik*? Was habt ihr aus den offengelegten Pfizer-Dokumenten gemacht? Ich finde nichts. Erst kamen Impfungen, die keine sind; dann schützten sie nicht effektiv, was aber niemanden daran hinderte, eine Impfpflicht zu fordern. Nebenwirkungsfrei sollten die Spritzen auch noch sein, wie ein Karl Lauterbach in Deutschland mehrfach ins Blaue verkündete. Und jetzt? Wo hatten jetzt die angeblichen «Verschwörungsideologen»



Genau mein Humor.

unrecht und ihr recht? Jetzt, nach millionenfacher Impfung allein in Deutschland, drücken Kassenärztliche Vereinigungen auf den Alarmknopf und rechnen mit zehnmal mehr Impfnebenwirkungen als offiziell erfasst: 2,5 Millionen getäuschte Patienten, die zuvor vielleicht auch veräppelte Leser waren. Wir sind mitten in einem Gesundheitsskandal gewaltigen Ausmasses. Und ihr zählt nach, ob ein Text von mir bei einem euch missliebigen Nachrichtenportal zweitverwertet wurde. Genau mein Humor!

«Wir wollen auf den aktuellen Stand des Irrtums kommen», meinte *Republik*-Mitbegründer Constantin Seibt. Gelandet ist die *Republik* bei der Wiedergabe des offiziellen Stands des zugegebenen Halbwissens von Seiten der Regierungen von vor sechs Monaten, und jeder kann es sehen. Die Frage der Anerkennung von Impfschäden interessiert diese Art Journalisten weniger als die Frage, ob ein Trans-Mensch eine öffentliche Toilette findet. Ob Bill Gates, «Great Reset» oder sinnlose grundrechtswidrige Massnahmen: Es gäbe so viele Ungereimtheiten, so viele offene Fragen, so viele skandalöse Verwicklungen. All das interessiert die *Republik* nicht. Es interessiert sie, wie viel ein Daniel Stricker im Monat ver-

Seit wann ist Kritik an der Obrigkeit demokratiefeindlich?

dient und welcher Journalist aus dem «anderen Lager» in den letzten zwei Jahren den Job gewechselt hat und wem er womöglich noch Artikel als Zweitverwertung überlässt. Wer also die letzten zwei Jahre verpennt hat, die eingängigen Branchenreporte zu lesen, bekommt sie bei der *Republik* jetzt als raunende Netzwerkanalyse nachgereicht.

«Schiessen auf Pappkameraden»

Die Leser selbst sind von der gebotenen Leistung wenig angetan. Die Kommentare unter dem Artikel sprechen Bände. Nur ein Beispiel: «Ich wundere mich», schreibt Leser D. S., «dass sich die *Republik* nicht inhaltlich auf die bitter nötige Kritik an den Corona-Massnahmen einlässt und meint, das Schiessen auf Pappkameraden genüge. Und mich wundert auch, dass die *Republik* sich nicht ernsthaft mit dem Ukraine-Krieg auseinandersetzt und meint, ein Rückfall in die Rhetorik des Kalten Kriegs genüge, um das zu erklären, was im Moment passiert.»

Offenbar vermuten selbst die Leser, dass die eigentlichen Infokrieger ihre Schützengräben in der *Republik* eingerichtet haben.

Milosz Matuschek ist Jurist, Publizist, Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org und Co-Produzent des Dokumentarfilms «Pandamed» von Marijn Poels.

Mut zum Rausch

Seit Jahren gilt der Aperol Spritz als der beliebteste Drink unter der Sommersonne. Es gibt aufregendere Alternativen.

Michael Bahnerth

Seit drei, vielleicht sogar mehr Jahren setzen sich die Menschen in unseren Breiten während der Sommermonate unter Sonnenschirme an die Tische von Restaurants und saufen Aperol Spritz. Ich habe das nie begriffen. Ich fand immer, dass ein Aperol Spritz auf Instagram viel besser aussieht als auf einem Tresen, einem Bistrotisch und in Händen von welchen Blondinen, abgehalfterten Prokuristen, alternden Hipstern, jungen Männern, deren Welt vor dem Hirn aufhört, und jungen Frauen, die sich für Models halten.

Aperol Spritz ist so fad wie jene, die sich an ihm festklammern und dabei denken, sie schlürften die *hipness* der Welt und befreiten sich aus dem Sumpf der Mittelmässigkeit, was aber mit einem Aperol Spritz nie geht, weil er selbst aus lauter Mittelmässigkeit besteht. Er ist alles nur ein bisschen; ein bisschen Cocktail, ein bisschen Campari, ein bisschen Prosecco, ein bisschen Lebensgefühl. Er hat keinen Charakter, dafür viel Make-up, dieses wässrige Sonnenuntergangsrot, deswegen ist er als Foto viel besser denn als Drink. Vielleicht ist der Aperol Spritz der Sonnenuntergang der kleinen Leute, mag sein.

Ich fand auch stets, dass der Aperol Spritz ein Getränk für Menschen ist, die keinen Mut zum Rausch haben und dem Wagnis der Trunkenheit aus dem Weg gehen. Er ist die Verkörperung unserer Epoche; ein Mittelweg, ein Kompromiss, der Veganer unter den Drinks, und, erneut, ein bisschen Spass, ein bisschen Rausch, ein bisschen Geschmack und eine Portion Langeweile. Insofern, könnte man sagen, ist er ein flüssiges Abbild des wirklichen Lebens. Womöglich ist er deshalb so beliebt; weil er ist, wie viele von uns sind.

Härte, die weichmacht

Ich hatte gehofft, seine Zeit sei nach der Pandemie und wegen des Krieges, des allgemeinen Endes der Leichtigkeit, des Wegbrechens von sichergeglaubten Basisstrukturen und so weiter abgelaufen und er würde untergehen wie die letzte Welt, wenn sie von der Sonne geschluckt wird.



Als Foto viel besser: Aperol Spritz.

Ich hatte gedacht und gehofft, dass harte Zeiten nach harten Drinks verlangten und dass da Rausch wäre anstelle von Räuschchen, eine existenzielle Sehnsucht nach Margaritas, Daiquiris, Planter's PUNCHES, Manhattans, Dry Martinis, Mojitos, Caipirinhas; nach Wodka, nach Rum, nach Whisky, nach Tequila und Cachaça.

Nach Drinks, deren Härte einen weichmacht und von innen gerade so auflöst, dass, wie Frank Sinatra sagte, die Welt ein paar Drinks hinter einem liegt, ohne dass sie einen je einholen könnte. Nach Drinks, die den Duft des Paradieses in sich haben und nicht eines Lollis, der ein bisschen sauer geworden ist.

Die sind wie jene Mai Tais an dieser karibischen Strandbar auf Grenada, «Paradise» hiess sie, als mit jedem Schluck das Leben ging und vielmehr noch wieder zurückfloss, als die Fragen gingen und die Antworten, weggetragen vom Wind und von den Klängen der Musik, als ich für zwei Drinks am Paradies nippte. Ich glaube, das wäre mir in derselben Bar mit Aperol Spritz nicht gelungen.

Showdown im Gender-Krieg

Der Streit um Transgender-Athleten ist nur die Spitze eines epischen Kampfs zwischen Feministinnen und Trans-Aktivist*innen. Nun holen die Frauen zur Gegenoffensive aus.

Julie Burchill

Man hat die Britischen Inseln schon auf allerlei Arten umschrieben. Bei Shakespeare ist die Rede von «dies gekrönte Eiland», Franzosen sprechen gern von der Heimat der «rosbifs», für Deutsche sind dort «Inselaffen» zu Hause. Meine Lieblingsbezeichnung ist «TERF Island», denn es gibt bei uns zum Glück viele solche «trans-exclusionary radical feminists». Der Begriff ist ein Schimpfwort der Transbewegung für Feministinnen, die Transfrauen nicht als Frauen akzeptieren, für Frauen, die nicht bereit sind, alle Rechte, für die sie so hart gekämpft haben – von geschützten öffentlichen Toiletten bis zu Literaturpreisen für Frauenbücher – preiszugeben, bloss weil ein pornokranner Typ beschliesst, ein Kleid anzuziehen und sich hinfort Fifi zu nennen. Was auf TERF Island passiert, geschieht freilich nicht nur dort, und nun hallt der Lärm dieses Existenzkampfes allerorten auf der Welt wider, ganz besonders im Frauensport.

Rache der Langweiler

Angesichts des allgemeinen Abbaus geschützter Räume für Frauen möchte man meinen, Sport sei nicht wichtig. Die Frauen, die darunter leiden, dass als Männer Geborene an ihren Veranstaltungen teilnehmen, sind weniger verletztlich als Frauen, die in Gefängnissen oder in Armut leben und gefährdet sind, wenn Männer in Gefängnisse oder Häuser für geschlagene Frauen eindringen. Sportlerinnen gehören zu den gesündesten und stärksten Frauen, und gerade weil sie in der Regel nicht politisiert sind, ist ihr Fall entscheidend im Kampf zur Erhaltung der Rechte von Frauen: Sie möchten nicht mehr, als dass fair gespielt wird.

Um Sportlerin zu werden, muss eine Frau sich ins Zeug legen, wie das die wenigsten von uns könnten und wie es auch Sportler, die immerhin von klein auf dazu erzogen wurden, hart und ehrgeizig zu sein, nicht nachvollziehen können: so oft früh aufstehen, so viel Selbstverleugnung und Einsamkeit, während deine Freundinnen und Freunde in ein Alter kommen, in dem sie es krachen lassen können. Andererseits ist in einer Gesellschaft, in der der weibliche Körper



«Was fair ist, ist fair»: Ex-Zehnkämpfer Bruce (heute Caitlyn) Jenner, 1976.

bereits in jungen Jahren sexualisiert wird, Sport für Frauen eine Möglichkeit, ihren Körper zu geniessen, ohne dass sie automatisch von geilen alten Säcken zu Objekten gemacht werden.

Es entbehrt ebenfalls nicht der Ironie, dass der Transaktivismus die erste «Befreiungsbewegung» ist, die durch Pornografie angeregt und befeuert wurde: Der grösste Teil der Transfrauen sind Männer, die an Autogynophilie nicht etwa leiden, sondern diese zelebrieren. Das ist die «Neigung eines Mannes, sexuelle Erregung

«Wer eine Pubertät als Mann durchlaufen hat, sollte Frauen keine Medaillen wegschnappen dürfen.»

durch die Vorstellung von sich selbst als Frau zu erlangen». Es ist auch bestimmt das erste Mal, dass eine sexuelle Perversion jemandem in seinem Beruf förderlich sein kann und er nicht mit Peinlichkeiten und Zurückstufung rechnen muss, wenn seine Neigung bekannt wird.

Wokeness ist die Rache der Langweiler an den Gewitzten, der Verklemmten an den Hedonisten, der Mauerblümchen an den ausgelassenen Tänzerinnen und der Mittelmässigen an den Hervorragenden. Es ist kein Zufall, dass die

Radfahrerin Rachel McKinnon und die Schwimmerin Lia Thomas in ihren Sportarten nicht sonderlich gut waren, als sie noch Rhys und Will hiessen.

Der ehemalige Olympiasieger im Zehnkampf, Bruce Jenner, der heute als Frau mit Namen Caitlyn Jenner lebt, wurde einst vom *Time*-Magazin als «der grossartigste Athlet der Welt» gefeiert. Es ist deshalb nicht ganz unwichtig, wenn Jenner die Nachricht begrüsst, dass die Fina, der internationale Schwimmverband, bestimmt hat, dass Transfrauen nicht an Frauenwettkämpfen teilnehmen dürfen, wenn sie auch nur einen Teil der Pubertät als Männer erlebt haben – und dass World Athletics, der Dachverband aller Leichtathletiksportverbände, aufgrund der Fina-Entscheidung über eine ähnliche Politik diskutieren will. Jenner tweetete: «Was fair ist, ist fair. Wer eine Pubertät als Mann durchlaufen hat, sollte Frauen keine Medaillen wegschnappen dürfen. Ich danke allen, die mich unterstützt haben, als ich sagte, was offensichtlich sein sollte: nicht gegen LGBT gerichtet, sondern einfach nur gesunder Menschenverstand. Ich freue mich, dass die internationale Athletik-Community nun Klartext spricht. Auch ich werde weiterhin Klartext sprechen, wenn es um Frauen im Sport geht, und entsprechend handeln und mich einsetzen.»

Aus Gold wird Ramsch

Nicht alle Transmenschen, die an sportlichen Wettkämpfen teilnehmen, sind mörderische Frauenhasser. Aber Schiebung ist es auf jeden Fall, wenn Transfrauen auf dem Siegerpodest stehen, und ihre Medaillen verwandeln sich aus Gold in wertlosen Ramsch. Es gibt den Spruch des Duke of Wellington, die Schlacht bei Waterloo sei «auf den Spielfeldern von Eton» gewonnen worden. Analog könnte man sagen, der Kampf um die Erhaltung von Frauenrechten werde auf den Rennbahnen und in den Schwimmbecken des olympischen Dorfs ausgetragen, und entsprechend schön und sportlich wird der Sieg ausfallen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Normalität der achtziger Jahre

«Stranger Things» beweist, dass eine Serie nicht woke sein muss, um vielfältig zu sein.



Volle 286 Millionen Stunden, so viel Zeit verbrachten die Fans der Netflix-Serie «Stranger Things» am Startwochenende der vierten Staffel mit dem Streamen der neuesten Episoden. Absoluter Netflix-Rekord. Wie hoch diese Zahl tatsächlich ist, wird einem jedoch erst bewusst, wenn man sie auf Jahre hochrechnet. Genau sind es 32 648. Das muss man sich einmal vorstellen.

Immerhin 37 Jahre alt ist der Song «Running Up That Hill» von Kate Bush, der es durch seinen Einsatz in der aktuellen Staffel der Serie erstmalig an die Spitze der britischen Charts schaffte. In Deutschland rangiert er derzeit auf Platz vier der Spotify-Charts. Das sagt sicherlich viel über die geistige und kulturelle Armut der heutigen Musiklandschaft aus, aber eben auch über eine Serie, die ihren Hype nicht nur einem tollen Ensemble, einer grandiosen Story und viel Spannung zu verdanken hat, sondern auch dem einzigartigen Charme der achtziger Jahre.

Die Wissenschaft würde jetzt sagen, dass das daran liegt, dass wir negative Ereignisse aus der Vergangenheit in unseren Erinnerungen streichen, weshalb wir uns im Nachhinein hauptsächlich an die schönen Dinge erinnern würden. Dennoch bin ich der Überzeugung, dass die 1980er Jahre tatsächlich eines der besten Jahrzehnte überhaupt waren. Und das trotz Kaltem Krieg, Vokuhila und Dauerwelle.

«Stranger Things», vermutlich auch deshalb nicht so bemüht woke wie andere Serien, weil man mit dem Anspruch angetreten ist, den Zeitgeist und das Gefühl eines Jahrzehnts zu transportieren, in dem es überhaupt noch keine

Woke-culture gab, weckt selbst in jenen von uns, die die Achtziger gar nicht kennengelernt haben, eine Sehnsucht nach einer Zeit, in der die Welt, abgesehen von Monstern und drohenden Rissen in der Erdkruste, noch in Ordnung war. Nein, nicht politisch gesehen, aber sicherlich was das eigene kleine Leben betrifft.

Eine Welt, in der es vor allem in Bezug auf die sich in der Serie anbahnende Katastrophe epischen Ausmasses sicherlich praktisch ge-

Man ist retro und trotzdem moderner und freier als alles, was sich heute progressiv schimpft.

wesen wäre, wenn es schon Smartphones gegeben hätte, die dafür aber um einiges echter und entschleunigter daherkommt. In der es keine virtuellen Selbstdarsteller, sondern noch echte Helden gibt und die eigene Lieblingsmusik einen anderen Wert hat, weil man sie a) teuer kaufen und b) jedes Mal auf Kasette zurückspulen muss. Wo tatsächlich jeder ein klar definierbares Geschlecht hat und der Fokus von Serien noch auf guter Unterhaltung statt krampfhaft woken Skripten liegt.

«Stranger Things» beweist, dass eine Serie nicht woke sein muss, um vielfältig zu sein. Dass schwarze Schauspieler nicht per Quote zwanghaft irgendwo reingscripted werden müssen, um einen wichtigen Platz einzunehmen. Wenn sich teenagerliches Gefühlschaos wie bei Will Buyers wie selbstverständlich in die Story einfügt und man mit der

lesbischen Robin mitfühlt, während sie ihren Schwarm aus der Ferne anschmachtet, dann ist Vielfalt plötzlich keine linke Propaganda mehr, sondern das, was es die ganze Zeit über sein sollte: etwas völlig Normales.

Mit «Stranger Things» ist den Duffer Brothers ein Meisterstück des neuzeitlichen Serien-Genres gelungen, das es schafft, den Ansprüchen des aktuellen Zeitgeists Rechnung zu tragen, ohne damit die Serie selbst zu zerstören. Man ist retro und trotzdem moderner und freier als alles, was sich heute progressiv schimpft.

Und so ist es wohl der Ironie des heutigen Zeitgeists geschuldet, dass ausgerechnet eine Serie, die sich «Stranger Things» nennt und in der es um Monster, sonstige übernatürliche Wesen und eine «Other Side» geht, mehr *realness* und Normalität versprüht als jeder woke Diversity-Quatsch der letzten Jahre von «Star Wars» bis «Bridgerton».

Zweifelsohne wäre es vor diesem Hintergrund ein wahrer Segen für die gesamte Streaming- und Filmlandschaft, wenn sich hier auch andere Autoren und Filmemacher eine gehörige Scheibe abschneiden würden. Das Rezept ist denkbar einfach: Unterhaltung vor Wokeness. Dann fügt sich alles von ganz allein. Vielleicht sollten künftig einfach alle Serien in diesem geil-normalen Jahrzehnt spielen. Oder: Wir übernehmen einfach mal wieder die Normalität der Achtziger und übertragen sie auf unsere Gegenwart. Dafür würde ich auch die Renaissance des Vokuhila in Kauf nehmen.



Klassentreffen von Gleichgesinnten: EU-Ratspräsident Michel, Bundesrat Cassis, EU-Kommissionschefin von der Leyen (v. l.).

Cassis, fast allein zu Haus

Man muss es leider so hart sagen: Der Bundespräsident und das Eidgenössische Parlament bekamen in Lugano die Konferenz, die sie verdient haben.

Marcel Odermatt

Spätestens mit der Pandemie hat sich die Öffentlichkeit an schwindelerregende Zahlen gewöhnt. In Lugano lancierte der Ministerpräsident der Ukraine, Denys Schmyhal, eine weitere spektakuläre Summe: 750 Milliarden Dollar. So viel werde benötigt, um das kriegsversehrte Land wieder aufzubauen. Das entspricht ziemlich genau der Wirtschaftsleistung der Schweiz in einem Jahr. Wer diese Mittel aufwerfen solle, wollte an der Ukraine-Konferenz niemand sagen. Die einzige Idee kam von Schmyhal selbst: Die eingefrorenen Gelder der russischen Oligarchen sollen konfisziert und der Ukraine für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden.

Lugano

Als Schmyhal seine Forderung präsentierte, wurde es dem Gastgeber der Konferenz, Bundespräsident Ignazio Cassis, sichtlich unwohl. Man stelle sich vor: Die Schweiz, die sich immer als Hort der Rechtsstaatlichkeit verstanden hat, stünde am Anfang einer gigantischen, historisch einmaligen Enteignungsaktion. Cassis betonte denn auch, das Recht auf Eigentum sei ein «Menschenrecht». Dieses könne zwar verletzt werden, aber nur wenn eine «solide rechtliche Grundlage» bestehe.

Ungefragte Dienste

Das Beispiel zeigt, wie sich die Schweiz nach Russlands Überfall auf die Ukraine in die Breddouille gebracht hat. Und es gibt unzählige

weitere Beispiele. Das Land hat diplomatisch an Gewicht eingebüsst. Seine Guten Dienste sind weniger gefragt als auch schon. An der Lugano-Konferenz, durchgeführt in Cassis'

Die Schweiz hat diplomatisch an Gewicht eingebüsst. Ihre Guten Dienste sind weniger gefragt.

Heimatstadt, war das unübersehbar. Die meisten Vertreter der 38 Teilnehmerstaaten spielten höchstens in der zweiten Liga. Die prominenteste Besucherin war die glücklose EU-Kommissions-Chefin Ursula von der Leyen. Cassis, fast allein zu Haus.

Mehr noch: Mit Ausnahme der Türkei und des Vatikans gehörten alle Teilnehmerstaaten zur Fraktion, die seit Kriegsausbruch erfolglos versucht, Russland mit wirtschaftlichen Strafaktionen zur Aufgabe der Kriegshandlungen zu bewegen. Es war im Palazzo dei Congressi ein Klassentreffen von Gleichgesinnten. Dass auch Entwicklungsorganisationen massiv Präsenz markierten – geschenkt. Immer wenn es darum geht, öffentliche Mittel zu verteilen, marschieren sie auf.

Mit allen im Gespräch?

Das Signal, das Cassis und seine Entourage ausgesendet haben, ist klar: Die Schweiz bekennt sich zum Anti-Russland-Block. Und die Message ist angekommen. Russlands Botschafter in der Schweiz, Sergei Garmonin, sagt, die Konferenz werde sich «kaum positiv auf das Verhältnis der beiden Länder auswirken». Natürlich habe die Schweiz das Recht, ihre Interpretation der Neutralität zu ändern. Aber Interpretationen seien immer subjektiv. «Die Partner, und damit meine ich nicht nur Russland oder die europäischen Länder, könnten nun eine andere Antwort auf die Frage geben, ob die Schweiz aus ihrer Sicht neutral bleibt.»

Viele Beamte im Aussendepartement dürften sich über diese Aussagen freuen. Ihnen war das in den letzten Monaten scheinbar zerstörte Prinzip der Nichteinmischung schon lange ein Dorn im Auge. Statt abseits zu stehen, war es immer ihre Absicht, möglichst überall Stellung zu beziehen und mitzureden. Sie kamen in den letzten Monaten schneller an ihr Ziel als in den vergangenen Jahrzehnten zusammen. Insofern passte die Konferenz in Lugano perfekt ins Bild, das die Schweizer Aussenpolitik zuletzt abgegeben hat.

Was daran am meisten erstaunt: Während vieler Jahre huldigten dieselben Leute dem Multilateralismus. Lösungen seien nur möglich, wenn die Schweiz mit allen im Gespräch bleibe. Das beste Beispiel ist die Entwicklungshilfe. Allein der Bund wendete im vergangenen Jahr dafür 3,589 Milliarden Franken auf – zur Jahrtausendwende waren es erst 1,511 Milliarden. Die stolzen Summen flossen zumeist in Länder, die nach Schweizer Standards von Unrechtsregimes beherrscht werden. Trotzdem wiesen die heutigen Russland-Hardliner darauf hin, dass es sich lohne, die Zusammenarbeit aufrechtzuerhalten.

Die Schweiz hat nach Ausbruch des Ukraine-Kriegs einen Richtungswechsel vollzogen. Wer sich im Bundeshaus mit Aussenpolitikern unterhält, merkt: Viele wissen, was es geschlagen hat. Auch der intelligente Mediziner und spätberufene Politiker Cassis spürt, dass hier eine Dynamik losgetreten worden ist, die das Land nachhaltig verändern wird. Dem verfassungsmässigen Auftrag, «Unabhängigkeit und Frieden in Solidarität und Offenheit

gegenüber der Welt zu stärken», ist damit kaum gedient.

Auch das Tagesgeschäft leidet. Anfangs herrschte im Bundeshaus noch die Hoffnung, die Schweiz werde für ihr willfähiges Verhalten im Ukraine-Krieg bejubelt und international belohnt. Mittlerweile wissen alle, inklusive Cassis, dass das nicht der Fall ist. Der Aufmarsch der politischen B-Liga in Lugano war nur ein weiterer Beweis dafür.

Die Schlusserklärung der Konferenz ist auch kein Wurf. Die Grenzen der Ukraine müssten wiederhergestellt werden, wird gefordert. Das ist ein verständlicher Wunsch, realpolitisch allerdings kaum umsetzbar. Die Russen dürften die eroberten Gebiete nie mehr preisgeben. Die

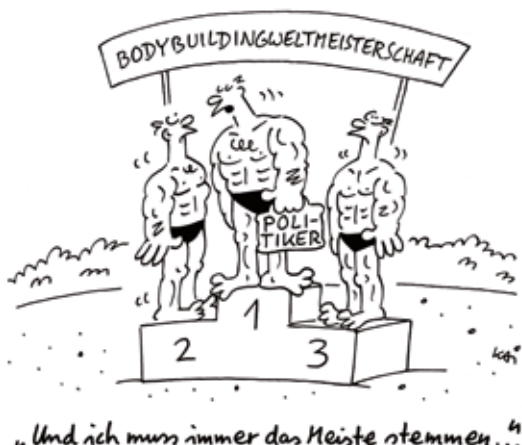
Das Signal, das Cassis aussendet, ist klar: Die Schweiz bekennt sich zum Anti-Russland-Block.

Ukraine könnte diese nur mit massiver Unterstützung westlicher Armeen zurückerobern. Die nominell neutrale Schweiz würde sich an einer solchen Operation nicht beteiligen. Dass Cassis sich mit der Forderung trotzdem einverstanden erklärte, ist erstaunlich.

Brüsseler Ränke

Interessantes Detail am Rande: In der Schlusserklärung wird darauf hingewiesen, dass die Teilnehmerstaaten der Lugano-Konferenz der Ukraine den «Kandidatenstatus als EU-Mitglied gewähren». Nun ist die Schweiz von Brüssel unabhängig, auch wenn sie die EU-Sanktionen gegen Russland eins zu eins übernommen hat. Die Frage stellt sich: Kann es die Aufgabe der Eidgenossenschaft sein, sich darum zu bemühen, dass die Ukraine möglichst bald ihre Flagge in Brüssel hissen kann?

Das Detail fügt sich in das Bild einer misslungenen Veranstaltung. Man muss es leider so hart sagen: Cassis, der Bundesrat und das Parlament bekamen die Konferenz, die sie verdient haben.



Energiewende-Industrie ohne Energie

Deutschland setzt auf die Energiewende. Die Politik verspricht, dass die Wende dazu führen wird, dass das eigene Land zum führenden Technologiestandort für erneuerbare Energien wird – und dann passiert genau das Gegenteil: Erst verglüht die Solarbranche in Deutschland, und jetzt braust ein Sturm über die Hersteller von Windmühlen.

Jüngstes Opfer: Nordex. Der Hersteller von Windkraftanlagen hat sein letztes deutsches Rotorblätterwerk geschlossen. Es ist eine Entscheidung, die angesichts der Bemühungen, sich von Russland als Hauptenergielieferanten zu lösen, umso paradoxer wirkt. Trotz Energiewende, steigender Nachfrage und anspruchsvollen Klimazielen bauen Windkonzerne hierzulande Arbeitsplätze ab. In den vergangenen zehn Jahren gingen insgesamt 60 000 Stellen in der Windindustrie verloren. Die meisten Hersteller stecken wie Nordex in den roten Zahlen. Also flüchten sie dahin, wo Arbeitskräfte billiger sind. Die Verlagerung zusammen mit Innovationen und immer grösserer Anlagen hat einen durchschlagenden Erfolg gebracht: Die Stromerzeugungskosten der Windkraft haben sich in den vergangenen fünf Jahren glatt halbiert.

Es ist ein Dilemma: Will die Branche wettbewerbsfähig werden, ist Deutschland als Fertigungsort auf Dauer keine Option. Dazu kommt: In Deutschland ist der Bau neuer Windkraftanlagen ins Stocken geraten, weil die Genehmigungsverfahren sich wegen Widerständen der Menschen vor Ort hinziehen. Fünf Jahre dauert es durchschnittlich von der Idee bis zur Fertigstellung.

Zwar ist Deutschland eines der Länder mit den meisten Windrädern, aber was neue Anlagen betrifft, stehen China, die USA und Brasilien an der Spitze. Die Auftragsbücher der weltweit tätigen Unternehmen sind gefüllt, aber die Aufträge kommen seltener aus Deutschland. So kommt es, dass es sich für Unternehmen lohnt, in Indien oder Brasilien Rotorblätter zu fertigen, die dort stärker nachgefragt werden als im Erfinderland der Energiewende. Das Ganze erinnert fatal an das Schicksal der Solarbranche: Es waren deutsche Unternehmen, die der Sonnenenergie zum globalen Erfolg verhelfen. Dank niedrigerer Arbeitslöhne und billigerer Energie produzierten aber Chinesen günstiger. Deutschland hatte mit seiner Förderung lediglich für einen Innovationschub gesorgt, doch die heimische Wirtschaft hatte das Nachsehen. Oliver Stock

Erinnerung ist Pflicht

Warum der Missbrauch des Holocaust ein Verbrechen ist.

Alexander Günsberg

Wer erinnert sich nicht an die «Ungeimpft»-Judensterne, die bei den Corona-Demos zu sehen waren? Impfskeptiker meinten, Opfer eines Holocaust zu werden. Radikale Islamisten, die gegen Israel hetzen und ihren Kindern den Judenmord beibringen, sehen sich als Holocaust-Verfolgte, obwohl ihr Vorbild Mohammed Amin al-Husseini, Mufti von Jerusalem und geistlicher Führer einer SS-Einsatzgruppe, mit Hitler die Tötung der Juden im Heiligen Land vereinbarte. Putin wirft der ukrainischen Regierung vor, im Donbass einen Holocaust zu organisieren. Sein Aussenminister Lawrow behauptete, Hitler hätte jüdisches Blut gehabt. Selenskyj berief sich in der Knesset auf jüdische Vorfahren und verglich den Krieg in der Ukraine mit dem Holocaust.

Bei TV-Umfragen wissen junge Leute nicht, was der Holocaust war. Eine New Yorkerin meinte, es sei ein Feldzug gegen die Frauen gewesen, ein syrischer Flüchtling in Berlin erklärte, es wäre der Kampf der Juden gegen die Menschheit, und ein Österreicher sagte, es handle sich um eine Rockband. Besser Informierte schätzen die Zahl der Ermordeten auf 10 000. Oft ist zu hören, die Vernichtung in den KZ sei eine Erfindung amerikanischer Juden, um von ihrer Weltherrschaft abzulenken. Neonazis bezichtigen die Juden der Auschwitz-Lüge und des Holocaust an den Arabern.

Gottesmord-Vorwurf

«Was ist daran schlimm?», war in einer Fernsehdiskussion zu hören. «Nicht jeder kennt die Geschichte, und gelogen wird im Krieg von allen.» Dem muss widersprochen werden, denn der Antisemitismus bedroht nicht nur die Juden. Er ist eine Geißel der Menschheit.

Seit der Entstehung des Christentums wurde die Diffamierung der Juden zu einem Mittel der Durchsetzung der neuen Religion. Der Barnabasbrief (um 100 n. Chr.), der Diognetbrief (um 120), der Dialog mit dem Juden Tryphon (um 155) und die Osterpredigt des Melito von Sardes (um 190) begründeten den Gottesmord-Vorwurf gegen die Juden und ihre Zerstreung über die Welt als Strafe dafür.

«Wie können es Christen wagen, mit Juden, den elendsten aller Menschen, die wollüstige, räuberische, habgierige und heimtückische Verbrecher sind, auch nur den geringsten Umgang zu haben? Sind sie nicht eingefleischte Mörder, Zerstörer, vom Teufel besessene Menschen, die für Ausschweifungen und Trunkenheit die Natur von Schweinen und geilen Böcken angenommen haben? Gott hasst die Juden», schrieb Johannes Chrysostomos. Die Folgen waren schrecklich. 2000 Jahre lang waren sie Entrechtungen und Massenmorden

Es geht um die Singularität und die Qualität des Verbrechens, das man den Holocaust nennt.

ausgesetzt. Das Christentum brachte den Antisemitismus nach Europa. Hunderttausende wurden verbrannt und erschlagen. Dass Jesus, Josef, Maria und elf Apostel Juden waren, interessierte nicht. Sie wurden blond und blauäugig dargestellt, um es zu verschleiern.

Verheerend wirkte sich 1103 der Mainzer Reichslandfrieden aus. Er verbot den Juden das Waffentragen. Menschen im ganzen Okzident wurden zu Mördern, weil die Juden recht- und schutzlos waren. Sie umzubringen und zu bestehlen, konnte mit einem Obolus an die Kirche abgegolten werden. Luther bezeichnete die Juden als Feinde Gottes, weil er sie nicht bekehren konnte. In einer Hetzschrift von



1543 verlangte er, ihre Häuser und Synagogen niederzubrennen.

Den Zenit erreichte der Judenhasse unter den Nationalsozialisten. Hitler kündigte 1925 in «Mein Kampf» die Vernichtung der jüdischen Rasse an, bestätigte dies 1939 im Reichstag und liess die Ausführung 1942 auf der Wannseekonferenz beschliessen. Elf Millionen sollten den Tod finden. Seit 1933 waren sie entrechtet, beraubt, in KZ gesteckt und getötet worden, nicht nur in der Pogromnacht von 1938. Im Unterschied zu den ukrainischen Flüchtlingen, denen alle Länder des Westens die Tore öffnen, blieben diese für die Juden damals verschlossen. Auf der von US-Präsident Roosevelt 1938 einberufenen Konferenz von Evian war kein Staat zur Aufnahme von Juden in nennenswerter Zahl bereit. Wenigen nur gelang die Flucht ins britische Mandatsgebiet Palästina, nach Frankreich, England, in die USA, nach China, Mittelamerika oder Russland. 6,3 Millionen wurden ermordet.

Widerstand wurde zum Verbrechen

Das und nichts anderes war der Holocaust. Er steht einzig in der Geschichte da. Nie zuvor hatte ein Staat ein ganzes Volk planmässig auszurotten versucht. Die Gräueltaten, die es erleiden musste, stellen die Massaker der Mongolen, der Hunnen und des IS in den Schatten. Jeder Ermordete ist einer zu viel. Es geht aber nicht um Einzelne, sondern um die Singularität und die Qualität des Verbrechens, das man den Holocaust nennt. Im 20. Jahrhundert wurde das Volk der Dichter und Denker zu einem Volk von Mördern. Widerstand wurde zum Verbrechen. Es zeigt, dass die Zivilisation die im Menschen steckenden Urtriebe nicht zu beseitigen vermag. Was damals möglich war, kann wieder geschehen. Deswegen ist Erinnerung Pflicht. Jede Relativierung, jeder Vergleich mit anderen Verbrechen und jeder Missbrauch von Symbolen des Holocaust leistet dem Vorschub.

Alexander Günsberg lebt als Schriftsteller und Journalist am Zürichsee und im Wallis. Er schreibt Romane und historische Bücher über Judentum, Israel und Zionismus.

Ungarns neue Doppelspitze

Mit Katalin Novák steht die erste Frau an der Spitze Ungarns. Im Flug hat sie das Gesicht des Lands verändert.

Boris Kálnoky

Budapest

Als Ungarns Staatspräsident János Ader im Mai aus dem Amt schied, merkte das im Ausland kaum jemand. Er war selten öffentlich aufgetreten, und wenn er sprach, dann ausschliesslich über Umwelt- und Klimaschutz.

Seine Nachfolgerin, die bisher für Familienpolitik verantwortliche Ministerin Katalin Novák, ist ein anderes Kaliber. Sie ist die erste Frau in diesem Amt in Ungarn und zugleich mit 44 Jahren auch Ungarns jüngstes Staatsoberhaupt. In den ersten sechs Wochen ihrer Amtszeit wirbelte sie durch ebenso viele Länder, machte dabei jeweils fette Schlagzeilen in den ungarischen Medien und postete das effektiv auf Facebook, Twitter und Instagram. Ein wenig wirkt es, als mache Novák Ministerpräsident Viktor Orbán Konkurrenz.

In Wirklichkeit ist das alles fein abgestimmt. Es gebe einen Durchgang zwischen dem Präsidentenpalast und dem Sitz des Ministerpräsidenten im Budapester Burgviertel, hat Frau Novák in ihrem ersten grossen Interview mit dem linksliberalen Nachrichtenportal Telex.hu verraten. Mit Regierungschef Viktor Orbán spreche sie wöchentlich. «Mal gehe ich hin, mal kommt er rüber.»

Das Interview sorgte für Aufsehen. Ungarns Regierungspolitiker sprechen normalerweise nicht mit diesem Medium, das zu den schärfsten Kritikern Orbáns gehört. Frau Nováks Erklärung: «Ich will alle Ungarn vertreten, auch jene, die ich am besten über Ihr Medium erreiche.» Also die Wähler der Opposition.

Ihre erste Auslandsreise führte sie nach Polen. Es folgten Besuche in Deutschland und Prag. Sie sei wie die Feuerwehr, schrieb die liberale belgische Zeitung *Le Soir* in einem freundlichen Porträt. Tatsächlich sind die Beziehungen Ungarns zu Deutschland, neuerdings auch zu Polen und Tschechien, angespannt. Der Vise-grad-Block der ostmitteleuropäischen Länder Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn ist tiefgespalten in der Frage der Haltung gegenüber Russland.



Sie soll Risse kitten:
Katalin Novák.

Frau Nováks Besuche haben sichtlich geholfen, Missverständnisse zu zerstreuen und die Stimmung zu verbessern. Er habe «Verständnis» gezeigt für Ungarns Position, sagte sie nach dem Besuch bei Deutschlands Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier.

Am 10. Juni war sie in Bukarest, zu einem Treffen der «Bukarest Neun» – ein 2015 von Polen und Rumänien initiiertes Zusammenschluss früherer Ostblockstaaten gegen russi-

Ungarns Führung hat plötzlich ein lächelndes Gesicht, das sich nicht als Zielscheibe eignet.

sche Expansionsbestrebungen. Von dort sprach und tweetete sie über «Russlands Krieg gegen die Ukraine», der «Europas Frieden ruiniert» habe. «Wir verurteilen Putins Aggression», postete sie, «und sagen für immer nein zu Bemühungen, die Sowjetunion zu restaurieren.»

«Wir» bedeutete aus dem Munde der Staatspräsidentin auch das Land, das sie repräsentiert: das von Ministerpräsident Viktor Orbán geführte Ungarn. Orbán steht bekanntlich im

Ruf, «Putins bester Freund» in der EU zu sein. Obwohl er das nie war, waren gute Beziehungen zu Russland tatsächlich ein Standbein seiner Aussenpolitik. Die bestand darin, allen für Ungarn relevanten Mächten etwas zu geben, aber auch etwas dafür zu fordern.

Schärferes Auftreten

Dass der Krieg Ungarn nun zwingt, die Strategie gegenüber Russland zu überdenken, hat Orbán schon zu Kriegsbeginn gesagt. Aber seine Formulierungen klangen nie so scharf wie jene mancher westlicher Regierungen, denn er sagte: Irgendwann werde der Krieg vorbei sein, aber Russland werde immer noch da sein. Sprich: Man dürfe die Brücken nach Moskau nicht abbrechen. Nováks Auftreten war von Anfang an schärfer. So wie in Bukarest verurteilte sie Putins Aggressionskrieg bereits in ihrer Antrittsrede am 10. Mai.

Wer Orbán und Novák in den letzten Jahren erlebt hat, versteht: Das ist Arbeitsteilung. Novák hat sich im Laufe der Jahre zu einer der einflussreichsten politischen Figuren in Budapest entwickelt, mit ausgedehnten Kontakten nach Deutschland, Frankreich, Italien und Lateinamerika. Sie war nicht nur Ministerin, sondern (bis letztes Jahr) auch Vizepräsidentin der Regierungspartei Fidesz. In dieser Funktion kümmerte sie sich auch um die Beziehungen zu Deutschland und zur christdemokratischen Parteienfamilie. Innenpolitisch schuf sie ein echtes Markenzeichen der Regierung Orbán, eine grosszügige Familienpolitik.

Sie war also immer jemand, der aufbaut und verbindet. Das scheint jetzt auch ihre Strategie als Staatspräsidentin zu sein. Ungarns Führung hat plötzlich ein lächelndes Gesicht, das sich nicht eignet als Zielscheibe für politische Schlammschleuderei. Sie soll Risse kitten, wo Orbán Bruchlinien aufreisst. Sie gilt als konservativ, aber gemässigt, und als Atlantikerin.

Der neue Wind, den sie bringt, ist aber mehr ein Wandel im Stil als im Inhalt. Frau Nováks Grundüberzeugung lautet wie jene Orbáns: «Hungary first».

Madame fasziniert

Ein amerikanisches Gericht verurteilte Ghislaine Maxwell zu zwanzig Jahren Haft. Wer ist die Frau, die Jeffrey Epstein lange sehr nahestand?

Sarah Pines



Tendenz, sich in die falschen Männer zu verlieben: Maxwell und Epstein, undatierte Aufnahme.

New York

Ghislaine Maxwell ist Hauptnebendarstellerin im sogenannten Epstein-Fall. 2019 wurde der damals 66-jährige New Yorker Hedge-Fund-Manager Jeffrey Epstein verhaftet. Er soll junge Frauen und minderjährige Mädchen zur Prostitution gezwungen und Freunden und Bekannten zur Verfügung gestellt haben, darunter auch Bill Clinton und Prinz Andrew, die dies vehement verneinen. Kurz nach seiner Verhaftung wurde Epstein, der 2008 in Florida bereits ähnlicher Verbrechen angeklagt worden war, im Metropolitan Correctional Center in Manhattan tot aufgefunden.

Anfang Juli 2020 wurde auch Ghislaine Maxwell, 60, verhaftet, die Ex-Freundin und enge Vertraute Epsteins. Sie lebte seit 2019 versteckt, in Bradford, New Hampshire, auf ihrem An-

Für Epstein warb Maxwell junge Frauen an, managte dessen Häuser.

wesen Tuckedaway, das sie im Dezember 2019 unter einem Pseudonym und für eine Million Dollar Bargeld erworben hatte. Inzwischen hatte sie den Tech-Entrepreneur Scott Borgerson geheiratet, 44 Jahre alt und sechzehn Jahre jünger als Maxwell. Die meisten der Frauen, die Epstein Vergewaltigung und Menschenhandel vorwarfen, beschuldigen Maxwell als Mittäterin. Im November 2021 begann Maxwells Prozess am Manhattan Federal Court. Nun wurde Maxwell zu zwanzig Jahren Haft verurteilt, Borgerson hat sich schon längst von ihr getrennt.

Ghislaine Maxwell gilt als der sexuellen Gewalt fast ebenso fähig wie Epstein. Sie sei arrogant, der Einsicht, gar der Reue oder des schlechten Gewissens unfähig, sagte die Staatsanwaltschaft vor Gericht. Ihre drei Geschwister, die sich während der Gerichtsverhandlung in verschiedenen Interviews zu Wort meldeten, widersprachen vehement: Maxwell sei klug und lustig, ihrer Umgebung gegenüber einnehmend. Und sie habe die Tendenz,

sich in die falschen Männer zu verlieben, sie habe sich schon im Jahre 2000 von Epstein distanziert.

Maxwell gilt als Epsteins Zuhälterin. Sie war, so das Urteil, Zuhelferin, der die jungen Frauen, die Epstein dann missbrauchte oder weiterreichte, vertraut haben sollen. Sie war es, die geeignete «Exemplare» – viele davon Töchter aus den guten Häusern der Upper East Side – ausfindig machte, auf Spaziergängen, im Vorbeigehen auf der Strasse. Sie sprach sie an, tauschte Telefonnummern aus, nahm sie später mit auf Einkaufstouren oder ins Kino. Epsteins Angestellte, in deren Haus sie beizeiten lebte, später weiter ein und aus ging, nannten Maxwell «Madame». Die Öffentlichkeit ist von ihr fasziniert, auch weil sie eine Frau ist und Frauen sexuelle Straftaten nicht oder nur selten zugetraut werden.

Umgeben von berühmten Menschen

Ghislaine Maxwell kam am Weihnachtsabend 1961 in Frankreich zur Welt. Sie wuchs in Oxford auf, als das neunte Kind des Holocaust-Überlebenden, Kriegshelden, ehemaligen Abgeordneten, selbsternannten Konkurrenten von Rupert Murdoch und Patriarchen Robert Maxwell und der französischen Holocaust-Forscherin Elisabeth Meynard.

Geboren wurde Robert Maxwell als Ján Ludvík Binyamin Hoch in der Tschechoslowakei. Die Familie war bitterarm. Im Zweiten Weltkrieg schloss Maxwell sich dem tschechischen Widerstand an, kämpfte dann in der britischen Armee gegen die Achsenmächte, floh nach der Besatzung nach Frankreich und heiratete 1935 Meynard, Tochter eines Seidenfabrikanten aus Isère. Sie zogen nach Oxford, Maxwell kaufte den Verlag Pergamon Press, beteiligte sich später am britischen Privatfernsehen, kaufte dann die Zeitungen *The European* und die *New York Daily News*. Vor allem aber wurde Maxwell Teil der britischen High



„Tja, äh... 3X täglich 2 Löffel Datenaft,
einen heißen Browserwickel und viel
frische dots per inch...“

Society, kannte Prinzen, Diplomaten, Könige und Präsidenten.

Zwei Tage nach Ghislaine Maxwells Geburt starb ihr ältester Bruder bei einem Autounfall. Auch Maxwell steht, wie ihr Vater, für die oftmals arrogante Enthobenheit des Reichtums, lebte umgeben von berühmten Menschen wie George Hamilton und Lady Di, von Prinz Andrew, Jeff Bezos, den Clintons und den Trumps. Sie ist Helikopterpilotin, kann ein U-Boot steuern, ging in England gerne auf Pferderennen. In New York lebte sie auf der Upper East Side, 65th Street. Sie hat in Oxford studiert, ihre Hobbys waren Schwimmen und Boxen, sie war Gründerin eines Frauenklubs, Tiefseetaucherin und gelernte Rettungssanitäterin. 2012 hatte Maxwell das Meeresschutzprogramm «Terra Mar» gegründet. Manche ihrer Geschwister arbeiten im Tech-Bereich, leben im Silicon Valley, besitzen Think-Tanks und Start-ups.

Tod im Wasser

Eigentlich habe sie John F. Kennedy Jr. heiraten sollen, sagte sie vor vielen Jahren in einem Interview, das habe ihr Vater so gewollt. Stattdessen aber traf Maxwell in den frühen neunziger Jahren den Milliardär Epstein auf einer

Party in Manhattan. Sie begannen eine kurze Liebesbeziehung, Maxwell zog nach New York, arbeitete für ein Immobilienunternehmen, lebte relativ bescheiden. Als bald begann sie, an dem Reichtum Epsteins teilzuhaben, erst als dessen feste Freundin, dann als Verwalterin. Für Epstein warb Maxwell dann junge Frauen an, managte dessen Häuser in Palm Beach, auf den Virgin Islands, in Europa, liess sein Privatflugzeug warten. Den Diamantring, den er ihr geschenkt hatte, nannte sie «Verlobungsring». «I know that she would have died to marry him. She would have done anything for him» (Ich weiss, dass sie ihr Leben gegeben hätte, um ihn zu heiraten, sie hätte alles gemacht für ihn), sagte eine der bis dato anonym bleibenden Anklägerinnen der amerikanischen *Vanity Fair*.

Am 5. November 1991 war die Leiche von Robert Maxwell, Ghislaine Maxwells Vater, an der Küste von Teneriffa gefunden worden. Der 350 Pfund schwere Körper habe «nackt

Sie sprach die jungen Frauen an, tauschte Telefonnummern aus, nahm sie mit auf Einkaufstouren.

und steif» im Wasser getrieben, sagte die spanische Polizei. Maxwell soll in der Nacht über die Reling seiner Jacht «Lady Ghislaine», benannt nach der Lieblingstochter, gefallen sein, die Polizei vermutete einen Infarkt oder Suizid, Ghislaine Maxwell sowie Teile der Presse sprachen von Mord. Maxwell ist auf dem Ölberg in Jerusalem begraben. Nach seinem Tod kam die bittere Wahrheit ans Licht: «Captain Bob», wie Freunde ihn nannten, hatte zirka 460 Millionen Pfund aus den Pensionsfonds seiner Unternehmen auf Privatkonten umgeleitet. Die Familie war bankrott, zog aus der Villa in Oxford aus und in eine Mietwohnung. Zusammen mit ihren Besitztümern verloren die Maxwells den guten Namen.



High Society: mit Vater Robert Maxwell bei einem Fussballspiel 1984; die Insel Little St. James auf den Virgin Islands erwarb Epstein 1998.



Wo Wetter plötzlich Klima ist

Die «Meteo»-Macher missbrauchen die beliebte TV-Sendung für politischen Aktivismus. Allen voran der Chef, Redaktionsleiter Thomas Bucheli.

Stefan Millius

Am Dienstag, 7. August 2018, liessen Aktivisten von Greenpeace am Sitz des Schweizer Fernsehens Luftballone steigen. Daran aufgehängt schwebte ein Transparent auf die Höhe des Dachs, wo Moderator Jan Eitel gerade «SRF Meteo» präsentierte. Die Botschaft «Heiss? Klimaschutz!» war allerdings nicht lesbar, weil der Wind gerade ungünstig blies. Vermutlich war daran der Klimawandel schuld.

«SRF Meteo» ist eine gute Wahl, wenn man etwas ins Bild schmuggeln will. In der Regel schauen weit über eine halbe Million Menschen bei der Hauptausgabe zu, mehr als bei der «Tagesschau».

SRF distanzierte sich umgehend von der Aktion der grünen Aktivisten. Die Sendung sei für eine politische Kampagne missbraucht worden. Die Aufregung wirkte gekünstelt. Denn die Sendung wird schon seit Jahren missbraucht – von ihren eigenen Moderatoren.

Wie ein Paarberater

Vorläufiger Höhepunkt: Mitte Juni 2022 forderte Moderator Gaudenz Flury vor laufender Kamera die «Durchsetzung von griffigen Klimamassnahmen». Aber der politische Aktivismus beschränkt sich nicht auf «Meteo». Interviews, Vorträge, Online-Beiträge: Die Macher der Wettersendung lassen keine Gelegenheit aus, um vor dem Klimawandel zu warnen und für dessen Bekämpfung zu werben.

«Wir heizen dem Klima ein» hiess der Vortrag, den SRF-Meteorologe Thomas Kleiber im Februar 2017 in Rikon hielt. Er führte dem Publikum den Zusammenhang zwischen Treibhausgasen und Klimaerwärmung vor und sagte, dass der Mensch schuld sei und etwas geschehen müsse.

Im November desselben Jahres absolvierte Thomas Bucheli, Leiter von «SRF Meteo», einen wahren Marathon: Er war Stargast an fünf Altersnachmittagen der Thurgauer Kantonalbank vor insgesamt 4000 Leuten. Es sollte um Wetterkunde gehen, aber natürlich nicht ohne Abstecher zur globalen Erwärmung. Den Unterschied zwischen Wetter und Klima erklärte Bucheli so: «Wenn bei Ihnen heute laute Worte

fallen, ist das Wetter kein Problem. Wenn aber seit dreissig Jahren laute Worte fallen, müssen Sie sich fragen, ob es bei Ihnen einen Klimawandel gab.» Der Meteorologe als Paarberater.

In der Wirkung effektiver als solche Gastspiele ist die alltägliche Sendung. Im Juni 2021 stand Bucheli im Regen auf dem SRF-Dach.

Der Stammtisch soll gefälligst schweigen, ebenso Wissenschaftler, die etwas anderes sagen.

Das trübe Wetter nahm er zum Anlass, sein Lieblingsthema anzusprechen: «Wenn Sie sich fragen, ob der Klimawandel schuld sei an diesen Extrem-Wetterschiebungen, dann muss ich Ihnen sagen: «Nein, nicht der Klimawandel ist schuld. Das *ist* der Klimawandel.»»



Lieblingsthema: Meteorologe Bucheli.

Keine Frage, dass Gaudenz Flury ein Jahr später nach seinem Ausflug in die Politik nicht befürchten musste, von seinem Chef gemassregelt zu werden. Denn der ist ja sein bestes Vorbild. Der Blick in die Geschichte zeigt allerdings, dass die SRF-Meteorologen nicht immer schon so missionarisch veranlagt waren. In einem Interview aus dem Jahr 2011 sagte Moderator Christoph Siegrist auf die Frage, ob ihm der Klimawandel Angst mache: «In der Schweiz macht er kaum jemandem Angst. Wir befinden uns in einer komfortablen Situation.» Denn unser Land habe finanzielle Möglichkeiten und könne beispielsweise einfach einen höheren Damm bauen, wenn es mehr Hochwasser gebe. Erstaunlich pragmatisch und unaufgeregt.

«Ich ärgere mich»

Aber solche Töne würde man heute kaum mehr hören. Sabine Balmer, Meteorologin und seit 2004 bei «SRF Meteo», sagte in einem Interview mit *TV Star* einige Jahre später: «Ja, mich beschäftigt der Klimawandel sehr, ich ärgere mich manchmal, dass es politisch nicht schneller vorwärtsgeht.»

In einem Beitrag der «Meteo-Stories» auf *Srf.ch* hiess es im Mai 2022, dass die Zahl der Hitzetage weiterhin steigen werde, aber «mit ausgeprägten Klimaschutzmassnahmen liesse sich die Zunahme deutlich eindämmen». Und Gaudenz Flury erklärte in der *Schweizer Familie*: «Den Klimawandel gibt es, und der ist menschengemacht. Punkt. Das ist wissenschaftlich bewiesen, darüber lässt sich nicht diskutieren.» Keine Diskussion. Punkt. Das ist die Haltung des gebührenfinanzierten Senders. Der Stammtisch soll gefälligst schweigen, ebenso Wissenschaftler, die etwas anderes sagen – und die gibt es durchaus.

Nicht alle Zuschauer finden diese politische Beeinflussung des zahlenden Publikums lustig. Laut Thomas Bucheli gibt es nie so viele Beschwerden, wie wenn in seiner Sendung der Klimawandel thematisiert wurde. Vielleicht ist das der wahre Grund für das politische Engagement von «SRF Meteo»: ein Ablenkungsmanöver von gelegentlichen Fehlprognosen.

Deutscher Niedergang

Bildungskrise, Energieengpass, Inflation, Chaos im Flug- und Bahnverkehr:
Was in Deutschland nicht mehr funktioniert.



In diesen Tagen, Anfang Juli, liegen die besten Teile des Sommers noch vor uns. Bevor man – je nach Geschmack – Badehose oder Wanderschuhe einpackt und sich an sonnige Strände oder in kühlere Gebirgsregionen zurückzieht, tut es gut, sich daran zu erfreuen, dass man für einige Wochen nicht in maskierte Gesichter schauen muss. Was der Herbst bringt, weiss ja keiner. Es ist aber auch nötig, sich vor Augen zu führen, was in Deutschland alles nicht (mehr) funktioniert, damit der Realitätsschock im Herbst nicht zu gross wird:

— Die Sachverständigenkommission zur Covid-Pandemie stellte in ihrem vor einigen Tagen veröffentlichten Bericht fest, dass Deutschland auch zweieinhalb Jahre nach Pandemiebeginn keine ausreichende statistische Basis zu den Wirkungen der Krankheit und der Wirksamkeit der getroffenen Massnahmen hat. Die Meldewege funktionieren nicht, und die Gesundheitsämter haben immer noch keine einheitliche Software.

— Das von den Kulturministern der Bundesländer beauftragte Institut zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) konstatierte in seiner jüngsten Untersuchung über die Lese-, Schreib- und Rechenfähigkeiten der Viertklässler einen weiteren dramatischen Rückgang des Leistungsniveaus im Vergleich zur letzten Untersuchung im Jahr 2016. Das fügt sich in einen langfristigen negativen Trend und kann auch durch die Wirkungen der Covid-Pandemie nicht erklärt werden. 20 bis 30 Prozent der Kinder können nicht altersadäquat lesen, schreiben und rechnen. Sie erfüllen nicht die

Voraussetzungen zum Besuch weiterführender Schulen. Nach Abschluss der Schullaufbahn ist ihre Ausbildungsfähigkeit gefährdet.

— Ein quantitativ und qualitativ ausreichender Lehrernachwuchs ist nicht sichtbar. Auch fehlt es für die wachsende Zahl hochbetagter Menschen an Pflegekräften. Auf den Baustellen fehlen die ausgebildeten Handwerker, die Wohnungsbauziele der Bundesregierung können deshalb nicht erreicht werden. Und für die angestrebte Energiewende fehlt es an Heizungs- und Klimatechnikern. Die FDP schlägt deshalb jetzt vor, die Zahl der Einwanderer jährlich auf netto 500 000 festzulegen und Englisch als zweite Amtssprache einzuführen, um jenen die Integration zu erleichtern, die kein Deutsch können.

— Demnächst werden alle verfügbaren Steinkohle- und Braunkohlekraftwerke wieder in Betrieb genommen, um die absehbaren Versorgungslücken beim russischen Erdgas zu schliessen. Die drei noch laufenden Kernkraftwerke möchte man aber trotzdem zum Jahresende stilllegen. Auch ein halbes Jahr nach dem Start der Ampelregierung stockt der Ausbau von Windkraft und Solarenergie weiterhin. Die angekündigte Planungs- und Genehmigungsbeschleunigung ist noch nicht in Sicht.

— Immer weniger funktioniert bei der Deutschen Bahn. Im hochbezahlten Bahnvorstand gibt es keinen einzigen gelernten Eisenbahner mehr. Kürzlich standen 500 Güterzüge gleichzeitig im Stau. Nur noch die Hälfte der Personenzüge fahren pünktlich. In den Speisewagen gibt es häufig weder Kaffee noch Kaltgetränke, und im Frankfurter Hauptbahnhof

zeigt die automatisierte zentrale Zuganzeige unverdrossen selbst solche Züge an, deren Ausfall bereits am Bahnsteig gemeldet wurde.

— Massenhafte Flugstreichungen, Verspätungen und zusammenbrechende Gepäckabfertigung plagen an allen deutschen Flughäfen die Urlaubsreisenden. Obwohl die Bundesagentur für Arbeit für Ende Juni 2,3 Millionen Arbeitslose meldete, fehlt es auf den Flughäfen an Hilfskräften für die Gepäckbänder. In der Bundesregierung kam die Idee auf, man könne zum Stopfen der Lücke 10 000 Saisonarbeitskräfte aus der Türkei holen. Aber weder das Innen- noch das Verkehrs- noch das Arbeitsministerium fühlten sich konkret für die Umsetzung zuständig. Erst spät entdeckte man, dass die Sicherheitsüberprüfung dieser Kräfte mindestens sechs Wochen dauern würde – zu spät für die diesjährige Urlaubssaison. So starb die Idee wieder, kaum dass sie geboren war.

— Die Inflation beträgt in Deutschland mittlerweile über 8 Prozent. Bisher wurden aus der Bundesregierung keine Ideen dazu bekannt, was man zum Schutz der Konsumenten und Sparer konkret unternehmen könnte. Die Menschen sorgen vor für harte Zeiten und sparen massiv bei ihren Online-Käufen. Firmen wie Amazon und Zalando erfahren grosse Umsatzeinbrüche.

— Es gibt auch Positives zu vermelden: Gute Fortschritte macht die Ampelregierung bei der Aufhebung des Werbeverbots für Abtreibungen, bei der Erleichterung von Geschlechtsänderungen für Kinder und Heranwachsende und bei der Freigabe von Cannabis.

Wiedergeburt der Nato

Die totgesagte Militärallianz ist zu neuem Leben erwacht. Russland wird zum Feind erklärt, die Ostflanke gefestigt, der neue Kalte Krieg ist Tatsache. Ein Mann allein hat das zu verantworten.

Urs Gehriger

Madrid

Der rechte Fuss, der unablässig unter dem Rednerpult aufs Parkett tappt, verrät, dass der kühle Hüne aus dem hohen Norden Wichtiges zu verkünden hat. «Heute haben wir den historischen Beschluss gefasst, Finnland und Schweden einzuladen, Mitglieder der Nato zu werden», informiert Generalsekretär Jens Stoltenberg die versammelte Weltpresse.

Noch am Vortag galt ein rascher Beitritt als unrealistisch. Dann nahm sich der Norweger den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan zur Brust, der sich gegen die Aufnahme der Skandinavier in den Kreis der Nato sträubte. Nach vierstündiger Marathonsitzung war dessen Widerstand gebrochen.

Unbeeindruckt von Putin

Mit dem Effort hat Stoltenberg dem Nato-Gipfel in Madrid letzte Woche zusätzlich Schneid verliehen. Das Bündnis vollzog eine Reinkarnation. Vor wenigen Monaten erst sah die grösste Militärallianz der Welt aus wie ein zahnloser Riese. Miese Zahlungsmoral. Sinnkrise. Macron hatte ihr gar den «Hirntod» diagnostiziert.

So schlapp hatte sich die Nato präsentiert, dass Putin kaum mit einer ernsthaften Reaktion rechnete, als er am 24. Februar beim Nachbarn Ukraine einstieg. Das zerworfene Bündnis würde seinen Völkerrechtsbruch und die nachfolgende Vergewaltigung des souveränen Staates mit einem sedierte Wehklagen hinnehmen, dachte Putin wohl.

Die Nato liess sich nicht beeindrucken. In Madrid gab sie sich geeint wie seit dem Fall des Sowjetimperiums vor über dreissig Jahren nicht mehr. Ursprünglich war Stalins Sowjetunion der erklärte Feind der Nato. Jetzt ist es Putins Russland.

Mit den Worten Stoltenbergs: «Russland ist die grösste und unmittelbarste Bedrohung für die Sicherheit der Verbündeten und für Frieden und Stabilität im euro-atlantischen Raum.»



«Historischer Beschluss»:

Generalsekretär Stoltenberg in Madrid.

Lange wurde in den Medien von einem «neuen Kalten Krieg» fabuliert. Als Folge von Putins heissem Krieg in der Ukraine wird er nun Tatsache. Mit einem gravierenden Unterschied. Anders als im alten Kalten Krieg steht Russland jetzt ohne Satelliten allein dem Westen gegenüber, einzig flankiert von Weissrussland.

Die Nato wurde 1949 gegründet, um dem Sowjetimperium die Stirn zu bieten. Nach dessen Zerfall, den Putin als «grösste Tragödie des 20. Jahrhunderts» bezeichnete, forderte Russlands Präsident die Auflösung des transatlantischen Bündnisses. Es habe jede Daseinsberechtigung verloren. Es sei aggressiv gegen Russland orientiert und bedrohe sein Land.

Dem war nicht so. Die Nato war stets auf Verteidigung ausgerichtet. Während Jahren hat der Westen aufrichtig versucht, Russland in ein Sicherheitssystem einzubinden: Beteiligung in der Pariser Grundakte (1991), Budapester Memorandum (1994), Partnerschaft für den Frieden (1994), Aufnahme in den Europarat (1996), Nato-Russland-Grundakte (1997), Aufnahme in

die G-7 (1998), Gründung des Nato-Russland-Rats (2002), Aufnahme in die WTO (2011).

Siebenfache Truppenaufstockung

Wenn Putin nun den Westen abermals beschuldigt, er ignoriere Russlands Sicherheitsbedürfnisse, dann empfiehlt sich ihm ein Blick in den Spiegel. Durch seinen Angriffskrieg – mit dem er die grösste Sicherheitskrise in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg provozierte – hat Putin all jenen recht gegeben, die an dem Bündnis festgehalten haben. Ebenso all den Satellitenstaaten Zentraleuropas, die seit Ende des Sowjetimperiums Schutz bei der Nato suchten. Sie trauten Russlands Führung nicht.

Den erneuten Ausbau der Nato und deren neue Entschlossenheit zur Verteidigung hat Russland ganz allein seinem Präsidenten zu verdanken. Der ehemalige Nato-Generalsekretär Anders

Fogh Rasmussen brachte es im Interview mit der *Weltwoche* (Nr. 26/22) auf den Punkt: «Putin wollte weniger Nato. Jetzt bekommt er mehr Nato.»

Deutlich mehr Nato. Die Verteidigung der Ostflanke wird massiv ausgebaut. Bislang zählte die schnelle Nato-Eingreiftruppe 40 000 Soldaten. Künftig sollen 300 000 Soldaten in hohe Einsatzbereitschaft versetzt werden. Die geplante siebenfache Aufstockung

Mit der strategischen Ausweitung nach China öffnet die Nato Türen ins Ungewisse.

der Nato-Truppen, die innerhalb von dreissig Tagen auf einen Angriff reagieren können, bedeutet «eine Rückkehr zur Doktrin des Kalten Krieges, bei der die militärischen Befehlshaber detaillierte Pläne für die Verteidigung gegen Angriffe auf bestimmte Gebiete mit bestimmten Truppen und Waffen hatten», wie die *Financial Times* festhält.

Entscheidend ist nicht die Masse, sondern der effiziente Einsatz der Truppen. Streitkräfte aus Nato-Staaten sollen so zugeteilt werden, dass sie Russlands direkten Nachbarn ausreichend Schutz gewährleisten können. Ein neues Hauptquartier des US-Armeekorps, das ständig in Polen stationiert ist, soll die Bereitschaftsbemühungen unterstützen.

Und hier liegt die Krux. Martialische Gesten hin, Einheitsrhetorik her: Auch nach über vier Monaten Krieg gilt das alte Nato-Muster: Amerika zahlt, Europa profitiert. Bis zum 7. Juni haben die USA gemäss Studien des Kieler Instituts für Weltwirtschaft 42,7 Milliarden Euro an Hilfe für die Ukraine bereitgestellt.

Putins Angriff auf die Ukraine wirkte auf Europa wie ein Weckruf. Selbst eingefleischte Pazifisten schienen zu verstehen, dass einzig eine solide Bewaffnung Frieden und Sicherheit garantieren kann. Doch mit Lippenbekenntnissen lässt sich kein Territorium verteidigen. Seit 2014 lautet das Richtziel für den Verteidigungsetat der Mitgliedstaaten 2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Bloss neun von dreissig Bündnisstaaten erfüllen bis dato das Ausgabenziel.

Diffuse Rolle in Bezug auf China

Die schleppende Zahlungsmoral ist nicht das einzige Fragezeichen, das hinter der neuen Nato steht. In dem in Madrid beschlossenen neuen Strategiekonzept, dem ersten seit 2010, findet auch China Erwähnung – «als Herausforderung» der gemeinsamen Interessen, Sicherheit und Werte.

Damit greift die Nato erstmals nach Asien aus. Die Bedrohung, die von Peking ausgeht, bleibt indes vage formuliert: «Die Volksrepublik China setzt ein breites Spektrum an politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln ein, um ihre globale Präsenz zu vergrössern und Macht auszubauen und dabei ihre Strategie, ihre Absichten und ihre militärische Aufrüstung undurchsichtig zu halten.»

Ebenso diffus die Rolle, die der Nato als Verteidigungsbündnis in Bezug auf China zufallen könnte. «Natürlich wird dies sehr stark von den USA abhängen, denn Artikel 5 könnte aktiviert werden, wenn ein Mitglied den Nato-Rat anruft», so der ehemalige Nato-Generalsekretär Rasmussen zur *Weltwoche*. Will heissen: Sollten sich die USA, Briten oder Franzosen im Pazifik mit China in die Haare geraten, sollten sie sich dereinst gar in einen möglichen Konflikt um Taiwan verwickeln, könnte durch den Beistandsartikel die gesamte Nato in einen Krieg hineingezogen werden.

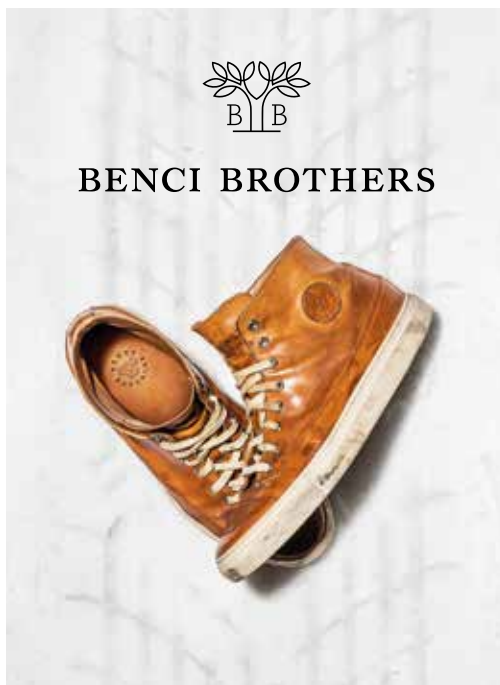
Eben hat das Bündnis zur Einheit zurückgefunden. Droht es jetzt mit dem Ausgriff nach Asien den Bogen zu überspannen?

Die Bedrohung für die rund eine Milliarde Menschen im Nato-Bündnisraum sei diverser geworden, heisst es im Hauptquartier der Allianz. Mit hybrider Kriegführung, Cyber-An-

griffen und Folgen des Klimawandels wird die Ausweitung des Horizonts in den Fernen Osten begründet. Eine Ausrichtung aufs rein Militärische reiche nicht mehr aus.

Gründung einer Wirtschafts-Nato?

Rasmussen und andere westliche Exponenten haben deshalb die Gründung einer Wirtschafts-Nato angeregt. Oder präziser: die Erweiterung des Militärbündnisses um eine wirtschaftliche Dimension. Inklusiv eines Sicherheitspakts nach dem Vorbild des militärischen Beistandspakts. Die britische Aussenministerin Liz Truss brachte das Ansinnen wie folgt auf den Punkt: «Wenn die Wirtschaft eines Partners von einem aggressiven Regime angegriffen wird, sollten wir alle handeln, um ihn zu unterstützen. Alle für einen und einer für alle.»



Doch was bedeutet dies in der Praxis? Die Stärke und Glaubwürdigkeit der Nato, die in Artikel 5 ihres Gründungsvertrags verankert ist, besteht in ihrer Verpflichtung, dass «ein bewaffneter Angriff gegen einen oder mehrere von ihnen in Europa oder Nordamerika als ein Angriff gegen sie alle angesehen wird». Wie wird ein «Angriff» im ökonomischen Bereich definiert? Wie soll die Reaktion aussehen?

Nach Madrid lässt sich folgende Zwischenbilanz ziehen: Durch Putins Angriffskrieg ist die totgesagte Nato zu neuem Leben erwacht. Indem sie Russland zum Feind erklärt, kehrt sie zur alten Struktur des Kalten Kriegs zurück. Frieden durch Stärke, lautet die Maxime. Doch ein stabiler Frieden lässt sich langfristig einzig durch ein einvernehmliches Verhältnis zu Russland bewerkstelligen. Und mit der strategischen Ausweitung nach China öffnet die Nato Türen ins Ungewisse.

Zuwanderungsrekord in die Schweiz

Nur einigen Schweizer Medien ist die Meldung eine Titelzeile wert: «200 000 in einem Jahr: Die Schweiz steuert auf einen Zuwanderungsrekord zu.» Es handelt sich um die Addition von ukrainischen Flüchtlingen, Asylbewerbern, EU-Personenfreizügigkeit und Immigration aus Drittstaaten – meist Familiennachzug.

2022 sollen also 200 000 zusätzliche Personen in die Schweiz drängen. Vielleicht auch wesentlich mehr. In einem einzigen Jahr. Das sind exakt so viele, wie im Kanton Basel-Stadt wohnen. Bei sonst schon enormem Bevölkerungsdruck in den letzten zwanzig Jahren.

200 000 Menschen brauchen 90 000 Wohnungen. Ihre Kinder beanspruchen Schulhäuser. Die Infrastrukturen von Verkehr, Sicherheit, Gesundheitswesen und öffentlicher Verwaltung sind überfordert. Die Stromversorgung bricht zusammen.

Wir leben demnächst in der Neun-Millionen-Schweiz. Doch kaum jemanden juckt's. Man feiert Sommerpartys und Barbecues. Und teilt solidarisch das über Generationen erarbeitete Volksvermögen und die Sozialwerke mit den Zuwanderern.

Die Behauptung, dank dieser Zuwanderung könne man den hiesigen Fachkräftemangel beheben, ist ein abgeschmackter Witz. Man hört den Unsinn



Teilung des solidarisch über Generationen erarbeiteten Volksvermögens.

sogar von Wirtschaftsverbänden. Dabei steht schon jetzt fest, dass diese 200 000 per Saldo unsere Volkswirtschaft mehr belasten, als sie ihr bringen werden.

Wenigstens diesbezüglich sollten unsere Politiker der Bevölkerung reinen Wein einschenken.

Christoph Mörgeli



Leserangebot: VIP-Kulturreise «Adventszauber in Dresden» «Zauberflöte» in der Semperoper

Dresden, auch Elbflorenz genannt, ist weltbekannt für seine traumhafte Barockarchitektur, die Frauenkirche, den Zwinger und die herrliche Lage im Elbtal. Höhepunkt dieser Reise ist die Aufführung der Mozart-Oper «Die Zauberflöte» in der beeindruckenden Semperoper. Und nie könnte die Atmosphäre bezaubernder sein als in der Adventszeit.

Freuen Sie sich auf vier erlebnisreiche Tage in einer der schönsten Städte Deutschlands. Hier residieren wir im 5-Sterne-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss» im Herzen der Altstadt in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses und der Frauenkirche. Gleich am ersten Abend speisen wir gemütlich im Restaurant «Sophienkeller», einem lebhaften Lokal mit Barock-Flair mit dem Motto «Speisen wie einst am Hofe Augusts des Starken». Am nächsten Tag lernen wir die Altstadt Dresdens näher kennen. Vorbei an vielen bekannten Sehenswürdigkeiten wie der Brühlsche Terrasse mit Ständehaus und Hofkirchen, der Kreuzkirche am Altmarkt, dem Zwinger, dem Residenzschloss und natürlich der Frauenkirche. Einen Besuch statten wir auch der legendären Pfunds Molkerei ab, die gemäss Guinness-Buch der Rekorde als «schönster Milchladen der Welt» gilt.

Am Abend wird hochkarätige Kultur in einer einmaligen Kulisse angerichtet. Wir werden

in der Semperoper zum Aperitif empfangen und geniessen anschliessend die wunderbare Aufführung der Oper «Die Zauberflöte» von Mozart mit Prinz Tamino, der schönen Pamina und Vogelfänger Papageno im Federkostüm.

Wer noch mehr erleben möchte, nimmt am dritten Reisetag am fakultativen Ausflug «Sächsische Weinstrasse» teil. Unterwegs besuchen wir die älteste Porzellan-Manufaktur Europas in Meissen und das elegante Schloss Proschwitz, das älteste privat bewirtschaftete Weingut in Sachsen.

Abgerundet wird die Exkursion mit einem gemeinsamen Abendessen in einem historischen Restaurant sowie am letzten Tag mit dem Besuch des Residenzschlosses mit der Staatlichen Kunstsammlung der ehemaligen Schatzkammer der Wettiner Fürsten im Historischen Grünen Gewölbe.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise «Adventszauber in Dresden»

Termine:
3. bis 6. Dezember 2022

- Leistungen:**
- Swiss-Flug Zürich–Berlin–Zürich
 - Transfers
 - 3 Übernachtungen im Frühstück im 5-Sterne-Hotel
 - Eintritt «Die Zauberflöte» in der Semperoper inkl. Aperitif (Kat. PG1)
 - Abendessen «Sophienkeller»
 - Abschieds-Dinner
 - Rundgang «Dresdens Altstadt»
 - Besuch Pfunds Molkerei
 - Besichtigung Residenzschloss Dresden

Zusätzlich buchbar:
Ausflug Sächsische Weinstrasse, Meissener Porzellan-Manufaktur und Schloss Proschwitz (inkl. Degustation): Fr. 80.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1480.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 1780.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 320.–
Ermässigung bei Eigenreise:	Fr. 250.–

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
Telefon: +41 91 752 35 20
E-Mail: info@mondialtours.ch

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Darwin auf dem Scheiterhaufen

Die Berliner Humboldt-Universität hat einen Vortrag über Zweigeschlechtlichkeit gecancelt. Der Gender-Kreationismus ist ein Rückfall in ein finsternes Glaubenszeitalter.

Ulrich Kutschera

Kassel

Im Jahr 2016 war ich zu einem Einführungsvortrag der Universität Marburg eingeladen. Rahmenthema: Evolution. Nachdem die «Frauenbeauftragte» gemeinsam mit der Studentenverbindung Asta Proteste angekündigt hatte, zog ich meine Bereitschaft zurück.

Kurz darauf folgte eine Ausladung. Begründung: Meine bisherigen Aussagen zur «Gender-Lehre» seien inakzeptabel.

Ähnliches widerfuhr mir bei Gastvorträgen in Bremen und Braunschweig: eine Cancel-Culture, sobald es zum Thema Evolution/Sexualbiologie kommt, als hätte Charles Darwin (1809–1882) nie gelebt.

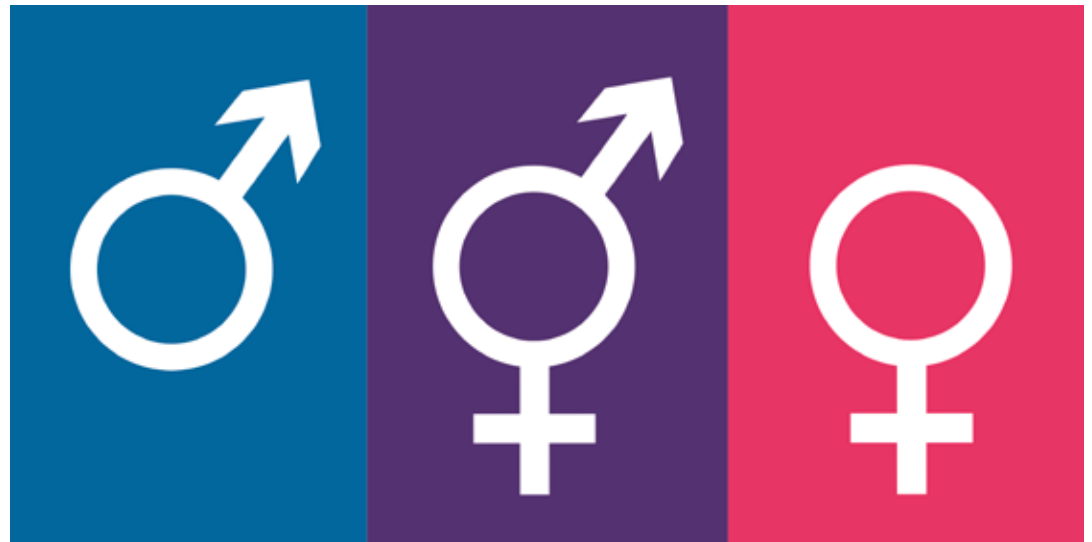
Sechs Jahre später wiederholte sich dieses Schauspiel, diesmal an der ehrwürdigen und im Geburtsjahr von Darwin (1809) gegründeten Humboldt-Universität (HU) zu Berlin.

«Wissenschaft als Antwort auf Fake News»

Inzwischen haben die Anhänger der Ideologie der angeblich sozial konstruierten «Geschlechtsidentität» des Menschen derart an Einfluss gewonnen, dass ein harmloser Fachvortrag der Biologin Marie-Luise Vollbrecht zur Zweigeschlechtlichkeit – vorgesehen für den 2. Juli 2022 – storniert werden musste.

An diesem Samstag fand eine «Lange Nacht der Wissenschaften» statt, mit zahlreichen Vorträgen unter dem Generalmotto «Wissenschaft als Antwort auf Fake News, Verschwörungstheorien und fatale Irrtümer».

Nachdem ein «Arbeitskreis kritischer Jurist*innen an der Humboldt-Uni Berlin (AKJ)» mit den Worten «An unserer Uni gibt es keinen Platz für Queerfeindlichkeit – Wir sehen uns auf der Strasse!» mit Protestaktionen vor dem HU-Hauptgebäude gedroht hatte und behauptete, die Biologin würde «Trans*feindlichkeit» verbreiten, wurde der



«Was ist eine Frau?»

Vortrag «aus Sicherheitsgründen» abgesagt.

Zufälligerweise publizierte die *Weltwoche* zwei Tage zuvor, am Donnerstag, dem 30. Juni 2022, meinen Artikel «Was ist eine Frau?», in welchem die wesentlichen Fakten zur evolutionär herausgebildeten Zweigeschlechtlichkeit des Menschen dargelegt sind.

Das führt mich zur Kernthese: Die Veröffentlichung der sechsten und definitiven Auflage von Darwins «The Origin of Species» (1872) jährt sich 2022 zum 150. Mal. Darwins Theoriensystem zur Erklärung des Artenwandels basiert ganz entscheidend auf der Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit, definiert über die beiden Gameten-, das heisst Sexualzellentypen: Eizellen weiblich, Spermien männlich.

Nur diese sexuelle Reproduktion über Gametenkopulation erlaubt es, dass variable Populationen über Generationen hinweg entstehen können und damit auch eine Evolution stattfinden kann.

In den USA gelten in reaktionär-konservativen Kreisen die Begriffe «Sex» und «Evolution» als «darwinische Schmudgelwörter», welche auf den Scheiterhaufen gehören. Genau diese Verachtung der

Evolutionenbiologie, mit der Zweigeschlechtlichkeit als Grundlage, lebt in den verqueerten Hirnen der Gender-Ideologen weiter, nach dem quasireligiösen, links-grünen «Viel-

In den verqueerten Hirnen der Gender-Ideologen lebt die Verachtung der Evolutionsbiologie weiter.

geschlechter-Motto»: «Bio ist gesund und gut, aber Sex plus Biologie ist ekelhaft – dieses darwinische Teufelszeug schmeckt uns nicht und muss bekämpft werden.»

Eine ergebnisoffene Bio-Wissenschaft unter Leugnung von Darwins grundlegenden Erkenntnissen gibt es nicht.

Daher ist die Unterstützung des Berliner HU-Gender-Kreationismus (das heisst Moneyismus!) durch die Uni-Leitung als «fataler Irrtum» und Rückfall in ein vordarwinisches Glaubenszeitalter zu bewerten!

Ulrich Kutschera ist ein in Deutschland und den USA tätiger Evolutionsbiologe und Physiologe. <http://www.evolutionsbiologen.de>

«Respekt und Anstand»

Roy Hodgson setzte den Schweizer Fussball vor dreissig Jahren wieder auf die Weltkarte. Hier spricht er über das Geheimnis grosser Trainer und die Verdienste Sepp Blatters.

Thomas Renggli

Er steht für eine Zeit, in der die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft noch ein uneingeschränkter Identifikationsfaktor war – als die Spieler Bregy, Sutter, Geiger und Chapuisat hiessen. Er brachte die Nati nach der Ewigkeit von 28 Jahren wieder an ein grosses Turnier – an die WM 1994 in den USA. Der Brite Roy Hodgson gehört zum Schweizer Fussball wie Charles Girons Wandbild des Urnersees ins Bundeshaus und das Hans-Waldmann-Denkmal vors Zürcher Fraumünster.

Und Hodgson ist auch ein Mann von Welt. Er machte Karriere in der italienischen Serie A, in der englischen Premier League, in Schweden, Finnland und in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Während vier Jahren coachte er Englands Nationalmannschaft. Vor einem Monat wurde er von Prinz William zum Commander of the Order of the British Empire ernannt.

Weltwoche: Mr. Hodgson, was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie an den 17. November 1993 denken?

Roy Hodgson: Das war der Tag, an dem wir im letzten WM-Qualifikationsspiel gegen Estland 4:0 gewannen. Ich habe ganz klare Erinnerungen an jenen Tag. Am Morgen wachte ich im Hotel «Dolder Grand» auf und sagte mir, dass ich mich sehr glücklich schätzen kann, Schweizer Nationaltrainer zu sein. Aber ich war auch sehr nervös. Einerseits besaßen wir die historische Chance, uns zum ersten Mal seit 28 Jahren wieder für eine Endrunde zu qualifizieren, andererseits hätten wir auch den Ertrag aus zwei Jahren harter Arbeit an einem Abend verspielen können. Mit 22 000 Zuschauern war das Hardturm-Stadion seit Wochen ausverkauft. Wir brauchten einen 2:0-Sieg, um sicher an die WM in den USA reisen zu können. Und wer den Fussball kennt,



«Pläne können sich schnell ändern»:
Coach Hodgson, 74.

weiss, dass er keine Wissenschaft ist. In neunzig Minuten kann alles passieren. Doch wir liessen nichts mehr anbrennen. Nach dreis-

«Der Siegeshunger war gross. Es gelang uns, eine Rieseneuphorie zu entfachen.»

sig Minuten fiel das erste Tor, bald das zweite, bald das dritte, es waren alles Kopfballtore, am Ende hiess es in dieser magischen Nacht 4:0. Am anschliessenden Bankett im Hotel feierten wir diesen Erfolg im würdigen Rahmen.

Weltwoche: Welche Rolle spielt Ihr Engagement bei der Schweizer Nationalmannschaft heute noch für Sie?

Hodgson: Eine enorm wichtige. Die Schweiz wird in meiner Biografie immer ein prägendes Kapitel bleiben. Zuvor war ich während zwölf Jahren in Schweden engagiert. Das war eine Schlüsselzeit für meine Entwicklung als Trainer und als Person. Erstmals erhielten wir als Familie die Gelegenheit, ausserhalb von England zu leben – und dies in einem so angenehmen Land wie Schweden. In der Schweiz konnte ich danach – in einem ähnlichen Umfeld – den nächsten Schritt machen, zuerst als Trainer von Neuchâtel Xamax, danach als Nachfolger von Uli Stielike in der Nationalmannschaft. Wir hatten eine Mannschaft mit starken Individualisten wie Stéphane Chapuisat, Ciriaco Sforza, Adrian Knup, Alain Geiger oder Alain Sutter. Im Team, aber auch in der Öffentlichkeit, war der Siegeshunger gross. Und so gelang es uns, im ganzen Land eine Rieseneuphorie zu entfachen. Für mich persönlich waren nicht zuletzt die Erfolgserlebnisse gegen Italien (ein Unentschieden und ein Sieg, Anm. d. Red.) wegweisende Erlebnisse. So

brachte ich mich in der Serie A ins Gespräch – und konnte 1995 Inter Mailand übernehmen.

Weltwoche: Welche Erinnerungen verbinden Sie abseits des Fussballgeschehens mit der Schweiz?

Hodgson: Als Nationaltrainer ist man in gewissem Sinne auch ein Botschafter des Fussballs und kommt mit hochinteressanten Persönlichkeiten und Institutionen in Kontakt. Auch deshalb habe ich in der Schweiz meine Führungsqualitäten verbessert. Auch zu den in der Schweiz beheimateten internationalen Verbänden Uefa und Fifa hatte ich einen guten Draht.

Weltwoche: Die internationalen Verbände, die derzeit unter einem gravierenden Imageproblem leiden ...

Hodgson: Das muss man differenziert betrachten. Vor allem bei der Fifa mit ihren 211 Verbänden ist es sehr schwierig, diesen Betrieb zu führen. Man hat es mit Nationen und Personen aus allen Kulturkreisen zu tun. Ich hatte immer grossen Respekt vor der Arbeit des langjährigen Fifa-Präsidenten Sepp Blatter. Er schafft es, all die Interessen und Ansprüche unter einen Hut zu bringen. Vieles, was wir heute für selbstverständlich nehmen, haben wir im Fussball seiner Ära zu verdanken. Sepp war es, der den Fussball auf eine feste wirtschaftliche Basis hob, eine noch nie dagewesene Aufbruchstimmung und die bahnbrechende Entwicklung des Spiels vom Feierabendvergnügen zum Milliardengeschäft auslöste.

Weltwoche: Und dennoch ist sein Ruf angekratzt ...

Hodgson: ... das erachte ich als unfair – und es ist zu einem massgebenden Teil auf die öffentliche Vorverurteilung zurückzuführen. An Sepp Blatters Beispiel sieht man, welche Macht die Massenmedien besitzen. Dies wissen auch wir Trainer. Und das Traurige ist: Es ist fast unmöglich, diese Vorurteile wieder aus der Welt zu schaffen.

Weltwoche: Nach Ihrer Zeit bei der Schweizer Nationalmannschaft coachten Sie unter anderem die Grasshoppers, diverse Klubs in der Serie A und in der Premier League. Aber auch die Nationalteams der Vereinigten Arabischen Emirate, von Finnland und England. Total stehen 21 Stationen in Ihrem CV. Ist der Fussball überall gleich?

Hodgson: Die Basis des Spiels ist überall gleich. Und auch der Anspruch an die Trainer in Sachen Führungsqualitäten und Erfolgsdruck ist ähnlich. Den grossen Unterschied macht aber die Kultur in den einzelnen Ländern aus. Wenn ein Trainer den Fussball versteht und Menschen führen kann, stehen seine Chancen gut. Aber er muss sich auch mit den Gepflogenheiten in den einzelnen Ländern befassen und auf die lokalen Bedürfnisse eingehen. Das ist eine wichtige Voraussetzung, um Erfolg zu haben.

Weltwoche: Welches war Ihr härtester Job?

Hodgson: Wenn Sie «hart» mit «Druck» gleichsetzen, waren es die Engagements bei Inter Mailand, Liverpool – und selbstverständlich als Nationaltrainer Englands. Diese drei Mannschaften sind Flaggschiffe des Fussballs – mit einer globalen Ausstrahlung. Wenn England spielt, schauen nicht nur die 56 Millionen Engländer zu – sondern fast die ganze Welt. Ähnlich ist es bei Klubs wie Liverpool oder Inter. Das macht die Aufgabe des Trainers reizvoll – aber auch schwierig.

Weltwoche: War Fussballtrainer für Sie immer ein Traumberuf?

Hodgson: (*Schmunzelt*) Wo denken Sie hin? Nein! Die meisten werden Trainer, weil sie

als Spieler nicht gut genug waren – oder weil sie nach dem Abschluss ihrer Spielerkarriere weiter im Fussball arbeiten wollen. Ich war als Spieler mässig erfolgreich. So startete ich meine Trainerkarriere bereits mit 29 Jahren in Schweden. Es war wohl nicht der schlechteste Entscheid meines Lebens.

«Vieles, was wir heute im Fussball für selbstverständlich nehmen, verdanken wir der Ära Blatter.»

Weltwoche: Zuletzt waren Sie bei Crystal Palace und beim FC Watford tätig. Haben Sie weitere Ziele?

Hodgson: Die vier Jahre bei Crystal Palace waren fantastisch. Aus schwieriger Situation schafften wir den Klassenerhalt und etablierten uns danach im gesicherten Mittelfeld. Dieses Engagement war auch eine Rückkehr zu meinen eigenen Wurzeln. Der Verein ist in Selhurst angesiedelt, nicht weit weg von Croydon, wo ich aufgewachsen bin. Bei Crystal Palace spielte ich als Junior. Eigentlich wollte ich 2021 meine Trainerkarriere in der Premier League beenden. Doch dann kam der Hilferuf aus Watford. Von Beginn weg war klar, dass dies ein kurzfristiger Job war. Ich wollte helfen, die Liga zu halten. Doch es gelang mir nicht. Ob ich nochmals ein Engagement annehmen würde? Mittlerweile bin ich zu vorsichtig, um «no» zu sagen. Als Klubtrainer sehe ich mich aber eher nicht mehr. Das ist kein *nine to five*-Job, sondern eine 24-Stunden-Aufgabe, und ich bin schliesslich auch schon 74. Es gäbe aber schon noch die eine oder andere Aufgabe im Fussball, die mir passen würde.

Weltwoche: An was denken Sie?

Hodgson: Vielleicht nochmals als Trainer einer Nationalmannschaft oder als Berater oder Botschafter.

Weltwoche: Im Juni wurden Sie zum Commander of the Order of the British Empire ernannt. Was bedeutet das für Sie?

Hodgson: Sehr viel. Und diese Auszeichnung hat auch für den Fussball eine grosse Bedeutung – weil sie für den Stellenwert des Sports spricht. Ich wurde explizit für meinen Verdienste im Fussball geehrt. Das ist eine grosse Wertschätzung und macht mich wirklich stolz.

Weltwoche: Übergab Ihnen Queen Elizabeth den Orden?

Hodgson: Nein. Prinz William. Er fungiert auch als Präsident des englischen Fussballverbands FA.

Weltwoche: Man sagt immer, die Schweiz und England hätten gewisse Gemeinsamkeiten. Stimmt dies in Ihren Augen?

Hodgson: Es hängt davon ab, wie man es betrachtet – und was die Leute erwarten. Für mich ist die Schweiz ein Land, in dem Respekt und Anstand grossgeschrieben werden. Der Lebensstandard ist hoch – und die Landschaft wunderschön. In der Schweiz lässt es sich ausgezeichnet leben.

Weltwoche: Wann dürfen wir Sie das nächste Mal begrüessen?

Hodgson: Vermutlich schon bald. Wenn ich keine anderen Verpflichtungen habe, werden meine Frau und ich in der Schweiz Ferien machen, das Land bereisen und alte Freunde besuchen. Allerdings weiss ich aus meinen 46 Jahren als Fussballtrainer: Pläne können sich auch schnell ändern.



«Ich helfe den Menschen gern dabei, bewusst zu entscheiden.»

Domenico Furfaro
Leiter Zweigniederlassung
Swiss Life Select Glattbrugg

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



unter nehmen und geben



**20% Spezialrabatt für Weltwoche-Lesende
mit Rabatt-Code FCF2022-Weltwoche:
CHF 310 statt CHF 390 inkl. Verpflegung
Jetzt auf www.forum.2022.ch anmelden**



**FORUM
CHRISTLICHER
FÜHRUNGSKRÄFTE**

**6. Forum christlicher Führungskräfte
Freitag, 2. September 2022, 9–21 Uhr
Kongresszentrum Parkarena Winterthur**

Referierende mit Qualitäten im **Geben und **Unternehmen****



- Regina E. Aebi-Müller, Professorin für Privatrecht • Christina Aus der Au, Theologieprofessorin und designierte Thurgauer Kirchenratspräsidentin • Karin Bertschi, CEO Recycling-Paradies • Rebekka Bieri-Witzig, Direktorin Ferienzentren Casa Moscia und Campo Rasa
- Elisabeth Schirmer, Verwaltungsrätin Ronda • Regula Sulser, Leiterin Gourmet Domizil • Tania Woodhatch, CEO Würzmeister • Daniel Bachmann, Inhaber internezzo AG • Adrian Ciardo, CEO BrockiGrischun • Beat Fasnacht, Multiunternehmer • Daniel Gysi, Rechtsanwalt
- Benjamin Regez, CEO isolutions AG • Vince Lehmann, CEO Unico Data AG • Ladina Spiess, Moderatorin • Martin Villiger, Pianist

Und wie umstritten sind Sie?

Warnung: Wir leben in einer Welt voller kontroverser Zeitgenossen.



Vor dem Start des Tennisturniers steht der umstrittene Star Novak Djokovic wieder mal im Fokus», schreibt das Redaktionsnetzwerk Deutschland (RND). «Umstrittener Tennis-Star Djokovic geht's auf der Strasse bescheiden an», teasert der *Blick* ein Video an. «Der umstrittene Jan Josef Liefers als Rechtsmediziner Karl-Friedrich Boerne ermittelt seit 2002», Bildunterschrift *Tagesspiegel*. «Studenten machen mobil: Uni sagt Vortrag von umstrittener Biologin ab», titelt NTV.

Es ist unter manchen Medien Usus geworden, Personen mit Ansichten, die von grossen Teilen der Gesellschaft getragen werden, in einem Ton moralischer Schicklichkeit als «umstritten» zu bezeichnen. Was hat der Tennisstar denn monströs Strittiges verbochen? Als junger, gesunder Athlet, der seinen eigenen Körper kennt wie kein Zweiter, ist er skeptisch gegenüber einer Impfung – wie viele andere Athleten auch. That's it. Mehr war es nicht.

Im zweiten Fall war Liefers Mitinitiator von #allesdichtmachen, einer Aktion, bei der Schauspieler satirische Videos zum Corona-Management der Bundesregierung veröffentlicht hatten. Keine Frage, die Aktion war umstritten – die einen fanden sie geschmacklos, die anderen grossartig –, nur, der Mensch Liefers ist es deswegen noch lange nicht.

Im dritten Fall ist vergangenen Sonntag ein Vortrag der Biologin Marie-Luise Vollbrecht mit dem Titel «Geschlecht ist nicht gleich (Ge) schlecht. Sex, Gender und warum es in der Biologie nur zwei Geschlechter gibt» an der Berliner Humboldt-Uni abgesagt worden. Eine Gruppe Studenten kündigte wegen angeblicher «Transfeindlichkeit» Protest an und forderte, man dürfe ihr keine Bühne geben.

Die Uni sagte den Vortrag wegen «Sicherheitsbedenken» ab. Gewiss, die Überzeugung, nach

der es gemäss den biologischen Grundlagen der Fortpflanzung zwei Geschlechter gibt und es zwischen dem sozialen Geschlecht (Gender) und dem biologischen (Sex) zu unterscheiden gilt, ist in der Trans-Community und unter ihren Sympathisanten empfindlich umstritten. Doch sind es Ansichten, die den gemeinsamen Konsens einer grossen Mehrheit der Gesamtgesellschaft widerspiegeln.

Wenn sich also einige Studenten an der Äusserung stören, es gebe zwei Geschlechter, und deshalb gegen den wissenschaftlichen Vortrag einer Biologin protestieren, wäre dann diese Überschrift nicht realistischer: «Umstrittene Studenten machen mobil: Uni sagt Vortrag von Biologin ab»?

Je grösser die Gruppe ist, die eine Meinung, Aktion oder Person anführt, desto eher rechtfertigt sich ihre Bezeichnung als «umstritten». Es gibt wohl keinen exakten Messwert, aber wenn zum Beispiel eine Aussage bei 30 Prozent der Weltbevölkerung Einigkeit und Zustimmung findet und bei den restlichen 70 Prozent auf Zurückweisung stösst, ist das «umstritten»-Etikett für Letztere, würde ich meinen, eine einigermaßen verzerrte Darstellung der Realität.

Nun ist es jedem selbstverständlich unbenommen, Personen als «umstritten» zu klassifizieren, gegen die eine Minderheit Zweifel ausdrückt. Der Logik dieser Methode entsprechend ist dann aber alles und jeder umstritten, denn es findet sich immer jemand, der eine andere Meinung vertritt. Vor allem aber, und wir kommen zum Hauptpunkt: Die Umschreibung «umstritten» wird häufig nur für eine Seite angewandt.

Oder haben Sie in den Mainstream-Medien von der «umstrittenen» «Fridays for Future»-Bewegung gelesen, als diese neulich eine Musikerin wegen ihrer Dreadlocks ausgeladen

hat? Von der «umstrittenen» Annalena Baerbock, als ihr Buch nach Plagiatsvorwürfen nicht mehr gedruckt wurde? Von dem «umstrittenen» Karl Lauterbach, dessen Gang in Sachen Corona-Massnahmen von einem beachtlichen Teil der Bevölkerung kritisiert wird? In diesen Fällen gelten nie die Personen als umstritten, sondern, wenn überhaupt, ihre Aktionen.

Häufig sind es News-Artikel (und nicht Meinungsstücke), die das Adjektiv «umstritten» in Titel, Lead oder Bildunterschrift packen. Es ist die «Light»-Variante einer Vorverurteilung der Person, deren Rechtschaffenheit mit einem einzigen Wort mal eben kurz um ein paar Punkte abgewertet oder die zumindest unter Schuldverdacht gestellt wird, je nach Lesart. Gleichzeitig wird damit das Publikum von Beginn an psychologisch in eine bestimmte Richtung beeinflusst. Wer nämlich keine Twitter-Diskussionen verfolgt, von dem Menschen noch nie etwas gehört oder schlicht keine Meinung über ihn hat, wird zu einer unbewussten emotionalen Distanzierung verleitet, noch bevor er zum eigentlichen Inhalt des Beitrages gelangt.

Es ist einfach: Steht «umstritten» vor einer Person, drückt es in vielen Fällen die versteckte Meinung des Autors aus. Leute, die in seinem Sinne denken oder handeln, sind kaum jemals «umstritten», während «umstritten» genannt wird, wessen Handlungen oder Aussagen er ablehnt.

Der Wahrheitsgehalt von Beiträgen, die einem Individuum ein «umstritten» zur Seite stellen, kann darum getrost als umstritten bezeichnet werden.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Liberalismus light beim Leitmedium

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schwankt, weil sie vergessen hat, was Liberalismus ist. Nachhilfeunterricht gibt es aus der Schweiz.

Kurt W. Zimmermann

Es war einer jener Appelle, wie sie unter den Geistesgrößen der Gegenwart in Mode gekommen sind. «Waffenstillstand jetzt!», lautete die Formel. Unterschrieben war der Aufruf von letzter Woche von Köpfen wie Jakob Augstein, Richard David Precht, Alexander Kluge und Juli Zeh.

Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, gekürzt FAZ, war das eine gute Gelegenheit, um für einmal etwas Journalismus mit der Brechstange zu machen. «Sie lernen nichts dazu. Sie nehmen nichts wahr», donnerte die FAZ. In der Ukraine gehe es stattdessen um einen «Vernichtungskrieg völkermörderischen Ausmasses», getrieben von «Putins Faschismus».

Der Furor hatte einen zweifachen Grund. Zum einen gehört die FAZ im Ukraine-Krieg zu den publizistischen Hardlinern. Sie ist strikt gegen jedes Appeasement gegenüber Putin und setzt sich darum für massive Waffenhilfe an die Ukraine ein. Als Bundeskanzler Olaf Scholz in der Frage deutscher Waffenlieferungen sehr zögerlich lavierte, war der Kommentar der FAZ auch punktgenau: «Scholz ruiniert das Ansehen der deutschen Politik.»

Kuscheln mit Links-Grün

Zum ändern erschien der Appell für einen Waffenstillstand in der *Zeit*. Das Wochenblatt ist, was die Rivalität um die redaktionelle Rangfolge in Deutschland angeht, einer der gewichtigsten Gegenspieler. Da kann es nicht schaden, im Vorbeigehen dem Konkurrenten kurz heimzuleuchten.

Es ist ein Quintett, das in Deutschland um die publizistische Deutungshoheit kämpft. Auf der konservativen Seite sind das die eher beschauliche *Frankfurter Allgemeine* und die deutlich lautstärkere *Welt*, auf der links-grünen Seite sind das die moralinsaure *Süddeutsche Zeitung*, die altkluge *Zeit* und der aggressive *Spiegel*. Die FAZ beansprucht auch in diesem Kreis den Titel des Leitmediums.

In jüngster Zeit hat sich am Rande noch ein sechster Bewerber in den Wettstreit eingeschaltet, die *Neue Zürcher Zeitung* aus der Schweiz. In Berlin und Frankfurt produziert



Die Greta-Frage.

eine zwölköpfige NZZ-Redaktion die Deutschland-Ausgabe des Blatts. Die Auflage in Deutschland erreicht mittlerweile 40 000 Exemplare. Das ist zwar nur ein Fünftel der Auflage einer FAZ. Dort sind sie auf die NZZ dennoch nicht gut

Die Einwanderung «hebt die Produktivität und nutzt allen», verkündete das Blatt.

zu sprechen. Denn journalistisch haben die Zürcher den Frankfurtern immer mal wieder den Tarif durchgegeben.

Zur Erklärung eine kurze Rückblende. In den Jahren um 2010 geriet die NZZ in eine journalistische Sinnkrise. Der frühere Leuchtturm der bürgerlich-liberalen Gesinnung flimmerte nur noch schwach. Auf einmal liebte man einen starken Staat, bejubelte Multikulti und kuschelte mit Links-Grün. Die Stammleser aus der alten FDP wandten sich mit Grausen ab. Erst als Eric Gujer 2015 neuer Chefredaktor wurde, fand das Blatt zu den bewährt-konservativen Werten zurück.

Der FAZ geht es heute ähnlich. In der liberalen deutschen Elite, die dem konservativen Flü-

gel der CDU, der FDP und der Wirtschaft nahesteht, hat man vielfach den Spass am ehemaligen Leibblatt verloren. Die früher verlässlich wertkonservative und staatskritische Redaktion, so die Kritik, bewege sich zunehmend in Richtung des staatsnahen Mainstreams und tanze den Zeitgeist-Tango elastisch mit.

Da ist etwas dran. Wenn man im Journalismus frühere ideologische Positionen räumt, nennt man das «Öffnung». Bei der FAZ begann der Prozess schleichend vor etwa zehn Jahren.

Noch 2010, während der Griechenland-Krise, war die Redaktion ordnungspolitisch auf Kurs. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* war eines der wenigen Blätter, die sich trautes, den Ausschluss Griechenlands aus der Euro-Zone zu fordern. Angela Merkel war *not amused*.

Kopfschütteln der Leser

Die Wende zu mehr politischem und ökonomischem Opportunismus kam 2015 mit der Flüchtlingskrise. Hier nun schwenkte die FAZ auf die Wir-schaffen-das-Politik der Kanzlerin ein, eine regierungnahe Haltung, die sie in der Folge allzu oft beibehielt. «Wird Angela Merkel doch noch zu einer Mutter der Nation?», fragte das Blatt und bejahte prinzipiell die Frage.

Ein kurzer Einschub. In der NZZ schrieb Chefredaktor Gujer gleichzeitig scharf gegen die deutsche Willkommenskultur an und nannte sie eine «Merkel-Krise». Im bürgerlichen Milieu Deutschlands begann man nun zu dieser «Neuen Züricher Zeitung» die Augenbrauen zu heben.

Bei der FAZ hingegen blieb man auch die folgenden Jahre beschönigend auf gouvernementalem Kurs. Die Einwanderung «hebt die gesamtwirtschaftliche Produktivität und nutzt allen», verkündete euphemistisch das Blatt. De facto aber endeten zwei Drittel der Migranten in der Erwerbslosigkeit – was alle Leser der FAZ mit einem Kopfschütteln quittierten.

Dann kam die Phase, in der die Europäische Zentralbank die Geldmenge in grotesker Weise aufblähte, um ein künstliches Wirtschaftswachstum herbeizuzaubern. Statt diesen Kurs kritisch zu hinterfragen, bejubelte die FAZ den «Nullzins-Meister Draghi», der die frühere Landplage der Inflation auf ewige Zeiten gebannt habe. Wieder griff man sich im Publikum an den Kopf.

Impfpflicht als Ausweg

Auch bei der galoppierenden Verschuldung, welche die Bundesrepublik einging, war von der FAZ von früher, die stets monetäre Disziplin gefordert hatte, nicht mehr viel zu spüren. Selbst als die Schuldenlast Deutschlands zuletzt ein Rekordniveau erreichte, belies es das Blatt bei der zwinkernden Ermahnung, die Regierung solle doch bitte «die langfristigen Folgen eines deutlichen Schuldenzuwachses bedenken».

Und natürlich schlug der neoprogressive Kurs auch in der Energiepolitik durch. So wandte sich die FAZ der «Greta-Frage» zu und kam zum Schluss, Greta Thunberg habe eine «ungeheure und ungebrochene Wirkung». Auch gegen das Fiasko der Energiewende stemmte sich das Blatt eher schwach und beklagte nur die hohen Kosten der Transformation.

Als dann Corona kam, setzte die FAZ noch einen drauf. Die Redaktion, die sich früher liberal, also freiheitlich nannte, setzte sich nun vehement für staatliche Zwangsmassnahmen ein. Titel des Kommentars: «Die Impfpflicht ist der einzig vernünftige Ausweg.»

Nochmals ein kurzer Einschub. In der NZZ war der Kommentar ebenso eindeutig: «Mit der Impfpflicht würde der Staat eine rote Linie überschreiten.» Es ist dies der Unterschied zwischen echtem Liberalismus und Liberalismus light.

Zur Illustration eine kurze Anekdote am Schluss. In einer Journalistenrunde sprach ein hochrangiger deutscher Politiker einen Redaktor der *Neuen Züricher Zeitung* an und bemerkte: «Ich mag Ihre Zeitung. Da wird noch eine echt bürgerliche Haltung vertreten.»

In der Journalistenrunde stand auch ein Vertreter der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Er beschloss, die Bemerkung zu überhören.

Baltikum im Visier?

Putin verlegt modernste Anti-Schiff-Raketen nach Kaliningrad und lässt damit bei der Nato die Alarmglocken schrillen.

Francis Pike

Im Jahr 1736 stellte der Schweizer Mathematiker Leonhard Euler das «Königsberger Brückenproblem» zur Diskussion. Dabei ging es um die Frage, ob man alle sieben Brücken der Stadt einmal überqueren und zum Ausgangspunkt zurückkehren könne. Das Problem war nicht zu lösen, aber es führte zur Etablierung der mathematischen Teilbereiche Graphentheorie und Topologie. Heute stellt Kaliningrad (das einstige ostpreussische Königsberg) ein anderes geografisches Problem für den Westen dar, das ähnlich unlösbar erscheint.

Kaliningrad, während des Kalten Kriegs Heimathafen der sowjetischen Ostseeflotte, verblieb nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion als russische Exklave im Westen, 300 Kilometer von der russischen Grenze entfernt, umgeben von den Nato-Staaten Polen und Litauen. Das allein ist schon problematisch, aber die Tatsache, dass Kaliningrad nur 65 Kilometer von Belarus entfernt ist, dem engsten Verbündeten Russlands, sorgt für besondere Probleme.

Die sogenannte Suwalki-Lücke ist die einzige Landverbindung zwischen den baltischen Staaten und dem Rest der Nato. Sie bereitet den Militärstrategen im Westen schon lange Kopfzerbrechen. Doch das war vor dem Ukraine-Krieg. Nun, da die Nato sich de facto in einem Stellvertreterkrieg mit Russland befindet, sind Kaliningrad und die Suwalki-Lücke kein Dilemma mehr, sondern eine Krise.

Ziele in Schweden, Polen und Litauen

Dass Russland in der vergangenen Woche seine modernsten Anti-Schiff-Raketen nach Kaliningrad verlegt hat, lässt in der Nato die Alarmglocken schrillen – zumal in Schweden und Finnland, die kürzlich einen Antrag auf Mitgliedschaft im Verteidigungsbündnis gestellt haben. Die russischen Bal-Rake-

tenwerfer sind mit jeweils acht tieffliegenden subsonischen Raketen bestückt, die eine Reichweite von bis zu 160 Seemeilen haben. Das System K-300P Bastion, dessen Raketen eine grössere Reichweite haben und zweieinhalbfache Schallgeschwindigkeit erreichen, soll ebenfalls stationiert worden sein. Damit sind Land- und Seeziele in Schweden, Polen und Litauen bedroht.

Einstweilen ist es aber vor allem Litauen, das politisch unter Druck gerät. Seit die litauische Ministerpräsidentin Ingrida Simonyte den Transit sanktionierter russischer Waren in Richtung Kaliningrad stoppte, verstärken sich die Drohungen. Russland hat Litauen vor Konsequenzen gewarnt, und Nikolai Patruschew, der Sekretär des russischen Sicherheitsrats, hat er-

klärt, dass Russland «auf solch feindselige Aktionen natürlich reagieren» werde.

Derweil wirft der belarussische Präsident Alexander Lukaschenko der EU Kriegstreiberei vor. «Das ist Gesetzlosigkeit und Erpressung in internationalem Massstab», tobte er. Lukaschenko seinerseits hat seit Januar den Druck auf Litauen erhöht, indem er den Transit von illegalen

Migranten aus dem Nahen Osten und Afrika als Waffe einsetzt. In der vergangenen Woche besuchte EU-Rats-Präsident Charles Michel die litauisch-belarussische Grenze, um sich persönlich ein Bild von der Lage zu machen.

Vorerst hat Russland mit dem Krieg in der Ukraine alle Hände voll zu tun. Doch wenn sich der Kalte Krieg 2.0 weiter intensiviert, dürfte der Korridor zwischen Kaliningrad und Belarus zum Angelpunkt in der Beziehung zwischen Nato und Putins Russland werden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Besondere Probleme:
Ingrida Simonyte, Charles Michel.

Herber Verlust

Nr. 26 – «Ich bin dann mal weg»
Henryk M. Broder über den Krieg in der Ukraine

Bam! Herr Broder ist weg, mit einem *bang* statt einem *whimper*, um die Metapher umzukehren. Was Broder offensichtlich nicht goutiert, ist, dass die *Weltwoche* eine divergente Zeitschrift ist, wo gegensätzliche Standpunkte zur Sprache kommen – einer der Gründe, weshalb ich sie seit Jahren abonniere (zum Achselzucken und Augenrollen meiner linken Familie). Klar ärgere ich mich jeden Donnerstag über den einen oder andern Artikel, aber ich freue mich trotzdem jeweils auf die neue Ausgabe.

Peter Vogt, Thundorf

Der Abgang von Henryk M. Broder ist in meinen Augen ein herber Verlust für die *Weltwoche*. Seinen scharfen Intellekt, seine klare Sprache und natürlich auch seinen Sarkasmus werde ich schmerzlich vermissen.

Karl-Andreas Kolly, Winterthur

Bisher zählte ich zu den grossen Fans von Henryk M. Broder. Sei es auf der Achse des Guten oder in der *Weltwoche*. Einfach unvorstellbar, dass sich dies ändern könnte. Umso fassungsloser macht der Hass des ehemaligen 1968ers gegen Russland auf der vollen Linie der USA und der Nato. Andere Überlegungen sind nicht zulässig. Als ob Russland in das Weltall geschossen werden könnte. Ein doch sehr deutscher, absolutistischer Standpunkt im Mainstream der völlig überbordenden Hetze gegen Russland. Von Broder hätte man intellektuell deutlich mehr erwartet. Die *Weltwoche* wird seinen Boykott überleben.

Jürg Streuli, Wetzikon

Unser Glück

Nr. 26 – «Menschenrecht auf Abtreibung?»
Editorial von Roger Köppel

Alle, die finden, Abtreiben sei ein Menschenrecht, haben Glück, dass ihre Eltern davon nicht Gebrauch gemacht haben.

Ruedi Studer, Niederscherli

Vorschlag zur Güte

Nr. 26 – «Was ist eine Frau?»
Ulrich Kutschera über Genderfragen

Verblüffend, die kapitalen Machoverfehlungen der alten weissen Papageien. Feministinnen müssten längst vors Bundeshaus, protestierend und fordernd, wir wollen den «Mammagei»! Etwas konzilianter wäre der «Papamammagei», jedoch ein Zungenbrecher. Deshalb ein Vorschlag zur Güte: Wie wär's mit dem neutralisierten «Geigei»? Das ist zwar etwas infantil, aber damit durchaus gendergerecht. Hans-Martin Wildi, Binningen

Nie zu spät

Nr. 26 – «Unsere Entscheidung!»
Tamara Wernli über Abtreibung

Tragisch ist, dass es der Mann geschafft hat, über die Jahrhunderte der Frau die Schuld für die Abtreibung in die Schuhe zu schieben. Dabei ist die Frau die am wenigsten Schuldige. Eine grössere Schuld trifft den Mann. Eine noch grössere tragen jene, die die Abtreibung durchführen. Die grösste Schuld liegt bei jenen, die öffentlich für die Abtreibung eintreten oder schweigen, wo sie die Unantastbarkeit des Lebens öffentlich bekennen müssten. Tragisch ist, dass die Frau es ist, die nach

der Abtreibung das grösste Leid trifft. Sie, die wegen der körperlichen Nähe die engste Beziehung zum Kind hatte, bekommt vielfach seelische, psychische und physische Probleme. Intuitiv spürt sie, dass sie etwas Unrechtes getan hat. Aber es ist nie zu spät, sich eines Besseren zu besinnen, das Vergangene zu bedauern und sein Verhalten zu ändern. Den Gläubigen steht es offen, den Schöpfer allen Lebens, der alle abgetriebenen Kinder zu sich in den Himmel holt, um Verzeihung zu bitten. So werden sie nach diesem Leben doch noch ihre Kinder sehen und mit ihnen vereint sein.

Ralph Zanoni, Arbon

Schwierige Zeiten

Nr. 22 – «Wie Katholiken im Bistum Basel drangsaliert werden» – Daniel Ric über die Diözese Basel

Einheimische Priester sterben aus. Das Kirchenleben funktioniert grossenteils nur noch dank engagierten Laienseelsorgern und vor allem Frauen (die von Rom immer noch als Menschen zweiter Klasse behandelt werden). Es ist völlig widersinnig, dem Bischof daraus einen Vorwurf zu machen.

Hans Beer, Gretzenbach

Man kann konservativ- oder eher liberal-katholisch sein, aber die Rechtstatsachen sollten schon stimmen. Die – auch kirchlichen – Zeiten sind schon schwierig genug.

Wolfgang Bernhardt, Baden-Baden (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Peter Stephen Paul Brook (1925–2022) Ralph Hubert «Sonny» Barger (1938–2022)



Radikale Reduktion: Regisseur Peter Brook.

Es war irgendwann Ende Oktober 1962 in London, da muss er die Lösung gehnt haben. Kurz vor der Premiere von «King Lear» mit Paul Scofield warf er kurzerhand das Bühnenbild auf den Müll und liess den Abend vor den schmucklosen Brandmauern der Royal Shakespeare Company über die Bühne gehen. Das fahle Licht und den fröstelnd lakonischen Tonfall der Inszenierung empfand eine Kritikerin als Ausdruck «unerhörter Arroganz».

Brook hatte sich bis dahin einen Namen als bunter Vogel der Theaterszene gemacht. Am Broadway hatte er Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» inszeniert, aber auch Reisser wie das Musical «Irma la Douce». Schon 1947, als 22-Jähriger, war er Hausregisseur des Royal Opera House in London, wo er unbekümmert alles zwischen «Figaros Hochzeit», «La Bohème» und «Boris Godunow» in Szene setzte. Doch schon bald führte seine bilderstürmende «Salome»-Interpretation (Bühne und Kostüme: Salvador Dalí) zur Entlassung. Oper war für Brook fortan ein «Albtraum aus riesigen Fehden über winzige Details; voll von surrealistischen Anekdoten, die sich alle um dieselbe Doktrin drehen: Nichts muss sich ändern». Die Abneigung war beidseitig: Nach seinem Abgang demolierten Bühnenarbeiter von Covent Garden jubelnd Dalís Dekoration.

In den Folgejahren arbeitete sich Brook durch viele Facetten des Repertoires – Peter Weiss' «Marat/Sade», Dramen von Arthur Miller

und immer wieder Shakespeare. Er suchte die Auseinandersetzung mit Schwergewichten wie John Gielgud, Alec Guinness und Glenda Jackson und filmte mit jungen Wilden wie Jean-Paul Belmondo und Jeanne Moreau. Überhaupt der Film: Nachdem er schon als Siebenjähriger daheim für seine Eltern einen Vier-Stunden-«Hamlet» inszeniert hatte, wandte er sich nach ersten Theaterbesuchen angeödet von der Bühne ab, da er das Theater für «einen öden und sterbenden Vorläufer des Kinos» hielt, wie er später amüsiert einräumte.

1970 fand er sein Zuhause: Mit 45 Jahren übersiedelte er nach Paris und gründete mit einer internationalen Gruppe von Schauspielerinnen, Tänzern, Musikern und Performern das Centre international de recherche théâtrale, das sich in seinen Aufführungen mit den Grundfragen von Sprache, Körper, Musik, Tanz und Spiel in den Kulturen beschäftigte. Brooks Reise wurde, acht Jahre nach seinem entschlackten Londoner «Lear», zu einer radikalen Reise in die Reduktion. Im Zentrum: der Körper, die Stimme und die Erzählung. Der Bühnenraum wurde nur noch durch einen Teppich definiert. Fast fünfzig Jahre lang leitete er sein Theater, das Bouffes du Nord, mit Inszenierungen, die immer mehr zum stoischen Gegenentwurf des Regietheaters und auch der konventionellen Theaterarbeit avancierten. Peter Brook starb, 97-jährig, am vergangenen Samstag in Paris.

Thomas Würdehoff

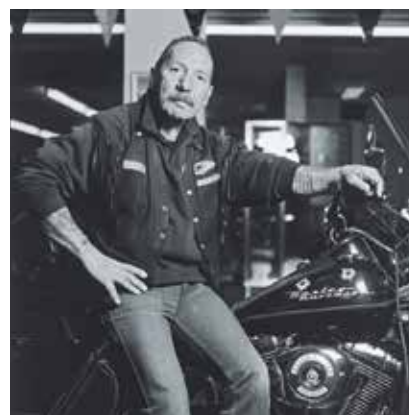
Halte den Kopf hoch, sei loyal, denke freiheitlich und verhalte dich ehrenhaft.» Diese Worte gab der Hells Angel Sonny Barger kurz vor seinem Tod seinen Anhängern via Twitter mit auf den Weg. Nach dieser Devise lebte der Mitbegründer des Oakland Chapter seiner Rocker- und Motorradgruppe konsequent, selbst wenn sich dies in der Praxis nicht immer als gesetzeskonform erwies.

Barger wuchs in Kalifornien in zerrütteten Verhältnissen auf. Nach einem kurzen Gastspiel in der amerikanischen Armee trat er 1955 mit einem alten Motorrad einem Klub bei, wie das zahlreiche andere junge Männer seiner Generation taten. In dieser Gruppe tauchte erstmals der legendäre Totenkopf der Hells Angel auf dem Jackett eines Kollegen auf. Es sollte das weltweit verbindende Emblem des 1957 gegründeten Klubs werden.

Nach Rivalitäten mit anderen Klubs setzten sich die Hells Angels mit ihren Harley-Davidson-Maschinen in der Szene zusehends durch. In den frühen 1960ern kam Sonny Barger erstmals mit dem Gesetz in Konflikt. Er liebte Drogen ebenso wie Waffen und handelte mit beidem. Damit hatte er sich eine führende Stellung innerhalb seines Klubs erkämpft, musste dafür aber verschiedentlich hinter Gitter.

In den frühen 1980er Jahren erkrankte Barger an Kehlkopfkrebs und musste nach der Genesung wieder sprechen lernen. In der zweiten Hälfte seines Lebens erwies er sich auch in bürgerlichen Augen als wertvolles Mitglied der Gesellschaft. Er schrieb Bücher über sein Leben und wirkte bei zahlreichen Film- und Fernsehprojekten mit.

Rolf Hürzeler



Hells-Angels-Legende: Sonny Barger.

Kartoffeln, Weizen, Bauland

Wohnnachfrage und Zuwanderung machen die Schweizer Ackerfläche kleiner und kleiner.



Die Schweizer Bauern können das Volk gerade etwa das halbe Jahr ernähren, ab dann müssen die Ausländer einspringen. Der Schweizerische Bauernverband hat den 2. Juli zum «Food Overshoot Day» ausgerufen, das heisst: Bis zu diesem Datum könne die einheimische Landwirtschaft die Nahrungsmittel für das Land produzieren, ab da füllten sich die Teller, statistisch gesehen, aus Importen.

Anders gesagt: Der Selbstversorgungsgrad beträgt im Durchschnitt über alle Nahrungsmittel gut die Hälfte. Ist das eine tolle oder eher eine schwache Leistung der Bauern? Nahrung für ein halbes Jahr – ist das zu viel oder zu wenig? Auf den ersten Blick jedenfalls viel: 2,5 Prozent aller Beschäftigten sind in der Landwirtschaft tätig, also gut zwei Personen schaffen das Essen für 98 heran, mindestens fürs halbe Jahr.

Eine falsche Leistung sei das, sagen Grüne und Anhänger des Bio-Landbaus. Die Schweizer Landwirtschaft sei viel zu intensiv, produziere zu viele Tiere auf ihrer Fläche, ja mache nicht einmal alles selber, sondern importiere zu viel Futter. Sie fordern eine Wende in der Agrarpolitik. Die Bauern sollen weniger produzieren, mehr Ökoflächen freilassen.

Viele Bauern und ihre Anhänger sehen es gerade umgekehrt: Jetzt müsse man wieder mehr produzieren, die Flächen besser nutzen – gerade in einer Zeit des Nahrungsmittelmangels wegen reduzierter Lieferungen aus der Ukraine und Russland.

Hinzu kommt: In den höheren Lagen der Schweiz ist ja nur Grasland möglich – und Gras kann nur durch Wiederkäuer wie Kühe

verdauungsmässig geknackt und in Energie, Nahrungsmittel umgewandelt werden.

Was in diesen Fragen meist ausgeblendet wird: Die Schweiz hat wenig Ackerfläche, und zudem wird diese immer kleiner. Laut den Bundesstatistikern hat die Landwirtschaft seit 1985 schweizweit Flächen verloren, die etwa zwei Mal die Grösse des Genfersees ausmachen. In den tieferen Lagen dehnte sich das Siedlungsgebiet aus, im Berggebiet der Wald.

Diese Entwicklung beschleunigte sich jüngst, die Wohnfläche pro Person ist gestiegen, und die Zuwanderung verschärfte den Landverlust zusätzlich. Die moderne Fruchtfolge heisst: Kartoffeln, Weizen, Bauland.

Krass sind die Zahlen pro Person: Die Ackerfläche (nicht Grasland) pro Kopf ist auf 5 Aren geschrumpft, also weniger als 10 × 50 Meter. Sogar Liechtenstein hat eine Are mehr, in Deutschland steht jeder Person das Dreifache und in Frankreich fast das Sechsfache der Schweizer Fläche zur Verfügung. Aus dieser Sicht muss man sagen: Das wäre teuer, auf diesem Rest Land nichts oder nicht viel zu machen.

Am Volk vorbei

Man reibt sich die Augen: Schon wieder eine neue Finanzregulierung, die aus dem Ausland kommt. Internationales Soft Law drückt mit solcher Energie und auf derart vielen Kanälen ins Land, dass ein Überblick schwierig ist. Ende Juni hat der Bundesrat die «Swiss Climate Scores» lanciert.

Das ist eine Kombination von Klima-Indikatoren, die zeigen sollen, wie weit Finanzanlagen mit internationalen Klimazielen ver-

träglich sind. Der Bundesrat sagt, das helfe dem Finanzplatz, in Sachen Klimatransparenz einen internationalen Spitzenplatz zu erreichen. Wegen der Dringlichkeit des Klimawandels soll die Schweiz in solcher finanzieller Klimainformation vorangehen. Finanzentscheide könnten mithelfen, Klimaziele zu erreichen. Dazu zählt die Netto-null-Emissionszielsetzung per 2050, ein Ziel, zu dem das Schweizer Volk nie befragt wurde.

Die als freiwillig erklärten neuen «Swiss Climate Scores» werden wie viele andere Soft-Law-Vorgaben am Volk vorbei ins Land geholt – durch eine Koalition aus Bundesverwaltung und Interessengruppen von Wirtschaft und Wissenschaft. In der Arbeitsgruppe, die Schweizer Verhalten und Normen mit ausländischen Klimazielen in Einklang bringen will, machten die hiesigen Finanz-, Versicherungs- und Beratungsbranchen mit etlichen Unternehmensvertretern mit, sodann NGOs wie Greenpeace und WWF und von der Wissenschaft her das Center for Sustainable Finance and Private Wealth der Universität Zürich. Auf diese Weise können Klima- und Umweltvorgaben wachsen wie Efeu – sieht erst noch gut aus.

Diese E-Trottis

Nicht aufgepasst, schon wieder fast in ein E-Trotti mitten auf dem Trottoir gelaufen. Dass man diese Vehikel einfach überall stehen lassen darf, verändert gesellschaftliche Spielregeln. Wegräumen, Aufräumen ist keine Pflicht, Liegenlassen ist o.k. Klar, man bezahlt das via Gebühr. Aber Verantwortungslosigkeit in dieser Sache kann abfärben auf andere Gebiete.

MIT JAMES JOYCE DURCH DUBLIN



Denken als Abenteuer: Schriftsteller Joyce (1882–1941), hier im Jahr 1930.

Er hat sein Land
von Herzen verachtet,
eine «alte Sau»
hat er es genannt.

Seite 62

Jeder ist Bloom
in Dublin,
Bloom ist
jedermann.

Seite 63

«Komm, leg dich
ins Bett», sagt er.
«Joyce hat da
geschlafen.»

Seite 64

Odyssee der Trinker

Vor hundert Jahren veröffentlichte James Joyce seinen «Ulysses». Den darin beschriebenen Junitag feiern die Dubliner jedes Jahr als «Bloomsday». Ich feierte mit.

Matthias Matussek

Also von Werktreue kann hier nicht die Rede sein. Würstchen oder Niere, da fängt es schon mal an. «Denny's» spendiert der Stadt Dublin ein sogenanntes Bloomsday-Frühstück für 10 000 Leute. Es besteht aus Brötchen und Würstchen. Und Limonade. Bier gibt's nicht.

Das heisst, es ist alles buchstäblich voll daneben: Was Leopold Bloom, Held des joyceschen Jahrhundertwerks «Ulysses», am Morgen dieses 16. Juni 1904 sich und seiner Frau Molly beim Metzger Dlugacz zum Frühstück kauft, sind Nierchen. Und es ist das Mädchen neben ihm, das sich «Denny's»-Würstchen ins Einwickelpapier klatschen lässt.

Aber so ist das mit den Dichterfeiern. Man guckt nur so ungefähr hin.

Klar auch, dass Joyce auf den Fussgängerzonen-Bildern in der Grafton Street total verfehlt wird. Joyce als intellektuelles Wappentier fürs prosperierende Boom-Dublin, Zwicker und Stöckchen, der Charlie Chaplin der literarischen Rätselecken, zum Quietschen.

Meister des Hypes

Dennoch und trotz allem: Was für ein Tag, dieser Bloomsday. Und wie glücklich das Land, das seine dichterischen Erfindungen so ausgiebig feiert wie andere nur Schlachten. Wahrscheinlich kann nur in Irland, dieser grünen Luftspiegelung überm Meer, ein fiktiver Tag den wirklichen Kalender erobern. Nicht dass es nicht auch hier Gemetzel gäbe, gerade hier. Aber hier wird alles Traumstoff, Legende, und besonders dieser 16. Juni.

«Wir haben sonst nichts in Irland», sagt der Schriftsteller Hugo Hamilton, den ich am Vorabend kennengelernt habe. «Wir haben nur unsere Geschichten.»

Dabei ist James Joyce (1882–1941), als er noch in Dublin lebte, so ziemlich allen auf die Nerven

Dublin

gegangen. Er hat sein Land von Herzen verachtet, eine «alte Sau» hat er es genannt und es bereits 1904 verlassen.

Der «Ulysses» war verboten, und die Joyce-Geschichten über seine «Dubliner» wurden vom Drucker verbrannt. Doch heute küsst die Stadt ihren Anarchisten. Das hat sie übrigens mit allen getan. Manchmal hat sie sie gehenkt. Verehrt hat sie sie immer.

James Joyce ist ganz heute. Er ist Meister des Hypes. Weste, Spazierstock, gute Tenorstimme, immens gebildet, besoffen von der

Mit dem «Ulysses», meinte T. S. Eliot, habe Joyce das 19. Jahrhundert umgebracht.

eigenen Grösse. Er hatte noch keine Zeile veröffentlicht, da verlangte er kostenlosen Eintritt in die Theater Dublins mit den Worten: «Lassen Sie mich durch, ich bin James Joyce.»

So einer hätte die heutigen Talkshows im Sturm erobert, und er hätte sich nicht einmal davor geekelt, wenn er dafür bezahlt worden wäre, denn er war ein Schnorrer. «Man sollte mich auf Staatskosten erhalten, weil ich fähig bin, das Leben zu geniessen.» Die einzige Wid-

mung, die er je verfasste, schrieb er sich selbst, über das «erste, echte Werk meines Lebens» – Titel: «Eine glänzende Karriere».

Armdrücken mit Genies

Joyce ist kein guter Einfluss, wenn man von sich selbst ausnüchtern möchte. Er ist grössenwahnsinnig. Die Frage ist natürlich die, ob man jemanden grössenwahnsinnig nennen kann, der später dann den «Ulysses» zustande bringt.

Dieser ist bis heute das Meisterstück des Hypes. Er glänzt in der Literaturlandschaft, gerade weil er ungelesen ist, ragt hoch und schwarz wie der Monolith, den die Urhorde anstaunt am Beginn der kubrickschen Film-«Odyssee im Weltraum».

Das wäre ungefähr der Bildungsabstand des Buches zur «Big Brother»-Meute.

Es ist obszön, blasphemisch, skandalös, und deshalb versucht man sich mit siebzehn an ihm, wo man genial ist und scharf aufs Armdrücken mit Genies. Man springt rein wie in eine Mutprobe, lacht sich an Stellen scheckig, ermüdet dann schnell, rettet sich sodann bald ans seichte Ufer irgendwelcher gerade angesagten Pop-Literaten-Babys.

Später liest man das erneut und staunt ob der Fülle der Motive und Anspielungen.

Die antireligiösen Schocks sind vielleicht verraucht, innere Monologe kennt man aus jedem zweiten Reporterstück, das Schema schimmert durch im zerebralen Geschiebe der Figuren, doch man verläuft sich immer noch lustvoll in der gewaltigsten Romanlandschaft der Moderne.

Mehrere Anläufe musste Joyces Grossnichte Helen Monaghan machen, bis sie den «Ulysses» bewältigt hatte, und das war in einer Lesegruppe, also im schützenden Geleitzug. Helen hat rote Haare, ein Gesicht aus Honig und runde Arme wie Blooms Molly. Sie ist Chefin des Joyce-Zentrums, und in einer Glasvitrine



Bloomsday 2022: Urgrossnichten und -neffen beim James Joyce Centre.

sammelt sie fantastische «Ulysses»-Objekte wie jene Talismankartoffel, die Bloom in der Tasche mit sich herumträgt, oder einen Bowler-Hut, eine Absinthflasche, lauter Fundstücke aus der Wirklichkeit, die an den Strand der joyceschen Erfindung getrieben sind.

Helen wäre nicht bei der Stange geblieben, wenn nicht schliesslich in Kapitel Nummer vier des «Ulysses», dem «Kalypso»-Kapitel, der schwerbäuchige, melancholische Bloom aufgetaucht wäre. Stephen Dedalus, das Alter Ego des jungen Joyce, der Poet in seiner brillanten Geschwätzigkeit, liess sie kalt. Es ist der gereifte Bloom, der Jude, der Aussenseiter und gehörnte Ehemann, der sie gewann.

Der 16. Juni 1904. Blooms Tag. Ein Alltag, so umfassend und genau beschrieben, wie es nie vorher geleistet wurde. Als diese ungeheuerliche, vielschichtige Ehrenrettung des Gewöhnlichen 1922 schliesslich erschien, diese Pflastertreterei, die durchflüstert sind von der «Odyssee», der «Göttlichen Komödie» Dantes, der Bibel, Shakespeares «Hamlet», da verneigten sich helllichtige Zeitgenossen wie Hemingway und Ezra Pound. Mit dem «Ulysses», meinte T. S. Eliot, habe Joyce das 19. Jahrhundert umgebracht.

Und seither ist Dublin ein offenes Buch. Jeder Pflasterstein ist beschrieben. Jede Gasse, jeder Pub, jedes Denkmal ein Lesezeichen.

Zwischen acht Uhr morgens und zwei Uhr nachts legt Leopold Bloom eine Strecke von 29 Kilometern zurück, 13 davon zu Fuss. In Wahrheit aber reist er durch All und Zeit, zwischen Antike, Helsingör und Bettlaken. Eine Weltreise im Kopf.

Er weiss, dass seine Sirene Molly, die Konzertsängerin, ihm untreu werden wird an diesem Tag. Er selbst hat eine Freundin. Er kaut an seiner Eifersucht und geht seinen Anzeigen-geschäften nach, er denkt wie wir alle entweder voraus oder zurück. Nur selten ist er, wo er ist, so wie wir alle. Die Leistung von Joyce: das Denken als Abenteuer zu entdecken.

Toast auf den Untergang

Warum nicht zum Glasnevin-Friedhof? Bloom bricht nach seinem Nierchenfrühstück dahin auf, um Paddy Dignam die letzte Ehre zu erweisen, im «Hades»-Kapitel – alle Kapitel waren ursprünglich nach Episoden aus der «Odyssee» benannt, verlaufen parallel zu ihnen, um ihnen über die Zeiten hinweg zuzurufen.

Der Kutscher bringt den schaukelnden Bloom quer durch die Stadt, und hundert Jahre später erklärt mir der Taxifahrer, der an versteinerten Helden vorbeifährt und an der ganz neuen Riesennadel, die nichts darstellt als, na ja, eine Nadel, dass er von den Pubs und den Weibern und Dublin auch so einiges versteht, da könnte er leicht so ein Buch schreiben.

Jeder ist Bloom in Dublin, Bloom ist jeder-mann.



Ging so ziemlich allen auf die Nerven: Joyce in Zürich mit Nora Barnacle, 1930.

Bloom also fährt Taxi durch die Stadt, und ich denke an die Geschichte, die ich zu schreiben habe, und an das Geblase, an die «Aiolos»-Episode vom Abend zuvor, den Empfang, Schriftsteller und Ex-Journalisten, bla, bla, bla, die über die Ver-luderung der Branche Blabla gemacht haben und dann Toast auf den Untergang der Welt, Gratisverachtung.

Wie sympathisch Bloom dagegen, durch-gewetzte Rockärmel, Eifersucht und Ehebruch im Kopf, gutmütiges Handwerk in der Redak-tion, es ist nicht die Bibel, um die es da geht, sondern es geht um Zeitung, wo nun mal heisse Luft produziert wird, mal niveauvoll, mal we-

*Seither ist Dublin ein offenes Buch.
Jeder Pflasterstein ist beschrieben.
Jede Gasse, jeder Pub.*

niger, alles zusammen bisweilen jene günstigen Winde erzeugend, die Regime stürzen können und, eventuell, den Helden Odysseus in die Arme seiner Frau heimsegeln lassen. So verläuft der «Ulysses», wenn man ihn liest, indiskret und sprunghaft wie die Tagträumereien wäh-rend einer U-Bahn-Fahrt, jeder kennt das.

Bloom also auf dem Friedhof, er meditiert über die verblichenen Patrioten der irischen Geschichte, der Friedhof ein Schlachtfeld, und hundert Jahre später ist es John Woods, der pensionierte Rasenpfleger (Fussballfelder, Golfplätze, Cricketwiesen), der sich mit seiner Frau Donna vom Friedhofshistoriker Shane durch die Zypressenalleen führen lässt.

Nekropolis. 1,5 Millionen Tote. Für einen Erzähler sind das 1,5 Millionen Geschichten, und jeder Ire ist Erzähler. Vorn die Bischöfe und andere marmorne Kirchenfürsten, die Joyce verboten, weiter hinten die Linken, denen er es auch nie recht machen konnte, da hinten die Faschisten, Katholiken alle, und natürlich Freiheitsheld Michael Collins, der mit Liam Neeson zum Filmhelden geworden ist.

Julia Roberts' Grab

Da hinten ein ausgeschaukeltes Filmgrab, da wird gedreht. Frische Rosen auf Collins' Grab und Liebesbriefe. «Wo ist das Grab von Julia Roberts?», wird der Historiker immer mal wieder gefragt. Sie war Michael Collins' Freundin. Im Film.

Schliesslich, vorbei an all den keltischen Kreuzen aus grauem, verwittertem Stein, eine kleine geputzte Tafel. Hier hinten liegt John Stanislaus Joyce, der Vater des Dichters, ein Trinker und ironischer Witzbold und jäh-zorniger Scheisskerl, der ein beträchtliches Vermögen durchgebracht hatte.

Ein paar Gräber sind hier noch frei auf dem Glasnevin-Friedhof.

«Un' was kost'n das so?», will das Ehepaar Woods wissen. Wie überall, sagt der Historiker, «Lokäischn» sei alles. «Location, location, location.» Bei den Bischöfen vorn am Eingang runde 20 000 Euro. Bei Michael Collins 40 000. Na, und hier, bei Joyce, da ist schon für 3000 was zu haben. Das ist der Lauf der Dinge.

Das Leben hat Bloom wieder, als er den Friedhof verlässt, und auch hundert Jahre später



Der Sog ist unwiderstehlich: Statue des Schriftstellers vor dem ehemaligen «Café Kylemore» in Dublin; der Autor im Bett des Autors.

werden im weiteren Tagesverlauf Kaschemmen abgeklappert, so wie es diese Referendarinnen aus Tübingen machen, die sich den «pub crawl», die Kneipentour, antun. Das heisst: Sie nehmen mit zwei Schauspielern den Rundgang durch die Pinten, um sich mit Guinness und Beckett und Brendan Behan volllaufen zu lassen.

Es war himmlisch

In welcher Stadt gibt es das schon, dass ein ganzer Pulk von fröhlichen Trinkern über tückisches Pflaster Dichtern nachstolpert, etwa zum Trinity College, um sich dort Anekdoten über Oscar Wilde anzuhören, diesen Vorgängerskandal zu

Sie gibt sich Mühe, dem schwarzen Troll in der Ferne alles zu zeigen, was sie hat, durch ihre Höschen.

Joyce. Natürlich auch hier: Trinkeranekdoten. Mit von der Partie sind Baseballkappen-Besucher aus den USA, die den D-Day gefeiert haben und sich jetzt begeistern für die siegreiche Invasion erdichteter Figuren.

In einem der späteren Pubs kommt die Rede auf Nora Barnacle, auf Molly. Es ist im «Davy Byrnes», wo in den fünfziger Jahren unter der Ägide Flann O'Briens der Bloomsday wiederbelebt wurde. Man ging damals übrigens nicht viel rum. Man verzichtete auf den Friedhof. Man trank.

Und stiess auf Nora Barnacle an, nicht zu knapp, denn der Bloomsday fällt nur deshalb auf den 16. Juni 1904, weil Joyce an diesem Tag von Nora Barnacle erhört worden ist.

Das klingt lyrisch und ist noch viel mehr als das. Es war himmlisch. Es war nämlich so: An diesem Tag hat sie ihre Hand in seine Hose geschoben und, wie er sich später schwärmend erinnert, «mein Ding in deine tastenden Finger genommen, dick und stark, wie er war, und mich sanft gerieben, bis ich durch deine Finger hindurch kam».

Nicht also der Krieg zwischen Russland und Japan oder irgendein anderes dröhnendes welt-historisches Ereignis jenes Tages war es, das der «Ulysses» verewigte, sondern eine ganz private, wenn auch durchaus sensationelle Ejakulation.

Womit wir beim «Nausikaa»-Kapitel wären, dem berüchtigtsten, weil verbotensten, das jene Onanieszene der Weltliteratur enthält, von der noch Legionen von Schriftstellern später leben, Roth und Amis und Franzen und Bukowski sowieso, und das die katholische Kirche zum Anlass genommen hatte, den ganzen Schmöker aus dem, na ja, Kalauern ist hier wohl erlaubt, Verkehr zu ziehen.

Die Szene also, in der Bloom, die begehrlichen Augen auf Gerty gerichtet, onaniert. Es ist halb neun Uhr abends an diesem warmen 16. Juni. Gerty steht am Strand, über einen Felsbrocken gelehnt, jeder Schritt, jeder Geruch, jede Stimmung dieses Tages ist kartografiert. Sie weiss, dass Bloom sie anschaut. Und sie gibt sich Mühe, dem schwarzen Troll in der Ferne alles zu zeigen, was sie hat, durch ihre Höschen, und dann illuminieren und zerfetzen hochgefeuere Raketen den irischen Himmel.

Mit dem Dubliner Schriftsteller Hugo Hamilton, seinerseits zur Hälfte deutsch, geht es hinüber zum Martello-Turm über den Klippen, an den Forty Foot, wo die ganze

Geschichte beginnt an diesem 16. Juni morgens. Und hinauf die Treppe, an Joyces Weste und Stöcken und den Vitrinen vorbei, ins Turmzimmer. Ein eisernes Bett steht da mit durchgelegener Strohmattreze, vor dem gusseisernen Ofen ein grosser schwarzer Porzellanpanther.

«Eigentlich stammt das Tier aus einer Plauderei von Stephen Dedalus», sagt Hamilton. Irgendwann ist es der Museumswirklichkeit zugelaufen.

«Komm, leg dich ins Bett», sagt er. «Joyce hat da geschlafen.»

Der Wärter verkauft unten Postkarten, und der Sog dieses Bettes ist unwiderstehlich. Draussen die rotzgrüne See, hier das Bett des Genies. Hugo macht das Foto, schnellschnellschnell. Dann will er selbst fotografiert werden.

Unten gibt es «Ulysses»-Kaffectassen. Sie zu kaufen, ist das mindeste, was wir tun können, um den Frevel zu tilgen und den Sonnengott zu besänftigen.

Heimkehr zu Penelope

Auf den Tassen sind die berühmten letzten Worte Mollys verewigt, der Schluss des «Ulysses», dieses umwerfende Bekenntnis zum Leben und zur Liebe, von Molly, der untreuen, unwiderstehlichen Nudel: «[...] das Herz ging ihm wie verrückt und ich hab ja gesagt ja ich will Ja.»

So ist Bloom, der müde abendländische Held, der Aufklärer, der Dubliner, am Ende dieses langen Weltalltags am 16. Juni nach all seinen Reisen und Abenteuern endlich heimgekehrt nach Ithaka, ins Bett, in die Arme seiner Penelope. Er hat ihr verziehen und sie ihm. Kann es ein schöneres Glück geben in diesen zerrissenen Zeiten?



Dieser Text stammt aus dem neuen Buch des Autors. Die Schilderungen beziehen sich auf den 16. Juni 2004. Matthias Matussek: Aussenseiter. Von Rebellen, Heiligen und Künstlern auf der Kippe. Edition Buchhaus Loschwitz. 216 S., Fr. 29,90

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die Zeichnungen
des Film-Magiers
Federico Fellini sind ein
Archiv seiner Fantasie.
Wolfram Knorr, Seite 72



Rauschen des Windes.

Jacob Peter Gowy, Der Fall des Ikarus, ca. 1635 – Und so stiegen wir immer höher, der Sonne entgegen, immer noch näher kamen wir ihr. Wir alle waren im Höhenflug, der Weltenlauf war Weltenrausch, wir flogen durch die Zeit, unseren eigenen Grenzen davon und dem ewigen goldenen Zeitalter entgegen. Die Vernunft war längst kein Hindernis mehr, wir glaubten an Schutzengel, fast unverwundbar schienen wir geworden, ein jeder ein kleiner Gott.

Wir dachten, unsere Flügel trotzten allen Stürmen und aller Glut und aller Schwerkraft der Welt. Was denkbar sei, sei auch machbar, dachten wir, und wir machten und dachten kaum mehr nach, weil wir schwebten durch eine

Hochzeit des Menschseins und applaudierten uns selbst. Da und dort mahnten welche, Spassbremsen im Wettlauf zum Zentrum des Himmels, und viel zu kurz dachten wir über Höhenangst nach, dann wandten wir uns wieder dem Rauschen des Windes zu, der uns noch höher tragen würde.

Wir verloren ob all der Sehnsucht nach einem fliegenden Dasein den Kontakt zur Erde, und wir redeten die Turbulenzen klein, in die wir gerieten. Es schüttelte uns durch, ein wenig, wir hielten unsere Flügel fest, warteten und verloren nie den Blick und die Hoffnung auf die Sonne. Der Höhenflug, da waren wir sicher, wäre noch nicht zu Ende, wir hatten ihn doch gerade erst

begonnen. Es war uns noch nicht klar, dass wir nie näher an die Sonne herankommen würden, als wir ihr schon waren.

Wir wunderten uns über die Wolken, die plötzlich am Himmel standen und uns den Blick auf die Sonne nahmen. Aus dem Fliegen wurde ein Flattern, und kurz ging es weder hoch noch runter. Wir wussten nicht mehr, was wir tun sollten, die Thermik, die wir uns selbst schufen, wollte uns nicht mehr höher tragen, und plötzlich brauchten wir all unsere Kraft, nicht an Höhe zu verlieren. Und jetzt brauchen wir sie, um nicht abzustürzen, aufzuprallen auf jener Erde, die uns einst nicht mehr genug schien.

Michael Bahnerth

Per Zufall auf den Thron

Er gilt als einer der grössten deutschen Kaiser. Doch war Friedrich Barbarossa wirklich der mittelalterliche Superstar, als den ihn die Nachwelt verehrte?

Wolfgang Koydl

Knut Görich: Friedrich Barbarossa. Der erste Stauferkaiser. C. H. Beck. 128 S., Fr. 15.90

Michael Peinkofer: Barbarossa. Im Schatten des Kaisers. Lübbe. 544 S., Fr. 36.90

Es sollte eine wichtige, eine historische Begegnung werden. Zum ersten Mal würden die grössten Gegenspieler der europäischen Politik aufeinandertreffen: Friedrich I., der deutsche König mit dem Anspruch auf die Kaiserkrone, und der Papst, Hadrian IV., der sie ihm als Einziger aufsetzen konnte.

Die Atmosphäre im deutschen Lager auf einer Wiese vor den Toren von Rom war angespannt, als sich der päpstliche Zug näherte. Der Heilige Vater ritt bis an den Monarchen heran, der ihn unter einem Baldachin vor seinem Zelt empfing. Weit breitete Friedrich die Arme aus, doch der Papst machte keine Anstalten, von seinem Pferd zu steigen.

Ob bewusst oder unbewusst, der König hatte den Pontifex zutiefst beleidigt. Denn die Tradition schrieb vor, dass er ihm beim Absteigen den Steigbügel halten musste, als Zeichen für die Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Ordnung.

Mit der als Unbotmässigkeit empfundenen Weigerung setzte Friedrich das Ziel seiner Reise aufs Spiel – die Krönung zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Erst hektische diplomatische Bemühungen retteten die Situation. Das Ritual wurde tags darauf wiederholt, am 18. Juni 1155 stand der Krönung nichts mehr im Weg: Friedrich I., Barbarossa, war deutscher Kaiser.

Der Vorfall ist typisch für diesen Mann, dem seine Zeitgenossen übermenschliche Kräfte zusprachen: Denn er war ehrgeizig, zog tapfer an der Spitze seiner Ritter in die Schlacht und paarte Organisationstalent mit politischer Klugheit. Nicht zuletzt wurde er für seine Zeit mit 68 Jahren ungewöhnlich alt, während deren er unglaubliche 35 Jahre lang regierte. Er führte Kreuz- und Feldzüge, versuchte, die politische und geistige Vormacht des Reichs wiederherzustellen und mächtige Fürsten in die Schranken zu

weisen. Vor allem aber scheute er keinen Konflikt mit dem Papsttum, das die Rechte des Reiches und seines Kaisers stets zu schmälern versuchte.

Friedrich, der wegen seines üppigen roten Haupthaars und Barts den Beinamen Barbarossa («Rotbart») erhielt, wurde 1122 geboren – vor 900 Jahren. Das führt zurück in eine Zeit, deren Gedankenwelt und Gesellschaftsstruktur sehr weit von der unseren entfernt sind. Dennoch ist dieser erste Kaiser aus dem Geschlecht der Staufer auch heute wesentlich präsenter als andere mittelalterliche Herrscher – was zum Teil natürlich auch an der Legende liegt, dass er nicht gestorben sei, sondern im Kyffhäuser, einem Mittelgebirge in Thüringen, an einem steinernen Tisch sitze und darauf warte, zurückzukehren und das Reich aus einer schweren Krise zu führen.

Gegner daheim und im Ausland

Den Geburtstag markieren zwei Neuerscheinungen, die in der Kombination ein anschauliches und detailliertes Bild des Mannes und Herrschers Friedrich vermitteln. Knut Görich lässt seiner vor zehn Jahren erschienenen grossen Barbarossa-Biografie eine knappe Version folgen, in der er den Stauferkaiser ebenfalls vom Rankenwerk der Legenden befreit. Die perfekte Ergänzung für seinen wissenschaftlichen Ansatz ist Michael Peinkofers historischer Roman, der das Leben

des Kaisers aus der Perspektive eines fiktiven Knappen schildert.

Friedrich gelangte durch Zufall auf den deutschen Thron. Er war Herzog von Schwaben, und damit eine Art Proto-Schweizer, reichte sein Herzogtum doch bis nach Zürich und ins Engadin. Da der Sohn König Konrads III. bei dessen plötzlichem Tod zu jung war, fiel die Wahl auf ihn. Vielleicht half Friedrich auch, dass es ausser ihm nur einen einzigen weiteren Zeugen dafür gab, dass Konrad ihn auf dem Totenbett zu seinem Nachfolger bestimmte.

Als er den Thron bestieg, war der König von Deutschland ein König Ohneland. Das Reich bestand aus über 1600 selbständigen Einheiten, von denen viele ständig miteinander in Fehde lagen. Die wichtigste Geldquelle für den König waren die reichen Städte Oberitaliens, die sich jedoch immer selbstbewusster der royalen Vorherrschaft widersetzen. Sechs Feldzüge führte Barbarossa gegen Mailand und andere aufständische lombardische Kommunen, doch am Ende musste er sich geschlagen geben.

Der junge König besass also ausser seinem Stammland Schwaben, einer charismatischen Persönlichkeit und der Abstammung von zwei der führenden deutschen Adelsgeschlechter – Hohenstaufen und Welf – nicht viel. Umso ehrgeiziger waren seine Ziele: das Reich zu einen und wieder zu der alten Grösse zurückzuführen, die es unter Karl dem Grossen und Otto I. gehabt hatte.

Die Gegner waren zahlreich und stark – sowohl daheim als auch im Ausland. Da gab es die mächtigen Reichsfürsten, deren stärkster der Bayernherzog Heinrich der Löwe war. Nicht minder unnachgiebig verteidigte die Kirche ihre Privilegien. In Süditalien erwuchs mit dem normannischen Königreich Sizilien ein ernstzunehmender Gegner. Unberechenbar war zudem Byzanz, das Oströmische Reich, das mal für, mal gegen Friedrich agierte.

Gemessen an seinem Nachruhm, war seine Erfolgsquote eher durchwachsen. Barbarossa lebte in einer Wendezeit, in der das Bürgertum in Gestalt von Kaufleuten und Händlern stärker wurde und die Macht des feudalis-





Fast religiöse Verklärung: Friedrich I., genannt Barbarossa (1122–1190).

tischen Systems herausforderte. Von hoher Symbolkraft war es daher, als die Lombardische Liga der norditalienischen Städte das Heer Friedrichs 1174 vernichtend schlug. Er selbst wurde verwundet, die Niederlage war ein Schock für Europas Fürsten. Sie ebnete den Weg für eine Aussöhnung Barbarossas mit der Kirche. Es war eher eine Unterwerfung, nicht unähnlich dem Canossa-Gang Heinrichs IV. hundert Jahre zuvor.

Auch die Macht der Fürsten konnte er nicht brechen, er stärkte sie vielmehr, indem er viele von ihnen zu neuen Herzögen erhob. Dies geschah nicht zuletzt auf Kosten seines Rivalen Heinrich des Löwen. Wegen seiner Nähe zu Barbarossa hatte er den Neid der anderen Hochadeligen auf sich gezogen. Durch seine Weigerung, dem Kaiser bei den Kämpfen gegen die Lombardische Liga zu Hilfe zu kommen, hatte

er dessen Misstrauen erregt. Der mächtigste Fürst des Reiches verlor Titel und Herzogtümer und wurde für vogelfrei erklärt. Er ging ins Exil zu seinem englischen Verwandten Richard Löwenherz.

Selbst die ethische und ideelle Vorherrschaft des Reiches in Europa konnte Friedrich nur teilweise durchsetzen. In Böhmen, Polen, Ungarn und Dänemark galten sein Wort und – wo nötig – seine Waffen etwas. Doch England und Frankreich akzeptierten einen Vorrang des von Deutschen geführten Nachfolgegebildes des Römischen Reiches bestenfalls theoretisch. Der englische Theologe Johannes von Salisbury war wohl der erste Ausländer, der sich über den moralischen Führungsanspruch wunderte und fragte: «Wer hat die Deutschen zum Richter über die Völker gemacht?» Eine Frage, die nicht wenige Europäer auch heute nach einer Rede

von Annalena Baerbock oder Robert Habeck stellen können.

Im 19. Jahrhundert, als die Verklärung Barbarossas fast religiöse Züge annahm, stellte man die Frage, weshalb sich Grossbritannien und Frankreich zu zentral regierten Nationalstaaten entwickelt hätten, derweil Deutschland weiterhin ein Patchwork aus Königreichen, Fürstentümern, Grafschaften und freien Städten geblieben sei. Friedrich mit seiner Stärkung der

Als er den Thron bestieg, war der König von Deutschland ein König Ohneland.

Fürstenmacht war zwar unfreiwillig dafür mitverantwortlich; dennoch sah man in ihm einen Einiger des Reiches. Auf dem Kyffhäuser, seiner mythischen Ruhestätte, wurde eine hochzeittortentartige Denkmals-Monstrosität errichtet. Und Wilhelm I., der erste Kaiser des Bismarck-Reiches, nannte man Barbablanca – nach seinem schlohweissen Bart.

Passender Tod

Noch Hitler erwies Friedrich zweifelhafte Ehre, als er den Überfall auf die Sowjetunion «Unternehmen Barbarossa» nannte. Und wenn heute wohl auch niemand mehr Ludwig Uhlands Ballade vom «Kaiser Rotbart lobesam» auf-sagen kann, so ist doch ein Satz daraus in den allgemeinen Sprachschatz eingeflossen: «Viel Steine gab's und wenig Brot.»

Ein sicherer Weg zu verklärendem Nachruhm ist ein passender Tod: Entweder man stirbt jung oder romantisch. Friedrich ereilte der Tod fern der Heimat in seinem 68. Lebensjahr. Trotz seines hohen Alters hatte er sich dem dritten Kreuzzug angeschlossen. Die Christenheit wollte Jerusalem befreien, das von Saladin erobert worden war. Aber Friedrich kam nur bis Kilikien im Südosten der heutigen Türkei. Es ist nicht bekannt, wie es geschah. Sicher ist nur, dass der Kaiser im Fluss Saleph, der heute Göksu heisst, ertrank.

Seine Armee löste sich daraufhin auf, nur ein kleiner Teil wollte weiterziehen, um ihn in der Grabeskirche von Jerusalem beizusetzen. Doch Versuche, den Leichnam in Essig zu konservieren, schlugen fehl, und so ruhen Barbarossas sterbliche Überreste an zwei Orten: die Gebeine in der Kathedrale von Tyros, sein Herz und die anderen inneren Organe in der Pauluskirche von Tarsus.

Nach dem Ende der Kreuzritterstaaten in Palästina geriet dieses Wissen in Vergessenheit. Der Leichnam galt als verschwunden. Dies führte zum Mythos vom schlafenden Kaiser im Kyffhäuser. Dass es eine Legende ist, beweist die Geschichte: Sein Reich durchlebte viele existenzielle Krisen. Doch Friedrich liess sich nie sehen.

Gültig über den Tag hinaus

Daniel Weber

Dieter Bachmann: Archipel. Expeditionen, Begegnungen, Schauplätze. Nimbus. Drei Bände. 1488 S., Fr. 98.–

«Archipel» ist ein treffender Titel für diese Reportagensammlung. Das «Lesebuch», wie es der Autor nennt, ist eine Landschaft mit Inseln und Inselchen, untergründig verbunden durch die Art des Zugriffs auf die Themen: Dieter Bachmann ist ein genauer, kluger Beobachter, und er ist ein gewandter, subtiler Stilist. Fünfzig Jahre, von 1970 bis 2020, umspannt das Werk, das der Nimbus-Verlag in einer dreibändigen Prachtausgabe herausgegeben hat. 1488 Seiten bezeugen die wache Zeitgenossenschaft eines Kulturjournalisten, der festhielt, was seine Epoche prägte; in Texten, die über den Tag hinaus ihre Gültigkeit bewahrt haben.

Stets auf Augenhöhe

Angefangen hat Bachmann bei der *Weltwoche*, später schrieb er für das *Tages-Anzeiger-Magazin*, seine wichtigste Station war die Kulturzeitschrift *Du*, der er von 1988 bis 1998 als Chefredaktor seinen Stempel aufdrückte. Dort konnte er auch seine «lebenslange Liebe für die Schwarzweiss-Fotografie» ausleben. In elf Fotodossiers gibt «Archipel» einige Kostproben von dieser Leidenschaft, vertreten sind unter anderen Jakob Tuggener, René Burri, Werner Bischof und Jean-Pascal Imsand.

Wie die von ihm bewunderten Fotografen ist Bachmann ein meisterhafter Porträtist. Er hat den Blick für das, was eine Person ausmacht, und bringt seine Beobachtungen präzise auf



Liebe für die Schwarzweissfotografie: Werner Bischof, «An der Schiffände», Zürich 1945.

den Punkt. Als er den charismatischen Gründer des *Du*, Arnold Kübler, in dessen Dachstube im Zürcher Niederdorf aufsucht, findet er für den Neunzigjährigen die Formulierung: «ein tänzelnder Geist in einem beweglichen Körper». Das Porträt des Korpskommandanten Jörg Zumstein gipfelt im Satz: «Kein Zweifel, er hätte, gäbe es die Armee nicht, die Armee erfunden.» Bachmann hat auch ein feines Gespür für Atmosphärisches, das seine Texte grundiert. «Hier stehen die Sachen wie in ägyptischer Verlieskammer im Dämmer, der durch das Oberlicht sickert», schreibt er über die Werke im Atelier des Bildhauers Otto Mueller.

Diese Reportagen sind nicht für hastige Leser gedacht. «Hier muss man ein bisschen ausholen», heisst es in seiner geduldigen Annäherung an die grosse Fotografin Gisèle Freund. Die Reportage gerät ihm unter der Hand zum Brief, in dem er die Porträtierte direkt anspricht. Was ihm im Werk der Fotografin zentral scheint, gilt auch für ihn selbst: Er sucht immer «das ideale Gleichgewicht zwischen Distanz und Nähe».

Nichts auf dem weiten Feld der Kultur ist Dieter Bachmann fremd. Er fühlt sich in der bildenden Kunst ebenso heimisch wie in der

Architektur, im Theater und im Film. Und vor allem in der Literatur. Er hat viele bedeutende Autoren besucht und porträtiert (von Ernst Jandl über Günter Grass bis zu Wolfgang Hildesheimer und Hermann Burger), stets auf Augenhöhe, stets konzentriert aufs Wesent-

Bachmann hat auch ein feines Gespür für Atmosphärisches, das seine Texte grundiert.

liche. Und immer wieder hat ihn seine Neugier über den deutschen Sprachraum hinausgeführt. Zu seinen schönsten Porträts gehören jene von Emil M. Cioran in Paris und von John le Carré in Cornwall.

Vergnügen auf der Vespa

Wenn ihn die Leidenschaft packt, scheut er keinen Aufwand. Als ihm ein Freund das Manesse-Bändchen «Alles hat seine Zeit» von Ennio Flaiano für eine lange nächtliche Bahnfahrt in die Hand drückt, hat das Folgen. Flaiano, den man ausserhalb Italiens nur als Drehbuchautor von Fellini kannte, wird ihm zum Herzensautor. Er liest alles von Flaiano,



„Selbstverständlich habe ich keinen Liebhaber im Kleiderschrank.“

was er kriegt, ein Werk, das ihm «eine Welt voll hellerleuchteter Bitterkeit, voll trauriger Zärtlichkeit, voll milden Scharfsinns» eröffnet. Und dann zieht Bachmann los, «als Literaturreporter auf den Spuren eines Autors, den man nicht mehr treffen kann». Spuren, die ins Tessin führen, wo Flaianos Witwe lebt, zum verstreuten Nachlass in Florenz, Pavia und Lugano. Ein journalistischer Kraftakt, mit dem er diesen Autor in die Gegenwart holt.

Aber auch in den Texten, die den Begriff der Kultur weit fassen, erweist sich Bachmann als glänzender Erzähler: etwa in der «Industriegeschichte aus der Sonnenstube» über eine Hemdenfabrik in Arzo oder in einem Städteporträt von Chiasso. Und es ist ein Vergnügen, mit ihm auf eine Vespa zu steigen, die er als «Vehikel für den Zeitgeist» erkennt. Der Zeitgeist ist flüchtig, aber wenn einer wie Dieter Bachmann ihn zu fassen kriegt, bleibt er lebhaft gegenwärtig.

Bill Gates will eine Pandemie-Feuerwehr

Milosz Matuschek

Bill Gates: Wie wir die nächste Pandemie verhindern. Piper. 336 S., Fr. 37.90

Wenn Bill Gates ein Buch schreibt, muss man sich dies wohl bald als seriellen Vorgang vorstellen. Letztes Jahr erklärte er der Welt, wie der Klimawandel zu besiegen ist. Das weiss der philanthropisch umtriebige Tech-Milliardär und aktivistische Weltverbesserer vermutlich besonders gut, seitdem er in neue Kernkraftwerke investiert hat. Jetzt folgt ein Buch des Impfstoff-Grossinvestors darüber, wie es die nächste Pandemie zu verhindern gilt. Kein Weltproblem scheint Bill Gates zu gross zu sein, keine Lösung zu verweigen, kein Geschäftsmodell zu weit weg. Was kommt als Nächstes? Da er inzwischen auch der grösste Eigentümer von Agrarflächen in den USA ist und zugleich Grossinvestor in gentechnisch veränderte Fleischersatzprodukte, müsste wohl bald ein Buch darüber erscheinen, wie man den Hunger auf der Welt besiegt.

Im vorliegenden Buch lautet die Botschaft: Alle Mann zu den Waffen gegen die Viren! Das Buch ist eine Art Marschbefehl, eine Proklamation der allgemeinen medizinischen Mobilmachung. Wie das geht? Nun, zum Beispiel durch eine neue Pandemie-Feuerwehr aus dem sogenannten Germ-Team, 3000 Experten der Weltgesundheitsorganisation (WHO), die unabhängig von einem Mitgliedstaat oder entgegen dessen Einschätzung eine Pandemie ausrufen können. Gates will an die weltweite Gesundheitsinfrastruktur ran. Dazu passt

flankierend der Pandemiepakt der WHO, der zur Ausweitung von Befugnissen des WHO-Präsidenten führen soll.

Man sieht recht deutlich, wohin die Reise geht: Souveränität aushebeln und von oben nach unten durchbestimmen. Ein bisschen Notverordnung hier, ein bisschen Ausnahmezustand dort: Fertig ist die gesundheitspolizeiliche Besatzung. Und wer nicht spurt? Nun ja, man sah es zum Anfang der Covid-Krise bei Weissrussland: Dem massnahmenunwilligen Diktator musste erst ein zahlungsunwilliger Internationaler Währungsfonds Beine machen. Mehr Macht für so wenige gab es selten in der Geschichte. Das neueste Buch von Gates hielt kürzlich auch gleich lobend der Chef der Weltgesundheitsorganisation bei Twitter hoch.

Gates ist kein normaler Autor. Dies ist kein normales Buch. Spätestens seit der Pandemie ist Bill Gates auch ein weltweiter Influencer und *policy maker*. Er sponserte Journalismus wie kein anderer über seine Stiftung – über 300 Millionen Dollar liess er mit der Giesskanne über die Medienwelt ausschütten. Er hat einen eigenen Blog, einen eigenen Youtube-Kanal, er spricht auf TED-Talks, er «publiziert» Bücher. Ob er viel davon selbst schreibt, kann man bezweifeln. Was zählt, ist ohnehin die Botschaft. Und Gates hat nicht nur eine Botschaft, sondern auch eine grosse Portion Sendungsbewusstsein. Er weiss, was in der Welt zu tun ist, und sitzt zugleich an einem der weltweiten Schalthebel: zweitgrösster Spender der WHO, Organisator eines gewichtigen Teils des weltweiten Impfgeschehens, von Polio über Malaria zu Covid-mRNA und zugleich Grossinvestor in Impfstoffhersteller wie Biontech. Die Erfindung «Lockdown», der wohl bisher erfolgreichste Export der Kommunistischen Partei Chinas an die Welt, fand seinen Beifall.

Grosse Werbetrommel

An diesem Buch ist so gut wie nichts überraschend, wenn man Bill Gates etwas kennt. Weder der Inhalt noch der spröde-schlau-

meiernde Think-Tank-Sprech noch der megalomane Veränderungswille. Viel mehr überrascht einen, wie lange die Medien nun schon einen medizinischen Laien als Weltexperten

Bill Gates hat nicht nur eine Botschaft, sondern auch eine grosse Portion Sendungsbewusstsein.

durch die Manege ziehen lassen, ihn hofieren und an seinen Lippen hängen, ohne kritische Fragen über seine Rolle zu stellen. Dieses Buch gäbe einige Gelegenheit dazu. Es ist im Grunde eine einzige grosse Werbetrommel für seinen Geschäftsbereich der sanitären Machtausweitung: schnelle Einsatztruppe, ganz viele Übungen und Planspiele, antizipierend Impfstoffproduktion hochfahren, neue Technologien erproben, Budget erstellen, massiv in den Gesundheitssektor investieren.

Verkündungsprosa und Eigen-PR

Gates selbst geriert sich in seinem Buch als Vordenker eines zunehmend übergriffigen globalen Gesundheitsmanagements von Seiten der WHO. Die Welt soll bitte glauben, all das sei eine Art philanthropische Katastrophenhilfe. Weil sie es so nötig hat: Covid-19 war für Bill Gates ein Ereignis wie der Zweite Weltkrieg. Eine Zäsur der Zeitläufe. Zugleich bezeichnete er das Virus zuletzt als kaum gefährlicher als die Grippe und als «nicht sehr tödlich». Aber wer weiss ja, was noch kommt? Bill Gates verlangt viel von der Welt für einen Konjunktiv.

Wer Verkündungsprosa mit Dr.-Seltsam-Charme und Eigen-PR gut findet, sollte unbedingt dieses Buch lesen. Allen anderen sei gesagt: Keine Sorge, Herr Gates *from America* wird sich euch sicher noch anderweitig ins Gedächtnis bringen. Denn wer die Feuerwehr dirigiert, das Löschwasser verkauft und auch noch nah am Alarmknopf sitzt, könnte in der nächsten Zeit einiges zu erzählen haben.



Think-Tank-Sprech: Autor Gates.

«Patronenkönig» aus Wien

Peter Bollag

Ursula Prutsch: Wer war Fritz Mandl. Waffen, Nazis und Geheimdienste. Die Biografie. Molden. 304 S., Fr. 44.90

Die Frage, wer Fritz Mandl war, ist berechtigt; vermutlich dürften selbst in Fritz Mandls Heimatland Österreich nicht allzu viele Menschen heute überhaupt noch wissen, wer er war. Dabei verdankt Mandl einen schönen Teil seines Ruhmes weder den «Waffen, Nazis und Geheimdiensten», welche die Autorin im Untertitel aufführt, sondern viel eher der glamourösen Tatsache, dass die erste seiner fünf Ehefrauen Hedy Lamarr hiess und zu einem der bekanntesten Filmstars werden sollte.

Fritz Mandl wird 1900 unehelich in Wien geboren. Sein Vater Alexander Mandl, eigentlich Chemiker und aus einem assimilierten jüdischen Haus stammend, kann 1894 in die Patronenfabrik Hirtenberg, ein KMU, einsteigen. Bereits mit 24 Jahren wird sein Sohn Fritz Direktor der Hirtenberger Holding GmbH und baut das Geschäft immer weiter aus, denn auch nach dem Ersten Weltkrieg wird irgendwo auf der Welt immer geschossen.

Die Hirtenberger beteiligen sich unter Mandls Leitung auch immer wieder an ausländischen Waffenunternehmen; unter anderem bei der Schweizerischen Industrie-Gesellschaft, mit der sie in Solothurn schliesslich eine Patronenfabrik gründen, die auch Waffen produziert.

Da hat Mandl seine politische Reise nach weit rechts bereits angetreten. Er finanziert nämlich die nun aufkommenden rechten Wehrverbände, die Heimwehren, die ihrer-

Die Vorstellung, dass «die ganze Welt» seine Ehefrau nackt bewundern konnte, war ihm unerträglich.

seits vom faschistischen Italien unterstützt werden und sich dem Kampf gegen die in Österreich starken Sozialdemokraten verschrieben haben. Gleichzeitig grenzen sich die Heimwehren zwar von den aufkommenden Nationalsozialisten ab, doch besteht nicht zuletzt im gemeinsamen Antisemitismus eine Verbindung. Was für den «Juden Mandl», als den ihn die Nazis beschimpfen, trotz seiner Beiträge an die Rechten immer mehr zum Problem wird.



Wirrkopf mit Weitblick:
Mandl mit Begleitung in New York, 1940.

1933 wird Hitler Reichskanzler in Deutschland, in Österreich regiert Bundeskanzler Engelbert Dollfuß autoritär und muss sich zudem mit der Hirtenberger Waffenaffäre herumschlagen, die in ganz Europa Schlagzeilen macht: Italienische Waffen waren via Österreich ins ebenfalls diktatorisch regierte Ungarn gelangt. Der Deal trägt auch die Handschrift Fritz Mandls.

Pathologische Eifersucht

Das Lavieren zwischen Wien, Rom und Berlin wird der «Patronenkönig», wie Fritz Mandl nun immer öfters teils anerkennend, teils verächtlich genannt wird, bis zum «Anschluss» 1938 und darüber hinaus beibehalten; seinen zwischenzeitlichen Abschied aus Europa aber kann es nicht verhindern.

Da sind er und Hedy Lamarr bereits wieder geschieden: Die blutjunge Schauspielerin, die 1933 mit dem Film «Ekstase» Furore machte, weil er eine der ersten Nacktszenen der Filmgeschichte überhaupt zeigt, hatte er im gleichen Jahr kennengelernt. Am 10. August 1933 heirateten sie prunkvoll in der Wiener Karlskirche.

Mandls fast pathologische Eifersucht warf bald einen Schatten auf die Ehe; die Vorstellung,

dass «die ganze Welt» seine Ehefrau nackt auf der Leinwand bewundern konnte, war ihm unerträglich. Er versuchte, sämtliche Kopien des Filmes zu kaufen, was aber misslang.

Anbiederung bei Hitler

Hedy Lamarr flüchtet 1937 aus der Ehe und macht in Hollywood Karriere. Daneben erwirbt sie sich auch Ruhm als Erfinderin einer Funkfernsteuerung für Torpedos, mit denen sie die Alliierten in ihrem Kampf gegen die Nazis unterstützt. Ihr Ex-Mann ist da weniger eindeutig: Bei den Verhandlungen mit den Berliner Machthabern, die teilweise auch im Zürcher Hotel «Dolder» geführt werden, biedert er sich bei Hitler an, was ihm allerdings nichts nützt. Immerhin erlaubt ihm das Geld, das Berlin schliesslich für seine Firma bezahlt, eine mehr oder weniger sorgenfreie Fortsetzung seines Lebens in Argentinien.

Seinen Lebensabend verbringt er wieder in Wien; er übernimmt nochmals die Hirtenberger Fabrik. In die Politik der Zweiten Republik mischt er sich nicht mehr ein, doch einer der letzten Aufträge, die er noch an Land zieht, hat es in sich: Waffen für den Apartheidstaat Südafrika. Fritz Mandl stirbt 1977 an Krebs.

Ursula Prutsch zeichnet ein spannendes Bild eines politischen Wirrkopfs, der gleichzeitig als Wirtschaftsführer Weitblick bewies. Der zweite Teil, in dem seine argentinischen Jahre und Geschäfte beschrieben werden, liest sich allerdings weniger gut. Möglicherweise, weil die Autorin, Professorin für lateinamerikanische Geschichte, ihr Fachwissen da allzu detailliert darlegt. Lesenswert ist das Buch aber dennoch.



Aberglaube und archaische Erfahrung

Pia Reinacher

Esther Kinsky: Rombo.
Suhrkamp. 267 S., Fr. 36.90

Im Mai und im September 1976 erschütterten zwei schwere Erdbeben die italienische Region Friaul-Julisch Venetien. Das Epizentrum des Bebens lag nördlich von Udine am Monte San Simeone in den Gemeinden Trasaghis und Bordano. Die Dörfer im Val Canale und am Tagliamento wurden am schwersten getroffen. Fast tausend Menschen starben, Zehntausende wurden obdachlos. Hunderte von Dörfern und etliche Städte lagen in Trümmern.

«Rombo» ist ein altes italienisches Wort, das den dumpfen Ton beschreibt, der solch unheimlichen Beben vorausgeht. Es kündigt wie eine Reihe von Explosionen und Donnern aus dem Innern der Erde die Zerstörung an. Esther Kinsky, preisgekrönte deutsche Schriftstellerin und Übersetzerin, setzt das Wort als Titel und Ausgangspunkt ihres neuen Romans. Er beschreibt emotionslos und beinahe fotografisch scharf das Vorher und das Nachher: Was das seismische Ereignis für ein Dorf, was es für die Menschen bedeutet – dieser Moment, in dem sich die Erde öffnet, die Häuser einstürzen, Menschen und Tiere unter sich begraben, die Uhren an den Kirchtürmen stillstehen. Die Autorin zoomt immer näher an das Epizentrum der Katastrophe heran.

Unheilvolle Vorzeichen

Ausgehend vom Panoramablick auf die Landschaft, die sie in ihren tektonischen, geologischen Eigenheiten sowie mit ihrer Flora und Fauna beschreibt, fokussiert sie schließlich auf sieben Bewohner eines Dorfes am Fuss des Monte Canin und erzählt ihre Geschichte. Anselmo, Gigi, Mara, Olga, Toni, Silvia und Lina. Das Vorher und das Nachher ihres Lebens.

Das Friaul wird seit Jahrhunderten von Beben heimgesucht, auch davon erzählt Kinsky. Immer wieder schiebt sich in den Ostalpen die afrikanische Platte unter die eurasiatische Platte, lässt die Erde erzittern und hebt

Sie sehen Staubwolken, bekommen keine Luft. Das Erstickungsgefühl wird sie noch lange verfolgen.

das Gebiet hoch. Am 6. Mai 1976 gibt es unheilvolle Vorzeichen: Eine schwarze Schlange, die hier Carbon heisst, liegt überfahren auf der Strasse. Der Zeisig im Käfig ruft jämmerlich.

In einer doppelten Spiegelung stehen plötzlich zwei blasse Sonnen über den verschneiten Gipfeln des Canin, der Himmel färbt sich graublau, dann dunkel. Die Menschen im Dorf interpretieren die Zeichen mit einer Mischung von Aberglaube und archaischer Erfahrung als Signale der kommenden Zerstörung. Als es so weit ist, sind die Dorfbewohner hilflos, gefangen in ihren Häusern, jede Flucht ist unmöglich. Anselmo und seine Schwester wollen aus dem Haus auf die Strasse flüchten, als die Mauern brechen und Putz herunterrieselt. Der Vater hält sie mit eiserner Hand zurück und zerrt sie unter den Türsturz. Sie sehen nur Staubwolken und bekommen keine Luft. Das Erstickungsgefühl wird sie noch lange in ihren Träumen verfolgen.

Esther Kinsky erzählt die traumatisierende Geschichte der sieben Menschen bruchstückhaft, ohne inneren Zusammenhang. Der

*Heute schon
mal sinnlich
umgeblättert?*

Oder sind Sie
bereits total
digital versaut?



Schwerpunkt des Romans liegt in der Naturbeschreibung, die aber oft wirkt wie aus dem Naturkundebuch. Versprachlichung von Natur – damit hatte es die deutsche Autorin mit dem «Geländeroman» «Hain» (2018) zur überzeugenden Meisterschaft gebracht. Das Erzählkonzept der Spiegelung der Natur im Schicksal des Einzelnen will ihr in «Rombo» aber nicht recht gelingen. Man wird damit nicht warm. Zu fragmentarisch und wenig plastisch sind die zertrümmerten Geschichten der Figuren erzählt, zu raunend im Ton, zu zusammenhanglos in den Text gestreut. Die Lakonie kippt auf einmal in kühle Distanzierung, und die Apokalypse erzeugt beim Leser am Ende Indifferenz. Und das ist das Gegenteil des Beabsichtigten.

Die Sprache Zampano

Fiktive Figuren aus Literatur und Kunst sind unter uns. Wenn zum Beispiel Spitzensportler von ihrem Mentor (erfahrener Ratgeber) berichten, von ihren Tantalusqualen wegen ihrer Achillessehne und von Kassandraruhen (nach Cassandra, der Unheilsverkünderin), sind wir mitten in der griechischen Mythologie und in Homers Heldensagen «Odyssee» und «Ilias».

Ein weltfremder Schwärmer wird oft Don Quichotte genannt nach dem Roman «Don Quijote de la Mancha» von Miguel de Cervantes. Don Quichottes Angebetete Dulcinea ist zu einem Synonym für eine Geliebte geworden. Mit Geliebten kennen sich all die Casanovas und Don Juans aus, manchmal auch Belamis genannt nach Maupassants Romanfigur Bel-Ami. Wo ein Don Juan auftaucht, ist meist die Lolita (nach Nabokovs Roman) nicht weit. Ein Chauvinist (nach dem extrem patriotischen Rekruten Nicolas Chauvin in einem Lustspiel der Brüder Cogniard) kann unter einem übersteigerten Nationalismus oder Männlichkeitsgefühl leiden. Die Gretchenfrage (Faust I) an einen Chauvi könnte lauten: «Nun sag, wie hast du's mit dem Gendern?» Schnell kann ein Chauvinist zu einer Unperson werden, eine Wortschöpfung George Orwells im Roman «1984».

Wir alle kennen irgendeinen Struwelpeter, Suppenkasper oder Zappelphilipp, sie kommen in Heinrich Hoffmanns Bildergeschichten vor. Ein schrulliger Erfinder bekommt oft den Übernamen Daniel Düsentrrieb (Disney Comics). Aus der Welt der Oper sind der Figaro («Figaros Hochzeit») und der pedantische Nörgler Beckmesser («Die Meistersinger von Nürnberg») wohlbekannt. Der Fotojournalist Paparazzo (Marcello Mastroianni) in Federico Fellinis Film «La dolce vita» hat den Paparazzi ihren Namen gegeben. Ein Angeber oder Blender wird gerne als Zampano bezeichnet (Anthony Quinn in «La strada»). Ein Titel im *Sonntagsblick*: «Vom Zauderer zum Zampano» (über Ignazio Cassis).

Das Wort «Luder» geht aber nicht auf Frau Luder zurück, wie sie in «Doktor Faustus» vorkommt; es stammt aus dem 13. Jahrhundert. Thomas Mann hat daraus einen sprechenden Namen gemacht.

Max Wey

Fellinis feine Feder

Das Kunsthaus Zürich zeigt eine einmalige Ausstellung des letzten grossen Film-Magiers.

Wolfram Knorr

Federico Fellini: Von der Zeichnung zum Film. Kunsthaus Zürich. Bis 4. September 2022

Er war das wandelnde Unterbewusstsein römisch-katholischer Kultur: der Kino-Magier Federico Fellini (1920–1993). Mit seinen Vettern im Geiste, dem Spanier Luis Buñuel und Ingmar Bergman aus dem hohen Norden, teilte er den Lust-Kampf mit dem christlichen Überbau. War Buñuel der höhnische, sich ins Surreale bohrende Ketzer und Bergman der Quälgeist, der sich die protestantischen Pfarrhäuser vom Hals filmte, so war Fellini der von Sex und Religion wie von Furien getriebene Faun, der durch die Katakomben seines Unterbewusstseins wilderte. Die Fundstücke holte er herauf, kitzelte sie auf Papier und erweckte sie in seinen Filmen zum Leben.

Orgien von Schönheit

Eine Ausstellung im Kunsthaus Zürich legt nun mit rund 500 Exponaten von diesem kreativen Prozess Zeugnis ab, vom fiebrigen Vergnügen des Kino-Monomanen, seine bizarren Visionen, Träume, Gauklerfantasien, Charaktertypen, Frauenfiguren und andere eigenwillige Kreationen mit Feder und Pinsel wie Gedächtnisstützen rasch zu fixieren. Papier diente ihm als Abkühlbecken und zugleich als Archiv seiner Fantasie, das seine Kostümbildner, Architekten, Requisiteure, Maskenbildner und Schauspieler-Scouts für Filme zu nutzen hatten, mit dem Maestro als Stabführer. Im unterschätzten Fellini-Jux «Prova d'orchestra» (1978) spielte er am Beispiel eines Sinfonie-Orchesters mit dem Problem der Autorität, die einen Haufen von Individualisten zu edelsten Harmonien nötigen muss.

Die Ausstellung, kuratiert von Cathérine Hug, präsentiert zusammen mit den Zeichnungen, Skizzen und Karikaturen die entsprechenden Stills aus

jenen Filmen, deren Personal, Requisite oder Handlungssituation auf die Zeichnungen verweisen. Das ist oft ziemlich witzig. Auch Kostüme, Requisiten, Filmausschnitte ergänzen auf anschauliche Weise den Entwicklungsprozess der Fellini-Filme. Vor allem zeigen sie, dass seine Werke nicht nach akademischen Plänen

«Ich bin Regisseur.» – «Ich kann auch nichts.» Fellini liebte derartige Albernheiten.

entstanden, sondern «Bauch-Entscheidungen» entsprungen. Eine Methode, die im durch-industrialisierten Filmgeschäft von heute völlig unmöglich wäre, geschweige denn geduldet

würde. Insofern war Federico Fellini einer der letzten Kino-Dinosaurier, die sich Orgien von Schönheit, Gaukeleien, Poesie mit makabrer Ironie noch zu leisten vermochten. Besonders dickköpfig wurde er, als man ihm seine junge Frau Giulietta Masina als rettichköpfige Gelsomina in «La strada» (1954) ausreden wollte. Die sei Kassengift. Der Film wurde ein Welterfolg.

Bürokratischer Arbeitsteiler war Fellini nie, am liebsten hätte er alles selbst gemacht wie zu seinen Zeiten als Comic-Zeichner für die Zeitschrift *Marc' Aurelio*. In einem dieser Strips aus dem Jahre 1940 gibt's diesen Dialog: «Ich bin Regisseur.» – «Ich kann auch nichts.» Fellini liebte derartige Albernheiten. Nach etlichen Drehbüchern schrieb er auch an Roberto Rossellinis «Roma, città aperta» (1945) mit, drehte 1950 mit Alberto Lattuada «Luci del varietà», seinen ersten Film über ein durch die Provinz tingelndes Variété. Da fiel er schon mit seiner Vorliebe für Grotesk-Gruppen, für märchenhafte Aussenseiter auf.

Eine nachhaltige Wirkung erzielte «I vitelloni» (1953), ein Porträt der Provinz-Müssiggänger, die sich nicht überwinden können, ihr warmes, von den Mamas gepflegtes Nest zu verlassen. Der Film begründete regelrecht ein Genre. Hier dümpelte der Ursprung des fellinischen Kosmos mit jenen Typen, die nach verfehlten Träumen und gescheitertem Ehrgeiz aussehen – aber nur danach aussehen, im Innern sind sie felsenfest vom Gegenteil überzeugt.

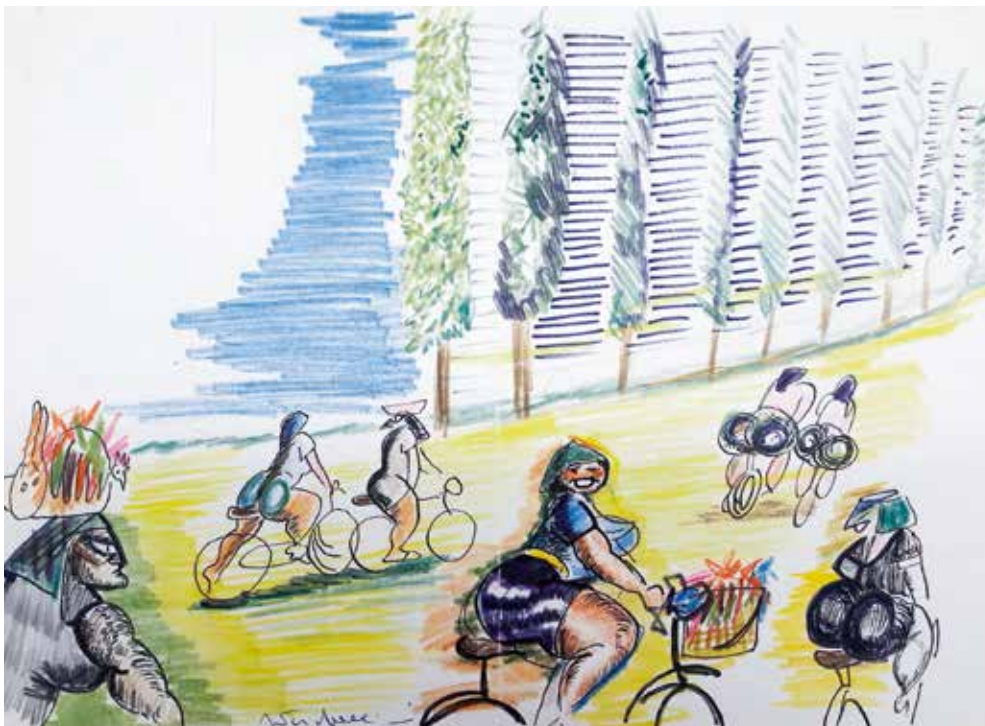
Diesem Typus setzte Fellini ein unvergessenes Denkmal mit Marcello Mastroianni, seinem Alter Ego, der in «La dolce vita» (1960) einen Klatschjournalisten spielt, eigentlich den Job hasst, einen Roman schreiben will, sich aber von Affäre zu Affäre durch eine narzisstische Gesellschaft mit ihrem Glücksversprechen hangelt. Über Mastroiannis Gesicht säuseln die Erlebniswirbel wie ein fades Lüftchen. Das muss man ge-



Am liebsten hätte er alles selbst gemacht:
Deutsches Filmplakat zu «Amarcord», 1975.



Vorliebe für Grotesk-Gruppen: «Ohne Titel (Frau Carla)» (1961/62), Zeichnung zu «Otto e mezzo».



Oft ziemlich witzig: «Ohne Titel (Abfahrt der Marktfrauen)» (1972/73) für «Amarcord».

sehen haben, beschreiben lässt sich das kaum.

«La dolce vita» war eine ätzende Gesellschaftssatire, die sich wilde Proteste von links bis rechts, von Kirche und Adel einhandelte (in Madrid durfte der Film erst zwanzig Jahre später gezeigt werden). Statt überbordendem Witz der coole Blick auf den Stand der Dinge, eine eisige Ego-Gesellschaft. Der Entstehung sind Krisen, psychische Einbrüche, Alpträume, vorausgegangen, die sich in den Zeichnun-

Papier diente ihm als Abkühlbecken und zugleich als Archiv seiner Fantasie.

gen niederschlagen, von weitstanzenden, wild herumknipsenden Paparazzi bis zu gewaltbusigen, clownesk grinsenden nackten Ladys in offenen Priestergewändern.

In «Otto e mezzo» (1963) wird Film für Fellini zum exhibitionistischen Lebenszweck. Autobiografisch waren alle seine Filme, doch hier kehrte er erstmals den inneren Fellini rabiat nach aussen und präsentierte sich, wie in den folgenden Filmen, in den wütesten Visionen (von «Giulietta degli spiriti», 1965, über «Satyricon», 1969, bis «La voce della luna», 1990). Die Dämonen, die ihn jagten und seine Visionen anspornten, wurden natürlich nicht so improvisiert aus dem Bauch heraus zu Filmen gemacht, wie er gerne behauptete. Planungen musste auch er sich unterwerfen. Daher rührt das Zitat des Produzenten Grimaldi: «Fellini ist schlimmer als Attila.»

Pathos der Oper

Sein enormer schöpferischer Kosmos glich einem Schiff der Träume, das er wie eine alpträumhafte Festung zu Papier brachte, mit dicken Buntstiften und schwarzen Schraffuren. Darin steckt auch viel Panik, von der er oft heimgesucht wurde. Mit «E la nave va» (1983) stieg er hinab in den Schiffsbauch einer Gesellschaft, die sich im heroischen Pathos der Oper vor den Schrecknissen der nackten Psyche wärmt. Es ist das komplette Abendland mit dem ihm innewohnenden Gefühlsbomb, den musikalischen Fundstücken von Verdi, Rossini, Schubert, Debussy et cetera. Zu den skurrilen Wimmel-Gruppen fühlt sich auch Maestro Fellini hingezogen, als Reisender eines Schiffs, das den Stürmen der abendländischen Kultur trotzt und sich durch die Geschichte pflügt, mit seiner Psyche tief unten im Maschinenraum.

Die Zeichnungen und die Filme legen über diesen einmaligen, weil radikal subjektiven Filmkünstler ein faszinierendes Zeugnis ab. In der Ausstellung, einer Zusammenarbeit der Grafischen Sammlung im Museum Folkwang und dem Kunsthaus Zürich, ist dieses ungewöhnliche Werk nun zu besichtigen.



„Dieses hier ist besonders surreal...“

Fernsehen Ein Zuhause für die Volksmusik

René Hildbrand

Potzmusig: SRF 1, Samstag, 18.40 Uhr

Hunderttausende von Schweizerinnen und Schweizern singen, jodeln und musizieren. Sie tun es in Männer-, Frauen- und gemischten Chören, in Jodlerklubs, Ländler- oder Blasmusikformationen. Sie benutzen für ihr Hobby ihre Stimme, Geige, Bassgeige, das Akkordeon, Schwyzerörgeli, Hackbrett, Klavier, die Klarinette und viele weitere Instrumente. Die Volksmusikszene wird massiv unterschätzt. Die meisten Städter sind in ihrer Wahrnehmung weit davon entfernt.

Wie der volkstümliche Schlager nach dem Abgang von Sepp Trütsch kommt die traditionelle Volksmusik im Schweizer Fernsehen seit dem Tod ihres «Papstes» Wysel Gyr vor über zwanzig Jahren zu kurz. Immerhin gibt ihr noch die Sendung «Potzmusig» im Samstag-Vorabendprogramm ein Zuhause. Der 32-jährige Appenzeller Nicolas Senn, Hackbrettspieler mit Master in Wirtschaft, präsentiert darin live gespielte Musik und Gespräche mit seinen Gästen. Für meinen Geschmack sind Schwyzerörgeli und Chörli zu häufig präsent. Rassige Ländlermusik im Innerschweizer Stil ist rar. Löblich: Senn pflegt nicht nur altbekannte Formationen und Brauchtum. Er fördert den Nachwuchs.

Und davon gibt es in der Volksmusik erstaunlich viel. Unter den Jungen finden sich Bauern, Handwerker, Hebammen, Tierärztinnen oder Heli-Piloten. Manche haben ein Musikstudium abgeschlossen. Es sind zum allergrössten Teil aufgeschlossene junge Menschen, die mit ihrer musikalischen Begabung anderen Freude machen wollen. Ihre hohe Motivation ist für die Zuschauer spürbar, sie spielen leidenschaftlich auf und verströmen dabei Lebensfreude.

Serie Alles für die Macht Wolfram Knorr

Borgen: Das Reich, die Macht und die Ehre (Dänemark, 2022) Von Adam Price. Mit Sidse Babett Knudsen, Johanne Louise Schmitt, Birgitte Hjort Sørensen. Netflix.

Birgitte Nyborg war Idealistin, als sie mit den linksliberalen Neuen Demokraten in die Politik ging und sich Schritt für Schritt nach oben mendelte, bis zum ersten weiblichen Premier Dänemarks. Der Start in die Politik gelang der Mittvierzigerin eigentlich nur mit ihrer stützenden Familie im Rücken. Doch aus dem Start wurde mühsame Kärnerarbeit, von zeitraubendem Lavieren über Kompromisse bis zur Bildung von Seilschaften, die Opfer forderte.

Das erste war ihre Familie. Sie zerbrach. Aber einmal auf dem Weg nach oben, konnte und wollte sie nicht aufgeben. Ihre rüde Landung in der Realpolitik hatte sie trotzdem süchtig gemacht, süchtig nach politischem Einfluss. Das war vor neun Jahren, und Birgitte Nyborg, gespielt von Sidse Babett Knudsen, war die Heldin der legendären, weltweit erfolgreichen Polit-Serie «Borgen». Das schrie nach einer Fortsetzung.

In der neuen «Borgen»-Staffel «Das Reich, die Macht und die Ehre» ist sie Aussenministerin der Neuen Demokraten im Kabinett der Sozialdemokratin Signe Kragh (Johanne Louise Schmitt). Nach wie vor in der Öffentlichkeit beliebt, hat sie sich nun der Umweltpolitik

verschrieben. Das Verhältnis zu ihrer Ex-Familie (Sohn Magnus ist militanter Tierschützer) ist so lala. Sie trifft auf alte Bekannte wie ihre Ex-Beraterin Katrine Fønsmark (Birgitte Hjort Sørensen), die Chefin der TV1-Nachrichtenredaktion und kritische Gegnerin wurde. Für Nyborg spielt Privates nur noch eine Rolle, wenn es ihr Image gefährdet, ihr Sohn mit der Befreiung von Schweinen aus einem Transporter in die Medien gerät und die Mama Stellung beziehen muss.

Ein echtes Problem aber hat sie an der Backe, als sie die (Hiobs-)Botschaft erhält, Grönland sei auf Öl gestossen. Nyborg lehnt eine Gewinnung wegen des Ökosystems ab, die Grönländer

Die Figuren, allen voran Sidse Babett Knudsen, sind «normal», fast wie aus einer Doku.

aber wittern Milliarden Gewinne, um damit ihre vollständige Unabhängigkeit von Dänemark durchsetzen zu können. Die Premierministerin wiederum setzt aufs Öl wegen des Ukraine-Kriegs, des Ölboikotts und auch, um als Player bei den Ölnationen mitzuspielen. Sie massregelt Nyborg, die daraufhin einknickt, mit der Begründung, den Einfluss eines Putin-Oligarchen, der Anteile am Ölunternehmen hält, aus dem Geschäft zu drängen.

Doch nicht nur Russland, auch die USA und China bringen sich für Grönland in Stellung. In dieser komplizierten Gemengelage will Nyborg nicht auf die Verliererseite geraten und plädiert für die Ressourcenausbeutung. Ihre Partei ist entsetzt, der Sender TV1 auch. Nach-



Sozialpsychologisch vom Feinsten: Aussenministerin Nyborg (r.), Regierungschefin Kragh.

richtenchefin Katrine Fønsmark, die Härte gegenüber ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Schonungslosigkeit gegenüber Nyborgs Politik zu zeigen versucht, gerät unter Druck ihrer Sender-Chefs. Was sie Nyborg vorwirft, passiert ihr selbst.

In «Borgen» (acht Folgen), der Titel bezieht sich auf Christiansborg, den Regierungssitz in Kopenhagen, ist, wie in den früheren Staffeln, Innenpolitik auch immer Aussenpolitik. Schöpfer der Serie ist Adam Price. Auch in der Fortsetzung «Das Reich, die Macht und die Ehre» zeigt er nicht den geringsten Niveauverlust. Eher das Gegenteil ist der Fall. Sozialpsychologisch vom Feinsten und politisch auf dem aktuellsten Stand, macht die Serie mit geradezu spielerischer Leichtigkeit die Mechanismen der Macht anschaulich – wie die Verantwortungsträger diese nicht verlieren wollen, dabei zwangsläufig korrumpiert werden, und welche innere Überwindung es braucht, sich ihr zu widersetzen. Mit Birgitte Nyborg als Identifikationsfigur ist das emotional immer «greifbar».

Frei von dämonischer Zuspitzung

Dramaturgisch auch noch raffiniert und clever: Adam Price geht das Machtproblem im Polit-Zirkus gewissermassen kreisförmig an. Im Zentrum steht Nyborg, die ihre Integrität nicht verlieren will, sie zur Machterhaltung neu justiert und, auch sich gegenüber, damit begründet, bei Ablehnung der Ölförderung Grönlands in eine überwunden geglaubte Kolonialhaltung zu verfallen. Um Nyborg «kreist» Chefin Kragh, die sie häufig in den Senkel stellt und die Unterstützung ihrer Politik verlangt oder eben Konsequenzen zu ziehen. Für die Neuen Demokraten (sie ist die Präsidentin) ist Nyborg eine Opportunistin; für den anberaumten Parteitag stellt sich ein Gegenkandidat zur Verfügung.

Einen weiteren «Kreis» bilden die Medien mit Katrine Fønsmark, die journalistische Härte zeigen will, von einer höheren Instanz und den Einschaltquoten ausgebremst wird, bis sie entnervt das Handtuch wirft. Und «draussen», am äusseren Rand sozusagen, bewegt sich das Private, Nyborgs Familie, Sohn Magnus, dessen Ideale an der machtpolitischen Wirklichkeit der Mutter wie an einem Fels zerschellen. Die «Kreise» tangieren, kreuzen sich und sorgen für richtige *suspense*.

Im Gegensatz zu «House of Cards», jener anderen exzellenten Polit-Serie, ist «Borgen» völlig frei von dämonischer Zuspitzung. Die Figuren, allen voran Sidse Babett Knudsen, sind «normal», fast wie aus einer Doku. Angesichts dieser Realitätsnähe beschleicht einen das Gefühl, die Serie sei eben erst aus der Postproduktion gekommen, so aktuell ist die Thematik – bis zu Nyborgs Politik, die an den Grünen Habeck erinnert, der wieder für Kohleförderung ist.

Kunst

Die Documenta und der globale Süden

Peter J. Brenner

Documenta: Kunstaussstellung in Kassel.
Bis 25. September 2022

Die 15. Documenta heisst «documenta fifteen». So will es das Sprachregime der Verantwortlichen, weil die Documenta diesmal von einem Künstlerkollektiv kuratiert wird, das kein Deutsch kann. Die Leitung der Documenta hat sich viel darauf zugutegehalten, dass der «globale Süden» in Kassel einen exklusiven Ort erhält, um seine Kunst zur Schau zu stellen. Doch hat man sich offensichtlich nicht rechtzeitig klargemacht, dass man den «globalen Süden» eben auch bekommt, wenn man ihn einlädt.

Dass die Documenta sich eine Antisemitismus-Diskussion einhandeln würde, war so vorhersehbar wie der Gang der Gestirne. Der antisemitische Wanderzirkus der Gruppe Taring Padi, die den Skandal kühl inszeniert hat, zieht nach hundert Tagen weiter, unter Hinterlassung eines grossflächigen politischen Flurschadens. Diese Art von Agitationskunst folgt ihrer eigenen Logik. Ihr Geschäftsmodell besteht darin, mit geringstmöglichem Aufwand grösstmögliche Aufmerksamkeit zu erzielen. In Deutschland funktioniert das immer noch am besten

Der antisemitische Wanderzirkus der Gruppe Taring Padi hat den Skandal kühl inszeniert.

mit der Verwendung von Nazi-Emblemen, deren Skandalisierung dann wieder zum Geschäftsmodell der deutschen Medien gehört. Der Begriff «Geschäft» ist wörtlich zu nehmen. Denn Documenta-Kunst ist subventionierte Kunst. Diesmal sind es 42,5 Millionen Euro, welche die öffentliche Hand für die Hundert-Tage-Ausstellung ausgibt. Damit ist Documenta-Kunst der Prototyp von Regierungskunst, bezahlt vom Geld der Steuerzahler; eine Kunst, die Gefallen findet bei den Kulturreliten, Konsumkunst, die überall in der westlichen Welt problemlos vermittelbar ist.

Keine Provokation, keine Konfrontation

Trotzdem: Es ist sicher nicht verkehrt, Kuratoren aus anderen Kulturen nach Kassel einzuladen. Denn es gehört zu den Erfolgsgeheimnissen der europäischen Kunst, der abendländischen Kulturgeschichte überhaupt, dass sie sich stets der Konfrontation mit dem Fremden ausgesetzt hat, dass Provokationen und Inspirationen aus aller Welt aufgegriffen und produktiv weiterentwickelt



Unbequeme Tatsachen:
Gruppe Taring Padi.

werden. Das hat man sich in Kassel, vielleicht, auch diesmal erhofft.

Das gegenwärtige Kuratorenkonzept heisst: Kollektivkunst, Events in der Innenstadt, Gemeinschaftserlebnisse, jeder soll mitmachen dürfen – wobei «jeder» bei einem Eintrittspreis von 27 Euro sicher eher selektiv gemeint ist. Kurz gesagt: Die Indonesier reimportieren jene ästhetische Formensprache, welche die europäische Kunst- und Theateravantgarde vor ziemlich genau hundert Jahren entwickelt hat. Provokativ und konfrontativ ist daran nichts – ausser eben jener Julius-Streicher-Ästhetik des Antisemitismus, und selbst die ist aus dem Deutschland der 1930er Jahre hervorgeholt.

Aber ein Vorschlag für die Documenta 16: Wenn es schon Kunst aus dem «globalen Süden» sein muss – wie wäre es mit der traditionsreichen Kunst der brutal unterdrückten ethnischen Minderheit in Papua? Das rohstoffreiche Papua gehört seit 1969, nach einem zwielfichtigen Volksentscheid, zu Indonesien. Hier finden gerade in diesen Monaten wieder blutige Auseinandersetzungen um die Unabhängigkeit statt. Darüber hört man nichts in den deutschen Medien, obwohl die Documenta doch gerade Indonesien auf die deutsche Tagesordnung gebracht hat. Vielleicht aus Ignoranz, vielleicht aber auch mit Absicht wird darüber nicht gesprochen. Denn dann müsste man sich mit der unbequemen Tatsache auseinandersetzen, dass es «strukturellen Rassismus» auch und erst recht in islamischen Ländern und im «globalen Süden» gibt. Wäre das nicht ein Thema für die nächste Documenta, wenn es schon politische Kunst sein muss?

Pop

Nick Cave – magischer Sänger und Prediger

Mathias Haehl

Jazzfestival Montreux: bis 16. Juli 2022

«Get Ready for Love», eine starke Ansage in wirren Kriegs- und Corona-Zeiten. Nick Cave ist mit seinem Konzertauftritt bereit für Liebe. Viel Liebe. Denn wenn er am noch jungen 56. Montreux Jazz Festival loslegt, kann er herzerweichend klagen und schreien, immer geht es ihm um ganz grosse Gefühle. Gott und Erlösung, Geburt und Tod, Liebe und Verlust. Gekonnt wechselt er zwischen Wehmut und Leidenschaft.

Er kennt die Schattenseiten, der 64-jährige Australier, der einst auf der Suche nach einer Musikkarriere nach London zog und dort vorerst nur Armut und Heroin fand. Schicksalsschläge trieben seine Kunst in beeindruckende Höhen, und man darf feststellen: So gut wie

Montreux ist wieder mal sechzehn Tage lang pulsierender Hotspot abseits der Misere.

heute war er noch selten. Erst im Mai beklagte er den Tod seines ältesten Sohnes Jethro, 31, zwei Tage nach dessen Entlassung aus dem Gefängnis. Schon vor sieben Jahren starb ein anderer Sohn, Arthur, damals zarte fünfzehn. Er fiel im LSD-Rausch von einer Klippe. Kein Wunder, gilt Nick Cave als Hohepriester der Düsternis.

Magisch war sein Auftritt in Montreux 2018, magisch war er auch diesmal, weil Cave rastlos und intensiv präsent ist. Wie ein gefangenes Raubtier tigert er im Käfig auf und ab, sucht die Nähe zu seinen Fans, indem er sich so weit über sie beugt, dass sie ihn vor dem drohenden Sturz von der Bühne bewahren müssen. *No risk, no fun.* Seine Band The Bad Seeds, wie stets bestens eingespielt unter musikalischer Leitung von Multiinstrumentalist Warren Ellis, lässt es laut krachen und balladesk grooven. Live-Highlights sind die zum Mitsingen prädestinierten Midtempo-Klassiker wie «Jubilee Street», «Tupelo» oder «Higgs Boson Blues» – sein grosser «Weeping Song» war Cave diesmal vielleicht zu rührselig. Leider.

Alles war «back in full swing» – Gott schien hier förmlich im Haus, in Gestalt dieses charismatischen Sängers und Predigers. Einmal singt Cave «God is in the house». Wenn der schon die Welt ihrem Schicksal überlässt. Ein anderes Mal «There she goes, my beautiful world». Da geht sie dahin, die schöne (weibliche) Welt. Vorher lasst uns aber noch ein grosses Rockfest feiern.

Vergleichsweise aseptisch wirkte da zum Auftakt des Festivals das norwegische Trio A-ha: Es war kein Paukenschlag nach zwei Corona-Ausgaben mit homöopathischem Konzertangebot; eher seichter Schunkel-Pop-Rock. Erstaunlich gut gelaunt vorgetragen immerhin von graumelierten älteren Männern in schwarzen Bubenklamotten, die auch schon seit vierzig Jahre touren. Legendär sind A-ha, sorgten sie doch 1987 für grosses Kino mit ihrem Bond-Song «The Living Daylights» und dem Hit «Take On Me».

Ganz anders Björk, die heute noch avantgardistisch ist. 24 Jahre nach ihrem triumphalen Montreux-Auftritt bezauberte sie diesmal mit der Sinfonietta de Lausanne. Bei der 56-jährigen Isländerin, die sich in manchmal manieriert wirkenden Auftritten stets neu erfindet und immer aufs Wesentliche abspeckt, gab es Emotion pur. Man lebt in Björks märchenhaftem Kosmos «Violently Happy», erlebt dabei «Big Time Sensuality» – und dann singt sie selbstzufrieden lächelnd «All Is Full of Love». Ja, bei solchen Konzerten durchaus.

Die Liebe, ach! Weit weg von der grossen Panik wegen Krieg, Corona und Klimakapriolen suchen nicht nur dünnhäutig gewordene Menschen Ablenkung bei ergreifender Musik, befreiendem Tanz und zusehends schöner gekelternen Chasselas-Weinen. Das verschlafene Genferseestädtchen Montreux ist wieder mal sechzehn Tage lang pulsierender Hotspot abseits der Misere. Mit ewigen Wiederkehrern wie Herbie Hancock, John McLaughlin oder Van Morrison geht es noch zehn Tage weiter im bunten Reigen. Mit Newcomerinnen



Hohepriester der Düsternis:
Nick Cave im Auditorium Stravinski.

wie Lady Blackbird oder Arlo Parks sowie den Diven Melody Gardot und Diana Ross. Robert Plant, bekannt als Rockröhre von Led Zeppelin und erstmals 1971 in Montreux, zeigt seine weichen Seiten mit Bluegrass-Sängerin Alison Krauss. Der begnadete Gitarrero Jeff Beck wird dank Gastsänger Johnny Depp, der unlängst eine Verleumdungsklage seiner Ex-Frau Amber Heard gewann, erhöhte Aufmerksamkeit erhalten. Als Depp 2018 David Bowies «Heroes» sang, erlebte Montreux eine kleine Sternstunde: Es war berührend und beglückend, so wie Nick Cave jetzt.

Ausstellung

Museumsquartier mit vier Fehlern

Peter Rothenbühler

«Train Zug Treno Tren»: Plattform 10.
Neues Museumsquartier Lausanne

Die jungen Besucher des neuen Fotomuseums Photo Elysée in Lausanne machen am liebsten Selfies vor der Fotografie, die einen aufeinander-geschichteten Haufen nackter Gefangener im Gefängnis Abu Ghraib zeigt, mit dahinter stehenden lachenden amerikanischen Soldaten. Die Jugendlichen amüsieren sich köstlich. Niemand erklärt ihnen, dass dies ein schreckliches Bild ist. Es könnte sich ja um eine zeitgenössische Fotomontage handeln, nicht wahr? Die Bildlegende ist sehr knapp: «Fotograf unbekannt, Abu Ghraib». Keine weitere Erklärung.

Schon sind wir beim grössten Fehler dieses neuen Museums. Da werden viele etwas zufällig ausgewählte Fotos aus der Sammlung ausgestellt, ohne Erklärungen. Und der zweite bedauerliche Fehler: Die sehr knappen und sehr klein geschriebenen Legenden befinden sich auf der Höhe von Kleinkinderaugen. Normale Besucher müssen sich, sofern sie mehr wissen wollen, bei jedem Bild bücken. Was man sich wohl dabei gedacht hat? Jeder Fotograf weiss, dass ein Bild ohne Legende ein Schuss ins Leere ist, der jede Interpretation zulässt, also auch eine spassige, wie eben die Jugendlichen vor dem furchtbaren Bild aus Abu Ghraib beweisen. Welcher Adolescent weiss schon, was dort geschehen ist?

Schuss ins Leere

Aber eigentlich wollte ich das neue Museum loben: Die Architektur ist ein echter Wurf, die portugiesischen Architekten Manuel und Francisco Aires Mateus haben ein schönes, einladendes und zum Verbleiben animierendes Gebäude geschaffen, mit angenehm verwinkelten, schrägen Elementen und einer spielerischen Transparenz zwischen den Räumen und der Aussenwelt. Der lichtdurchflutete



Luft nach oben: Lausanner Museumsquartier Plateforme 10.

Eingangsraum führt zur Buchhandlung und zur Cafeteria, im oberen Stockwerk hat sich das Mudac (Musée cantonal de design et d'arts appliqués contemporains) eingerichtet, im Untergeschoss das Fotomuseum. Das neue Gebäude wurde am Wochenende vom 15. Juni mit Pauken und Trompeten und vielen neugierigen Erstbesuchern eingeweiht, drei Jahre nach der Einweihung des grossen neuen Musée cantonal des Beaux-Arts (MCBA) gleich nebenan, das hingegen aussieht wie ein Lagerhaus in der Industriezone, mit einem bedrückenden Eingang, der an Zivilschutzanlagen erinnert. Dafür sind die Ausstellungsräume angenehm gross.

Zusammen bilden die beiden Gebäude das Museumsquartier namens Plateforme 10, in Anspielung an den Bahnhof mit seinen neun Geleisen gleich nebenan. Die drei nun vereinten

Aber eigentlich wollte ich das neue Museum loben: Die Architektur ist ein echter Wurf.

Museen werden von einem Direktor, dem Historiker und Science-Fiction-Spezialisten Patrick Gyger, verwaltet, mit je einer neuen Direktorin pro Museum. Allerdings wolle man, so Gyger, zusammenarbeiten, transversale thematische Ausstellungen bestreiten. Womit wir beim dritten Fehler angelangt sind. Die Direktoren hatten eine quasi vor der Tür liegende Superidee: Machen wir mal alles zum Thema *train*, Zug, *treno*, *tren*. Man hat gesammelt, aus den Archiven und den Beständen hervorgeholt und bei anderen Museen entliehen. Alles zum Zug.

Leider ist der Fehler sofort augenfällig: Die von Bernard Fibicher, dem scheidenden Direk-

tor des Kunstmuseums, kuratierte Ausstellung im MCBA hat Kraft, spielt mit der Atmosphäre, mit der Traumwelt, der Erotik, der Lust am Zugfahren, mit Bildern aus dem italienischen Futurismus vom Surrealisten Paul Delvaux und von Edward Hopper. Gut ausgewählt, gut und – zum Glück – mit Legenden auf Augenhöhe. Kein Bild zu viel. Dagegen hat es im Fotomuseum und im Mudac nur für eine ausufernde Kompilation von Fotos, Grafiken, Bildern und Erinnerungsgegenständen, Lampen, Uhren, Signalen und anderen Banalitäten gereicht, die keine Linie und keine Atmosphäre vermitteln. Man wähnt sich im Souvenir-Kiosk des Verkehrshauses.

Die angestrebte Zusammenarbeit ist zur Konkurrenz geworden, bei der das neue Museum schlecht abschneidet. Den drei Museen ist wärmstens zu empfehlen, sich künftig mit eigenständigen Auftritten zu profilieren. Nun noch schnell zum vierten Fehler, zum Geburtsfehler des Museumsquartiers: Das beste Museum von Lausanne, zu dem Menschen aus aller Herren Ländern pilgern und das in seiner Einzigartigkeit weltweit keine Konkurrenz kennt, die Collection de l'Art Brut, hätte sehr gut in das Museumsquartier gepasst.

Aber enge persönliche Beziehungen zwischen Regierungsmitgliedern und der Direktorin des Mudac haben dazu geführt, dass sie den Zuschlag bekam. Man kann nur hoffen, dass diese drei Museen, nach dem bescheidenen inhaltlichen Auftakt, den Mut, die Kraft und die Intuition haben, künftig Ausstellungen zu schaffen, die über Lausanne hinaus Furore machen. Das war lange nicht mehr der Fall. Letztmals, als die Deutsche Erika Billeter von 1981 bis 1991 das Kunstmuseum leitete und wegweisende Ausstellungen produzierte.

Jazz

The Artist as an Old Man

Peter Rüedi

Abdullah Ibrahim: Solitude. My Journey, My Vision. Gearbox CD 10728973

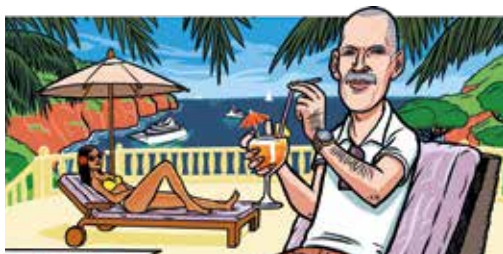
Abdullah Ibrahim: Solo Piano. Dream Time. Enja ENJ-9676 2

Das, was wir ein «Alterswerk» nennen, zeichnet sich gemeinhin eher durch Weisheit als durch Vitalität, und oft genug ist das eine ein Euphemismus für den Verlust des anderen. Das Album, das der südafrikanische Pianist Abdullah Ibrahim am 9. Oktober 2020, seinem 86. Geburtstag, in seiner letzten Wahlheimat, dem deutschen Chiemgau, aufnahm, ist zweifellos ein Alterswerk. Dessen Abgeklärtheit muss freilich in keinem Moment als Ausrede für nachlassende Präsenz und Einbildungskraft herhalten. Das Solo-Rezital ist, wie ein im bayerischen Söllhuben aufgezeichnetes Konzert 2019, etwas pathetisch gesagt, eine Art Lebensbilanz oder Erinnerung an eine lange Künstlerlaufbahn, was aber keineswegs irgendwie geartete Nostalgie meint. Ibrahim: «Ich befasse mich mit dem Jetzt [...]. Ich habe kein Konzept von dem, was ich zuvor machte. Das ist irrelevant. Ich kann nichts davon ändern, ich kann die Vergangenheit nicht ändern und nicht die Zukunft.»

Die Gegenwart ist freilich auch so etwas wie eine Idee, ein transitorischer Moment, in dem sich Vergangenheit in Zukunft verwandelt. Diesen Fluss an- und auszuhalten, ist ein magischer Vorgang, der den Zuhörer dieser Folge von neubelebten, meist kurzen Stücken aus Ibrahims langem Leben unmittelbar ergreift. Dabei geht es ihm so sehr um diese Magie, die vollkommene Versenkung in den Augenblick, dass es ihm egal ist, wenn sich im Stream of Consciousness in den nur ein Jahr auseinanderliegenden Rezitals zum grossen Teil die gleichen Reminiszenzen aufdrängen, die gleichen Stücke. Sie irritieren uns nicht als «déjà entendu», der Fluss ist wichtig, das Ganze, der weite Atem in diesen ebenso entspannten wie konzentrierten «self-portraits of the Artist as an Old Man». Nochmals Ibrahim: «Du versuchst fortwährend, dich von Überflüssigem zu befreien [...]. Ich brauche meinen eigenen Atem.»

Abdullah Ibrahim (damals hiess er noch Dollar Brand), 1962 aus dem Südafrika der Apartheid nach Zürich geflüchtet, wo im legendären Klub «Africana» seine lange internationale Karriere begann (ein Jahr später entdeckte ihn Duke Ellington), war zu der Zeit noch ein *angry young man*. Der Weg zur Gelassenheit dieser späten Selbstgespräche war lang.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, FoE (Fan of Elon)

Mark van Huissing

«Man muss auch mal jemanden gut finden» war die Überschrift eines Interviews, das ich für *Klartext* (heute *Edito*) geben durfte, als Branchenzeitschriftenmitarbeiter noch Journalisten mit der «falschen Einstellung», also auch Nichtlinken, eine Bühne boten. Was zu Elon Musk führt, über den man spätestens seit zwei Monaten schlecht schreiben soll als guter Journalist (nachdem er mitteilte, er werde in Zukunft nicht mehr die Demokratische Partei unterstützen, sondern die Republikaner wählen).

Ihnen kann ich's ja sagen: Ich finde den 51-jährigen südafrikanischen, kanadischen, amerikanischen Unternehmer – unter anderem Tesla (Elektroautos, Batteriespeicher) sowie SpaceX (Raumfahrt, Telekommunikation) – sowie zurzeit reichsten Mann der Welt, 228 Milliarden Dollar Vermögen, irgendwie gut (ich bin nicht bekannt mit ihm). Ich mag ihn nicht wegen seiner neuen Republikaner-Freundschaft, sondern trotz dieser. Ausserdem vertritt er weitere Ansichten, die mir nicht passen. Was mich aber nicht davon abhält, ihn für seine Leistungen toll zu finden, das wäre ja kleingeistig.

Musk ist laut Mitarbeitern ein harter, fordernder Chef. Und gibt zu zu vielem seinen Senf dazu, finde ich – bevorzugt auf Twitter, einem sozialen Netzwerk, wo er 95 Millionen Follower hat, wie man sagt –, auch wenn ihm besondere Kenntnisse fehlen (über Benzinpreise zum Beispiel) oder weil es ihm beziehungsweise seinen Firmen dient (Kryptowährungskurse, Tesla-Reprivatisierung et cetera). Und dann die Sache mit dem Namen seines siebten Kindes und jüngsten Sohns (zweijährig): X Æ A-12, ausgesprochen «X Ash Archangel» ... Die Mutter ist, nebenbei erwähnt, Claire «Grimes»

Boucher, 34, Produzentin elektronischer Musik sowie *pretty, pretty, pretty cool*; Musk und sie sind nicht mehr zusammen.

Was genau ich gut finde? Er ist *self-made*, hat klein angefangen. Und wahrscheinlich einer der wenigen, der tatsächlich über Fähigkeiten verfügt, die sich eine Menge Durchschnittsquaker in ihren LinkedIn-Profilen zuschreiben: Er hat Vorstellungen, wie die Zukunft aussehen könnte, und Ideen, was heute hergestellt werden muss, damit wir morgen besser dastehen (oder wenigstens noch hier sind). Ferner ist er originell, wenn auch manchmal unreif, aber nie berechenbar oder gar langweilig.

Zu seinem neusten Vorhaben: Twitter zu kaufen. In meinen Augen ein *dick move*, eine Scheissaktion (Übersetzung: Woerterbuch.reverso.net). Ihr Kolumnist ist im Allgemeinen kein Fan sozialer Medien, doch den Kurznachrichtendienst, der speziell zweckdienlich sein soll für Journalisten, finde ich speziell überflüssig. Die meisten Tweets – inklusive derer des sich hier Beklagenden – sind eitel, geklaut und/oder banal. Am besten gefallen mir noch die, die unbeabsichtigt die Lebensumstände der Urheberinnen beschreiben (z. B. von Sibylle Berg, einer Schriftstellerin, die eine Wohnung in Zürich sucht, «1–1,5 Zi., bis 1000 Franken», oder Jolanda Spiess-Hegglin, einer ehemaligen Politikerin, die meldete, sie habe Bekannte dazu bewegen können, ihr *Tages-Anzeiger*-Abo bald zu beenden wahrscheinlich; *oh, dear*).

Der Superunternehmer erkennt darin ein Geschäftsmodell, so sieht's aus, er will 44 Milliarden – grossmehrheitlich nicht seine Kohle, *of course* – für die Betreiberfirma bezahlen. Kürzlich wurde bekannt, dass Twit-

«Sein neustes Vorhaben, Twitter zu kaufen für 44 Milliarden Dollar, ist in meinen Augen ein dick move.»

ter bisher insgesamt mehr Geld verloren als verdient hat, übrigens. Der neue Chef würde es besser machen, logisch, bloss weiss er noch nicht wie (oder sagt's nicht, jedenfalls). Zum Glück ist der Tesla-Kurs abgestürzt – Musk möchte einen Teil seiner Aktien als Sicherheit für den Twitter-Kredit hinterlegen (der Buchverlust ist das kleinere Übel für uns Aktionäre) – seither.

Vielleicht gibt er seinen Plan auf, das würde zwar nicht zu ihm passen, doch man darf an das Gute und die Lernfähigkeit im Menschen glauben, auch wenn er Multimilliardär ist, nicht wahr? Er müsste dann eine Milliarde Strafe zahlen. Ob er das täte?

In der *Financial Times* wurde er kürzlich als *too big to regulate*, zu gross zum Regulieren, beschrieben. «Das Leben ist zu kurz, um gegen Elon zu klagen», gab die Zeitung einen Unternehmer wieder. Musk macht es einem wirklich nicht leicht, ihn zu mögen.



UNTEN DURCH Ein ganz normaler Name

Linus Reichlin

Kürzlich stiess ich im Internet auf die Frage «How popular is the baby name Horseshit?» Die Frage tauchte auf Names.org auf, einer Website, die sich mit Vornamen aus aller Welt beschäftigt. Die meisten werdenden Eltern möchten ja erst mal wissen, ob der Vorname, der ihnen für ihr Kind eingefallen ist, häufig vorkommt. Der Name soll die Einzigartigkeit des Kindes zum Ausdruck bringen, und da ist man mit Horseshit auf der sicheren Seite. Die zweite Frage lautete: «How difficult is it to pronounce Horseshit?» Denn die Eltern möchten ja, dass die Leute den Namen des Kindes mühe-los aussprechen können.

Hier müssen dann regionale Umstände berücksichtigt werden. In der Schweiz klingt es ein bisschen schräg in den Ohren, wenn eine Mutter das Kinderspital anruft und sagt: «Üschli Horseshit hett en Huufnagel veschluckt, was söli mache?» Im Spital werden sie «Schorsch» verstehen und in den Rapport schreiben: «Georg Müller, geb. 5. 8. 2021, hat Hufnagel verschluckt.» Der Chirurg, der den Nagel

rausgeholt hat, wird zur Mutter sagen: «Irem Schorsch gaats guet, de Blinddarm hämmerem au gad usegno.» Für die Mutter hört sich das natürlich nach einer Verwechslung an – Mütter befürchten in Spitälern immer, dass ihre Kinder verwechselt werden. Sie denkt jetzt, dass ihrem Kind der Blinddarm entfernt und einem anderen ein Hufnagel implantiert wurde oder umgekehrt.

Aber jetzt im Ernst: Natürlich ist es in der Schweiz verboten, ein Kind «Horseshit» zu nennen, und auch in den USA wird es nicht gern gesehen. Dort darf man ein Kind nicht mal «Nutella» nennen. In der Schweiz sind per Gerichtsurteil unter anderen die Namen «Verleihnix», «Oma» und «Pillula» verboten. Nicht verboten hingegen ist – und jetzt komme ich zum Punkt – der Name Linus. Hier ist das Gesetz auf dem lateinischen Auge einfach blind. Würde man ein Kind «-chen» nennen wollen, käme man vor Gericht nur schon deshalb damit nicht durch, weil Vornamen keine Bindestriche enthalten dürfen.

Aber Linus heisst «-chen», es ist einfach eine lateinische Diminutiv-Endung. Marcellus ist der grosse, dicke Marcel, und Marcellinus ist das Marcelchen. Paulus, Paulinus, das kleine Paulchen. Niemand weiss das doch besser als die Schweizer, die hinter möglichst viele Wörtli ein -li hängen, und dieses -li ist wiederum eine abgekürzte Version von -linus. Es ist also kein Name, sondern eine Endung, und in den sechziger Jahren wurde man von den anderen auch noch so behandelt, wenn man Linus hiess. Die Frage «How popular is the baby name Linus?» hätte man damals mit «About as popular as the name Horseshit» beantworten können. Niemand hiess so, nur ich und Linus Pauling, der Physiker! «And how difficult is it to pronounce Linus?» – *Oh, very, very difficult!* Wie oft hörte ich nicht: «Häh? Pius?» Oder: «Haha, der heisst Nuss!» Oder: «Ist das Afrikanisch?» Aber so, wie es heute ist, passt es mir auch nicht. Heute heissen sogar Serienkiller in skandinavischen Krimiserien Linus.

Heute ruft auf der Strasse jemand meinen Namen, und wenn ich mich umdrehe, sehe ich auf dem Kinderspielplatz nebenan ein Dutzend kleine Buben zu ihren Müttern rennen. Diese kleinen Linusse wissen gar nicht, wie hart es früher war, so zu heissen. Sie glauben, dass es schon immer ein ganz normaler Name war, so wie sie glauben, dass man Tele-

fone schon immer in der Hosentasche getragen hat. In solchen Momenten fühle ich mich wie ein Dinosaurier, der den Asteroiden-Einschlag verschlafen hat und der sich wundert, woher plötzlich all die vielen Säugetiere kommen. Ich fühle mich von der Welt rechts überholt und wünsche mir irgendwie die Sowjetunion und das Trio Eugster zurück. «Ändere doch deinen Namen um in <The Man Formerly Known as Pius>», sagte mein Freund Bruno.



FRAUEN

Olivia Rodrigo, Aktivistin

Julie Burchill

Ob Britney Spears oder Selena Gomez: Vom sauberen Kinderstar zur geplagten Diva führt ein ausgetretener Pfad. Doch es könnte sein, dass Olivia Rodrigo – die mit der Fernsehserie «High School Musical» bekannt und jetzt von der Zeitschrift *Billboard* zur Frau des Jahres erklärt wurde – aus härterem Holz geschnitzt ist.

Sie wuchs mit den White-Stripes-Platten ihrer Eltern auf, begann sich wegen Taylor Swift fürs Songschreiben zu interessieren und verarbeitet diese Einflüsse auf elegante und reife Art. Ihr erster Hit, «Drivers Licence», machte die 2003 Geborene letztes Jahr zur jüngsten Sängerin, die mit ihrem Debüt die Singles-Hitparade anführte. Das Stück wurde als «Schlafzimmerpop» beschrieben.

Früher nannte man solche Nummern «power ballads», aber heute müsste man – insbesondere in Hinblick auf Billie Eilish, die Königin dieses Genres – wohl eher von «powerless ballads» sprechen. Denn ein Gefühl von Machtlosigkeit ist typisch für Songs der Generation Pandemie, mit denen deren Angehörige sich zurechtzufinden versuchen in einer Post-#Me-Too- und Post-Covid-Landschaft: Die Welt wäre

zum Greifen nah, doch sie trauen sich nicht, sie zu berühren. Es tut weh, einer Generation anzugehören, in der man Hardcore-Pornografie ausgesetzt wird, bevor man seinen ersten Kuss erlebt hat, und Rodrigos schöne, traurige Stimme erzählt davon.

Rodrigo war bereits politisch, als sie gerade erst das Alter erreichte, in dem sie wählen durfte; letztes Jahr engagierte sie sich dafür, dass junge Leute sich gegen Covid-19 impfen liessen, und war Sprecherin am Geena Davis Institute on Gender in Media, einer amerikanischen Non-Profit-Organisation, die sich dafür einsetzt, dass Frauen in den Medien besser repräsentiert werden. Als Rodrigo am Glastonbury Festival zusammen mit Lily Allen deren Song «Fuck You» sang, sagte sie einleitend: «Ich bin niedergeschmettert und habe grosse Angst. So viele Frauen und so viele Mädchen werden wegen dieser Entscheidung sterben. Deshalb widme ich den nächsten Song den fünf Mitgliedern des Supreme Court, die gezeigt haben, dass ihnen die Freiheit scheiss-egal ist.»

Marianne Faithfull sagte einmal, die Botschaft junger Sängerinnen laute im Wesentlichen: «Bin ich nicht hübsch? Kauf mich bitte.» Und noch 1998 posierte die damals 16-jährige Britney Spears in Schuluniform und mit Plüschtieren. Ebenfalls jung, aber ausgesprochen weise für ihr Alter, ist Rodrigo die Stimme aller einsamen Mädchen, die sich fragen, ob das Leben wirklich so furchterregend ist, wie es ihnen vorkommt.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Stammsschutz gut und schön, aber wer denkt an uns?“



THIEL

Semantik

Semantiker: Hast du das gelesen?

Die Fallzahlen steigen wieder.

Semantikerin: Wie können Fallzahlen steigen? Müssten Fallzahlen nicht fallen? Luftballone steigen. Die meinen wohl die Luftballonzahlen.

Semantiker: Du meinst, steigende Fallzahlen sind eigentlich Steigzahlen?

Semantikerin: Beim Fallschirmspringer ist auch nie klar, was er macht. Springt er, oder fällt er? Mir fällt so etwas auf.

Semantiker: Wie kann etwas auffallen? Das hiesse ja, es stürzt hoch.

Semantikerin: Stimmt, Dinge können nicht aufstürzen, sondern nur herunterfallen.

Semantiker: Und trotzdem wird der Fall nach unten hochgesteigert: fallen – auffallen – überfallen.

Semantikerin: Als könnte man gestürzter sein als gestürzt. Der Sturz im Superlativ ist offensichtlich überstürzt.

Semantiker: Es gibt welche, die versuchen, anstatt einen Fall fallenzulassen, ihn aufzurollen.

Semantikerin: Syntaktisch vernünftig gestürzte Menschen sind gefallen.

Suizidenten leiden vielleicht an einer Sturzsehnsucht und wollen fallen.

Hochstapler wollen gefallen sein ...

Semantiker: Entschuldige, semantisch gesehen wären das Tiefstapler, was allerdings genau so wenig Sinn ergibt, da man einen Stapel in die Höhe stapeln kann, aber nicht in die Tiefe, denn das wäre gleich absurd wie die Vorstellung, man könnte in die Höhe fallen.

Semantikerin: Korrekt. Aber dann gibt es noch welche, die wollen nicht etwa gefallen sein, sondern sie wollen einfach nur gefallen.

Semantiker: Das ist semiotischer Suizid.

Semantikerin: Wie sind wir jetzt bloss darauf gekommen?

Semantiker: Ich weiss es auch nicht mehr.

Semantikerin: Es wird nicht so wichtig gewesen sein.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Goldgrube von Memphis

«Es ist, als ob Elvis' Geist dort sei», sagt Priscilla Presley über Graceland.



Budget von 100 000 Dollar: Elvis-Villa im US-Staat Tennessee.

Für den fulminanten Spielfilm über Elvis Presley, der zurzeit in den Kinos läuft, baute die Crew am Drehort im australischen Queensland Elvis' Zuhause Graceland komplett nach. Das Original steht seit 1939 in Memphis, Tennessee. Die Gesellschaftsdame Ruth Moore liess es damals von den Architekten Furbringer & Ehrman bauen. Moore war eine Nachkommin des Druckereibetreibers Stephen C. Toof, der das Gelände im 19. Jahrhundert gekauft und nach seiner Tochter Grace benannt hatte. Heute ist Graceland das meistbesuchte Privathaus der Welt: Über 600 000 Personen strömen jährlich dorthin. Die Anziehungskraft des «King of Rock 'n' Roll», der 1977 im Badezimmer, das sich im oberen Stock befindet, starb, ist ungebrochen – und die Kugeln auf dem Billardtisch im Untergeschoss liegen noch immer an exakt derselben Stelle so, wie sie Elvis zurückgelassen hat.

Priscilla, Elvis' geschiedene Frau, 77, sagt über Graceland: «Wenn die Leute durch die Eingangstür kommen, herrscht Ehrfurcht, Respekt und Stille. Es ist, als ob sein Geist dort sei. Sie kommen immer wieder zurück, um ihn zu erleben.»

1982 machten Priscilla und die gemeinsame Tochter Lisa Marie Presley das Haus öffent-

lich zugänglich, nachdem sie den Unterhalt von jährlich rund 500 000 Dollar nicht mehr bezahlen konnten. Elvis liess seine Stimme vergolden, die Erben machten sein Haus zur Goldgrube. Bald war Elvis Presley Enterprises, der Trust, der Graceland am 3764 Elvis Presley Boulevard betreibt, 100 Millionen Dollar wert.

Dschungel-Zimmer, Racquetball-Anlage

Als 22-jähriger gab Superstar Presley seinen Eltern ein Budget von 100 000 Dollar, um ein «bauernhausähnliches» Anwesen zu suchen, wo sie wohnen konnten. Der Sänger kaufte die 953,7 Quadratmeter grosse Villa schliesslich am 19. 3. 1957 für 102 500 Dollar. Bis zu seinem Tod investierte er immer wieder in Graceland und baute die Liegenschaft aus – zum Beispiel mit dem berühmten «Jungle Room» inklusive Wasserfall. 1976 richtete Elvis dort ein Studio ein. Die Racquetball-Anlage mit Bar, Klubsesseln und Klavier kam ebenfalls dazu. Am Tag seines Todes spielte er eine Partie Racquetball, später, am Abend, setzte er sich ans Piano und sang seine letzten beiden Lieder: «Blue Eyes Crying in the Rain» von Willie Nelson und «Unchained Melody» von den Righteous Brothers.

Urs Freuler

Er war einer der schnellsten Sprinter und populärsten Radrennfahrer Europas. Heute führt der Glarner sein eigenes Geschäft in Altendorf und fährt auf dem Elektrovelo durch Mallorca.

Weltwoche: Sie waren Ehrenstarter an der ersten Etappe der diesjährigen Tour de Suisse in Küsnacht. Was war Ihr Eindruck?

Urs Freuler: Ich spürte eine Begeisterung für den Radsport wie zu meinen Zeiten, als die Tour de Suisse einer der wichtigsten Termine im Sportkalender war. Die neue Popularität hat auch viel mit der Schweizer Klasse zu tun. Sobald es wieder zwei, drei einheimische Fahrer wie Stefan Küng, Marc Hirschi oder Gino Mäder gibt, die vorne mitmischen können, lässt sich das Volk schnell begeistern. Grundsätzlich hat der Radsport von der Pandemie profitiert. Der Trend geht ganz klar zu Aussensportarten, in denen man der Natur nahe ist. Ausserdem hat die Etablierung des Elektrovelos den Sport einer ganz neuen Kundschaft eröffnet. Nun können auch Pärchen oder grössere Gruppen von unterschiedlichem Niveau zusammen ausfahren.

Weltwoche: Sie als Ex-Profi fahren aber wohl kein Elektrovelo...

Freuler: ... und ob! (*Lacht*) Ich bin oft mit meiner Frau Mareile unterwegs. Und da geht es nicht mehr um Tempo und Leistung, sondern um meine drei persönlichen Gs: geniessen, gemütlich, gemeinsam. Dasselbe gilt auch für die Velowochen, die ich auf Mallorca organisiere. Es macht mir grossen Spass, Radsportbegeisterte über diese schöne Insel zu führen. Dabei profitieren wir von der Infrastruktur meines Kollegen Max Hürzeler (früherer Steher-Weltmeister; die Red.). Künftig möchte ich dieses Engagement noch vergrössern.

Weltwoche: An der Tour de Suisse hat Sie das Schweizer Fernsehen mit einem besonderen Beitrag überrascht...

Freuler: ... tatsächlich. Ich erfuhr, dass ich die schnellste Etappe in der Geschichte überhaupt gewonnen habe – an der Tour 1983 von Davos nach Sargans mit Spitzengeschwindigkeiten von 90 km/h und einem Durchschnittswert von 46,6 km/h. Es war nur eine Halbetappe,

und sie führte aufgrund der kurzen Distanz zu gewissen Irritationen bei einzelnen Fahrern. Aber ich erkannte in der Topografie meine grosse Chance – und packte sie. Im Vorfeld besichtigte ich übrigens die Ankunft mit meinem Trainer Sepp Helbling und wies meine Teamkollegen an, wie sie mich zum Ziel heranführen sollten. Dass dies aber eine Leistung für die Geschichtsbücher gewesen war, erfuhr ich erst jetzt. Und das hat mich sehr gefreut. Ich gewann damals auch die Schlussetappe auf der offenen Rennbahn.

Weltwoche: Als langjähriges Mitglied der Atala-Equipe waren Sie auch in Italien ein grosser Star. Spüren Sie dies heute noch?

Freuler: Überraschenderweise schon, obwohl meine grossen Zeiten nun schon rund vier Jahrzehnte zurückliegen. Als ich vor einigen Jahren an eine Giro-Etappe nach Meran eingeladen wurde, staunte ich, wie viele Fans mich noch mit «Hey Freuler» begrüsst. Das berührt mich. Und es zeigt mir auch, wie gross unser Sport noch immer ist.

Weltwoche: Wie stark hat der Radsport unter der Doping-Problematik gelitten?

Freuler: Viel weniger stark, als dies die Medien dachten. Die Menschen strömten immer an die Radrennen. Bei den grossen Rennen bleibt fast kein Platz am Strassenrand leer. Das sah man nun auch an der Tour de Suisse. Ich bin der Meinung, dass der Radsport in dieser ganzen Angelegenheit auch viel zu stark an die Kasse kam. Bei anderen Sportarten, wo es auch enorm physisch zu- und hergeht, findet diese Diskussion erstaunlicherweise nicht statt.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Freuler: Mehr Zeit und Freiraum. Momentan stehe ich noch jeden Tag in meinem Geschäft in Altendorf. Das macht mir Freude – und wenn ein grosses Radsportereignis stattfindet, schauen wir es auf dem Grossbildschirm im Laden. Aber ich möchte einen Gang zurückschalten, mehr Zeit mit meiner Frau verbringen und mich verstärkt auf die Velowochen auf Mallorca konzentrieren. Auch als Fast-AHV-Bezüger macht mir der Radsport noch immer grosse Freude.

Thomas Renggli



«Neue Kundschaft»:
Sportler Freuler, 1985 und heute.

Der 63-jährige Biltener holte als Radprofi zehn Weltmeistertitel auf der Bahn, 21 Siege an Sechstagerrennen, gewann Etappen am Giro d'Italia (15), an der Tour de France (3) und der Tour de Suisse (9). Zweimal (1982 und 1983) wurde Urs Freuler zum Schweizer Sportler des Jahres gewählt.



Zu Gast bei Freunden

Restaurant **Dorfhus Gupf**, Kirchstrasse 2, 9038 Rehetobel, Telefon 071 878 70 00. Montags und dienstags geschlossen

Der gelernte Schreibmaschinenmechaniker, frühere Bauer und Unternehmer Emil «Migg» Eberle (Sitag-Büromöbel) ist eine lebende Ostschweizer Legende, mit seinem «Gupf» auf einem pittoresken Hügel in Rehetobel und einem famosen Weinkeller mit Platz für 30 000 Flaschen hat er jüngere Schweizer Kulinarikgeschichte geschrieben. Hier wurde der spätere Weltstar Daniel Humm vom «Gault Millau» entdeckt, bekam seinen ersten Stern und wanderte dann nach Amerika aus.

Kürzlich ass ich mit Migg, so stellt er sich vor, in seinem neuen «Dorfhus» in Rehetobel zu Mittag. In dem aufwendig renovierten Bau ist eine Beiz samt kleinem Lädeli, Raucherzimmer,



Terrasse, Hotelzimmer – und natürlich einem gut bestückten Weinkeller untergebracht. «Ich habe keine Angestellten, ich habe nur Freunde», sagt Eberle mit Hinweis auf das sympathische junge Paar, welches das Haus führt: Küchenchef Christoph Zoller ist weitgereist, hat ein Steakhouse in Peking geleitet und fürs «Marriott» auf Fidschi gekocht. Seine Partnerin Sabrina Vogel ist eine ebenso umsichtige wie charmante Gastgeberin. Aber, fügt Eberle energisch an: «Es mues laufel!»

Damit es läuft, wird gut sichtbar auf einem grossen Asado-Grill gekocht, und das aussen perfekt karamellierte und innen zart-rosa gehaltene Kalbskotelett, das darauf zubereitet wurde, gehört zum Besten, was ich in dieser Disziplin in jüngerer Zeit gegessen habe. Das Geheimnis ist ein gutes Verhältnis zum hiesigen Metzger sowie Platz und Geduld, um das Fleisch im «Dorfhus» mehrere Wochen reifen zu lassen, bis es aromatisch und zart genug ist. Auch das handgeschnittene Rindsfilet mit Onsen-Ei, etwas Balsamico und Süsskartoffel-Chips liefert Gründe, nach Appenzell zu reisen. Und zum Schluss solle ich ein «Caramelchöpfli» bestellen, findet Migg Eberle. Das gehöre hier dazu. «Schickimicki-Desserts kannst du in Zürich essen», sagt er, und wer möchte ihm in diesem Moment nicht zustimmen?

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Mehr als ein «vin de soif»

Montepeloso Alpha. Costa Toscana IGT 2020. 14%. Denz Weine, Zürich. Fr. 18.50. denzweine.ch

«Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht»: Der Satz des grossen Lichtenberg passt, wie auf alles Spezialistentum, auch für das Wissen vom Wein. Zumindest trifft er auf Fabio Chiarelto zu, der 1999 nahe Suvereto in der Alta Maremma das Weingut Montepeloso kaufte und mit der Leidenschaft, wie sie den Autodidakten auszeichnet, zu einem Spitzenbetrieb der Costa Toscana entwickelte und sich selbst zu einem eigenwilligen Perfektionisten. Wer sich mit dem heute sechzigjährigen Spitzenwinzer zur Verkostung seiner auf allen Preisstufen erstaunlichen Weine trifft, hat zuweilen Mühe, das Gespräch auf diese zu bringen. Der Mann weiss zu viel: über Literatur, über Film, über Jazz, über kulturelle Zusammenhänge insgesamt. Natürlich auch über Wein. Aber bei diesem Thema übt er sich in Understatement und in eher enigmatischen Anmerkungen. Wie etwa



der: Die Tannine «möge er am liebsten so grad vorn use».

Fabio Chiarelto wuchs als Italiener in Olten auf. Er studierte in Zürich und Paris Ethnologie und Geschichte, eine seiner Arbeiten beschäftigte sich mit haitianischem Voodoo und afrokaribischem Synkretismus. Einmal Weinmacher, galt seine Aufmerksamkeit dem Genius Loci seiner Rebberge, den besonderen Bedingungen in den meernahen Hügeln bei Suvereto respektive der Wechselbeziehung zwischen Rebsorten und Terroir. Andererseits ist er das Gegenteil eines önologischen Heimatschützers. Kultstatus erreichten seine beiden Top-Crus im Hochpreissegment. Der eine, Nardo, ist in den Sorten zum Teil durchaus italozentriert; der andere aber, Gabbro, ist ein Cabernet Sauvignon *in purezza*.

Und als solcher weltweit ein Superlativ. Allein: Chiarelto macht den Wein, dessen Renommee machen andere. Hoch ausgezeichnet, produziert er nicht nach dem Gusto der Kritiker. In seinem Angebot überrascht er zum Beispiel auch mit einem Wein, den er, wie immer etwas sotto voce, einen «mediterranen Landwein» nennt, einen «vin de soif». Er heisst «Alpha», und er ist turmhoch über dem, was wir zu unseren Studentenzeiten «Château Schüttmann» nannten: ein grosses, süffiges Trinkvergnügen zwar, aber auch eine heisse, alles andre als oberflächliche Cuvée aus 55 Prozent Sangiovese, 35 Prozent Cabernet Sauvignon und 10 Prozent Malvasia nera. Reife dunkle Früchte (Brombeeren, Pflaumen, Johannisbeeren), etwas Tabak und Schokolade. Viel Würze. Eine runde, heitere, aber keineswegs legere Angelegenheit. Mit einem völlig angemessenen, für einen «Landwein» aber doch eher respektablen Preis, etwa in der Zürcher Weinhandlung von Silvio Denz. Der inspirierte Unternehmer Denz ist übrigens, neben seinen vielen Aktivitäten (namentlich im Bordelais), seit 2007 auch Chiarelto's Partner auf Montepeloso.

Mein Taipeh-Moment

Eine Roller-Reise mit dem Kymco AK 550i ABS vom Ostende des Kantons ins Velo-Bullerbü Zürich.



In der taiwanesischen Hauptstadt Taipeh, so habe ich gelesen, gibt es Parkhäuser mit Platz für 1000 Autos – und 3000 Scooter. Die leichten motorisierten Zweiräder sind generationenübergreifend das beliebteste Verkehrsmittel des Landes, eine Million Roller seien dort jeden Tag unterwegs. Während die verantwortlichen Politiker in Zürich die Stadt gerne zu einem Velo-Bullerbü umbauen möchten, setzt man in Taiwan auf die Effizienz des Scooters: Es gibt eigene Fahrspuren und Warteräume an den Ampeln, um den Verkehr flussend und möglichst gefahrlos für die Zweiradfahrer zu halten.

Der inhaltliche Kurztrip nach Taiwan hat einen einfachen Grund: Vergangene Woche war ich mit dem Rollermodell AK 550i ABS des taiwanesischen Herstellers Kymco unterwegs – allerdings zwischen Zürich und Schaffhausen und nicht in Taipeh selbstverständlich. Das Topmodell des Herstellers, der seit 1963 Scooter baut, ist eine ausgezeichnete Wahl für Stadt und Land: Ein hervorragendes Fahrwerk mit tiefem Schwerpunkt sorgt bei höheren Tempi für einen vertrauenswürdig stabilen Kontakt zur Strasse, und der potente Zweizylindermotor mit Vierventiltechnik ermöglicht einem später in der Stadt eindrucksvoll zügige Ampelstarts.

Das Schweizer Familienunternehmen Amsler & Co. AG aus Feuerthalen mit fast 160 Jahren Firmengeschichte importiert neben verschiedenen anderen Velos und Zweirädern auch die Kymco-Modelle. Mein Taipeh-Moment, wenn man so will, begann deshalb gewissermassen am Ostende des Kantons

Zürich, von wo aus ich mich über die A 4 Richtung Winterthur auf den Weg machte. Der AK 550i hat auch bei 100 km/h immer noch genügend Reserven für ein Überholmanöver, bei höheren Geschwindigkeiten wirkt das Fahrzeug ausgesprochen stabil und ruhig. Wer es eher sportlich will, bestellt die kleinere, wer gerne windgeschützt fährt, die höhere Scheibe und reguliert so den persönlichen Luftstrom.

Ansonsten ist das Kymco-Flaggschiff mit seinem markanten Auftritt hervorragend ausgestattet mit zwei Fahrmodi, LED-Licht, heizbaren Griffen, einer ergonomischen Sitzbank für entspannte längere Roller-Reisen, einem akustischen Blinkersignal und einem gut lesbaren Digital-Display, welches sich via Bluetooth und die App Noodoe individualisieren lässt und auf Wunsch auch Navigationsanweisungen anzeigt, was im Rollerbereich eine sehr hilfreiche Innovation darstellt. Schliesslich ist der Kymco AK 550i aufgrund seines Leistungsvermögens und des angebotenen Komforts nicht nur ein potenter Stadtfritzer, sondern vielmehr auch ein angenehmes Langstreckenfahrzeug, mit dem sich – genau wie in Taipeh – auch mittlere Pendlerstrecken effizient zurücklegen lassen.

Kymco AK 550i ABS

Motor/Antrieb: Zweizylindermotor, flüssigkeitsgekühlt, Riemenantrieb, stufenlose Variomatik / Mehrscheiben-Fliehkraftkupplung im Ölbad; Hubraum: 550,4 ccm; Leistung: 51 PS (37,5 kW Kat. A, 35,0 kW Kat. A lim.); Leergewicht: 230 kg; Verbrauch: 4,4 l/100 km (Euro 5); Preis: Fr. 11 490.–



OBJEKT DER WOCHE

Das Greifbare lebt

Sofortbildkamera Instax Mini Evo
Online für ca. Fr. 199.– erhältlich

Totgesagte leben länger. Wer hätte vor zehn oder fünfzehn Jahren, inmitten der Euphorie fürs Digitale, gedacht, dass Sofortbildkameras je wieder gefragt sind? Das Angebot an Apparaten ist derzeit sogar ziemlich interessant.

Letztes Jahr brachte Polaroid zum Beispiel die «Go» und damit die kleinste Kamera ihrer Art auf den Markt. Und jüngst hat der japanische Spezialist Fuji ein neues Modell seiner «Instax» lanciert: die Mini Evo in Leica-artiger Retro-Optik.

Sie ist ein kleines Wunder der Technik. Denn die Instax funktioniert sowohl digital als auch als Sofortbild-Lieferant. Man hat also die Möglichkeit, Fotos zu machen, auf dem Gerät zu speichern, zu bearbeiten und dann gleich im Kreditkartenformat zu printen. Der eingebaute Bildschirm bietet den Vorteil, dass man noch schnell einen Blick auf das Sujet werfen kann, bevor man drückt.

Das beansprucht natürlich ein bisschen Platz, aber die Mini Evo ist mit 87 mm Höhe, 123 mm Breite und 36 mm Tiefe doch sehr handlich. Sie wiegt 285 Gramm. Der Film reicht für zehn Bilder, dann muss man einen neuen einlegen. Dieser kostet um die zwanzig Franken. Es ist auch möglich per App Handy-Bilder auf die Instax zu senden und auszudrucken.

Das Bedürfnis nach Greifbarem vergeht nicht, das Haptische lebt.

Benjamin Bögli



Gut verpflegt:
Kurt D. Weber, Rico Ponato.



Genoss den Anlass:
Michelle Martha Heinzen.



Sieger bei der 6-Loch-Putting-Competition:
Mihajlo Mrakic, mit Roger Köppel.



Toller Schlag aus dem Bunker:
Bernhard (r.) und Fredy Russi.



Volle Konzentration auf mehr als 1400 Meter über Meer:
Golf-Schnupperkurs für die Leserschaft.

BEI DEN LEUTEN

Golfen mit der *Weltwoche*

Grossartige Stimmung in Andermatt: Bestens gelaunt, spielten siebzig Leserinnen und Leser um die Wette.

André Häfliger

Das tat richtig gut nach der Hitzewelle: 21 Grad, leichte Bewölkung und Föhn im schönen Urnerland. Also ein Heimspiel für die Skilegende **Bernhard Russi**. Auf 1444 Meter über Meer. Ganz präzis beim Bahnhof von Andermatt, wo Russis Vater **Pius** Bahnmeister war.

Der Olympiasieger und Weltmeister hat ein Golf-Handicap von 13,8 – und schon zweimal ein Hole in One gespielt: «Einmal in Bad Arafat und einmal in Neuchâtel.» Kletterfan Russi traf seinen Verwandten **Fredy Russi**, der den anspruchsvollen, 2014 eröffneten 18-Loch-Platz gerade in drei Stunden absolviert hatte. Beide sind eingefleischte Andermattler: «Was für ein herrlicher Ort, wie im Paradies!» Begeistert erzählten sie vom Zentralschweizer Jodlerfest, das kürzlich hier stattgefunden hatte.

Beeindruckt hat auch die erste Ausgabe des *Weltwoche*-Golfturniers, organisiert von **Gabriel Lotti** und **Svenja Mai**. «Es ist uns eine grosse Freude und Ehre, die Premiere an diesem fantastischen Ort durchführen zu dürfen», sagte Chefredaktor und National-

rat **Roger Köppel**. Wie es sich gehört, lag die neueste Ausgabe der *Weltwoche* auf. «Es ist wieder ein ganz tolles Heft», attestierte Leser **Markus Leuthold** im feinen Klubrestaurant mit hervorragender Küchencrew und freundlichster Bedienung.

Die Gewinner

Der Abschluss des herrlichen Golftages fand am Abend in **Samih Sawiris'** Traumhotel «The Chedi» statt. Dort wurden auch die Siegerinnen und Sieger bekanntgegeben. In der Netto-Wertung hatte **Erich Breitenmoser** vor **Urs Wettstein** und **Alexandra Podolsky-Eicher** die Nase vorn. Die Brutto-Wertung gewann *Weltwoche*-Autor **Michael Bahnerth** vor **Nadine Mynarik** und **Martin Reiner**.

Am nächsten ans Loch 13 (Spezialpreis) spielten **Doris Ponato** (98 Zentimeter) und **Laurenz Weisser** (1,73 Meter). Der Sieger der 6-Loch-Putting-Competition hiess **Mihajlo Mrakic** (15 Schläge), gefolgt von **Michelle M. Heinzen** und **Roger Köppel** (beide 16 Schläge).



Gut in Form:
Margrith Weisser, Ernst Dähler, Olga Bolliger.



Kleine Feier im Hotel «The Chedi»:
Daniel Speer, Nadine Mynarik und Chefredaktor Köppel.



Gelungene Veranstaltung:
Bernadette Degen.



Stimmungsvoll:
Yvette Mindel, Ruedi Ilg.



Ein Händchen fürs Golfen:
Kolumnist Kurt W. Zimmermann.



Idyllisches Andermatt:
Maserati-Händler Thomas Eichelberger mit Gattin Barbara.



War am nächsten: Laurenz Weisser, Gewinner «Nearest to the pin» bei den Männern.

Abgesang auf das Ungemach



Unbarmherziger Lauf der Dinge: Compact Disc.

Ein Jubiläum und Nekrolog zugleich: Die Compact Disc wurde jüngst vierzig Jahre alt. Ihr ätherischer Klang beeinflusste den klinischen Sound der achtziger Jahre. Das Plastikgebilde passte zur ästhetischen Kühle der Zeit. Die Blüte der CD endete nach 21 Jahren, als Apple mit iTunes das Musikgeschäft auf den Kopf stellte. Das Smartphone dematerialisierte wenig später, was emblematisch war für die

Pop-Kultur: Alben wurden Datensätze, Album-Cover Icons, Stars Influencer. Die CD steht für den unbarmherzigen Lauf der Dinge. Ihr Format gleicht dem Ungemach, jenem Unort in mittelalterlichen Kerkern, in dem Gefangene weder stehen noch liegen, sondern nur in der Hocke ausharren konnten. Die LP brachte mit der Cover-Art ein neues Genre im Design hervor. Das CD-Booklet wirkte daneben unent-

schieden. Dem Musikgeschäft geht es heute so gut wie nie zuvor. Und die LP erlebt gerade einen fulminanten Boom. Vielleicht zieht die CD irgendwann noch nach, in den USA wurden 2020 gerade mal gut 31 Millionen Stück verkauft.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich bin schwanger und habe grosses Verlangen nach Sex. Mein Mann klemmt. Was raten Sie mir?

L. M., Bassersdorf

Das ist eine spannende Frage! Wie Ihnen geht es nämlich sehr vielen Frauen in der Schwangerschaft: Sie haben eine erhöhte Lust auf Sexualität. Das kann man so erklären: Einerseits haben in der Schwangerschaft viele Frauen ein entspannteres Verhältnis zu ihrem Körper. Sie sind gelöster, sie machen sich weniger Gedanken über ihre Form und entdecken ihre Rundungen und Falten mit einer besonderen Neugier.

Andererseits ist es auch so, dass durch eine Schwangerschaft häufig viel mehr Aktivität im Geschlecht vorhanden ist, da die Durchblutung gesteigert ist. Somit spüren die Frauen viel mehr in ihrem Genital, und es wird ihnen dadurch prä-



senter – was sich in einem viel grösseren Bedürfnis nach Sexualität zeigen kann. Ich finde das absolut fantastisch.

Demgegenüber haben aber einige Männer Mühe, mit ihren schwangeren Partnerinnen Sex zu haben. Einerseits machen sie sich Sorgen um das Baby, weil sie befürchten, dass sie dem Ungeborenen etwas antun oder es stören könnten. Und gleichzeitig haben Männer immer wieder Mühe mit der sich verändernden Form ihrer Partnerinnen. Sie schaffen es nicht, die Schwangerschaft

zu abstrahieren, und sind sehr fixiert auf die Körperform. Sie spüren, dass sie nicht mehr auf dieselbe Art erregt werden können, und möchten ihre Partnerin natürlich auch nicht vor den Kopf stossen.

Schlussfolgernd kann ich sagen: Gehen Sie Ihrem Bedürfnis nach, egal, ob mit oder ohne Partner, und geniessen Sie Ihr lustvolles Sein!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Heiko Nieder

Wie der 19-Punkte-Koch das Gourmetfestival «The Epicure» vorbereitet und wann er wieder zum Schuljungen wird.

Ein paar Tage vor dem Start von «The Epicure» (5. bis 10. Juli) sind schlechte Nachrichten für Heiko Nieder so etwas wie tägliche Routine: «Es sind oft nur Kleinigkeiten, aber in der Summe gibt es sehr vieles, was als Problem bei mir landet und gelöst werden will: Jemand reist früher an, ein anderer vorzeitig ab, es gibt nicht genügend Mineralwasserflaschen und vieles mehr», zählt er auf. Der gebürtige Hamburger gehört mittlerweile zu den besten Küchenchefs der Schweiz. Mit 19 Punkten («Gault Millau») und zwei Sternen («Guide Michelin») wird seine unverwechselbare Kochkunst im «The Restaurant» ausgezeichnet, das zum Fünfsternehotel «The Dolder Grand» gehört.

Nieder ist heute Culinary Director des renommierten Hauses, um das Frühstück kümmert er sich ebenso wie um die Krug-Lounge auf der Terrasse – und zurzeit vor allem um die siebte Ausgabe des von ihm initiierten Gourmetfestivals. «An manchen Tagen bin ich reif für ein Sabbatical, aber trotzdem weiss ich, dass am Ende alles gut wird», sagt der fünfzigjährige Koch. «Für mich ist sowieso egal, was vorher war, am Schluss zählt nur das Ergebnis – glückliche Gäste und zufriedene Gastköche.» Für den Anlass reisen Kollegen wie Paolo Casagrande aus Barcelona, Peter Gilmore aus Sydney oder Prateek Sadhu aus Mumbai an. Mit ihnen bestreitet Nieder Abende als Four-Hands-Dinner, am Sonntag gibt es zudem einen ausgedehnten Lunch mit zehn Gastköchen aus Europa und Übersee.

Forellen, gelbe Tomaten, Rettich

Dafür gilt es unter anderem, Waren zu bestellen, die «teilweise schwer zu kriegen sind», wie Nieder erklärt. Etwa essbare Blüten aus Japan oder grössere Mengen Short-Rib-Stücke vom edlen Wagyu-Rind. Nieders Team kommt die Aufgabe zu, Vorbereitungsarbeiten für die Gäste aus aller Welt zu übernehmen. Einer braucht Tatar aus 28 Kilogramm Forellen, ein anderer hat 2,8 Kilogramm Concassée aus abgezogenen, halbgetrockneten und in Öl eingelegten gelben Tomaten bestellt, und wieder ein anderer wünscht Hunderte ausgestochener Rettichscheiben.



«Alles wird gut»: Küchenchef Nieder.

Man müsse ein bisschen verrückt sein, um einen solchen Anlass zu organisieren, gibt der Küchenchef zu: «Es braucht halt die richtige Motivation. Gut einkaufen und für acht Personen anständig kochen kann fast jeder. Wir stellen uns der Herausforderung, für 400 Gäste die gleiche Qualität zu liefern wie für acht. Das muss man wollen, das macht mir aber auch Spass.»

Und am Schluss hätten alle etwas davon, ist Nieder überzeugt: «Die Gäste und Gastköche erleben einen einmaligen Abend, ich lerne neue interessante Kollegen kennen, und meine Köche treffen auf Kollegen aus Australien, Schottland oder Indien. Sie sehen neue Küchenstile, lernen

andere Abläufe kennen und können wertvolle Kontakte knüpfen», sagt Nieder.

Für die Antwort auf die Frage, welcher Moment während der vergangenen sechs Festivals ihn besonders berührt habe, muss der erfahrene Koch nicht lange überlegen. Der Abend mit Jahrhundertkoch Eckart Witzigmann sei unvergessen. «Allein die Tatsache, dass Witzigmann in meiner Küche stand, war schon ein kleines Wunder. Und als der dann meine Gerichte probiert und mir anschliessend lobend auf die Schultern geklopft hat, habe ich mich gefühlt wie ein Schulbub», erzählt Nieder.

David Schnapp

Auf DiCaprios Spuren

Die Schweizer Ausbildnerin Isabella Schmid hat einen Schauspieler mit Starqualitäten entdeckt. Wir haben uns mit dem 17-jährigen Deutschen unterhalten.

Thomas Renggli

Hachenburg ist nicht Hollywood. Und doch ist die grosse Filmwelt in diesem malerischen Städtchen in Rheinland-Pfalz zum Greifen nah – zumindest, wenn man mit Yoran Leicher spricht. Der 17-jährige Gymnasiast gehört zu den hoffnungsvollsten Jungschauspielern im deutschen Sprachraum. Nicht nur seine Schweizer Lehrerin – Schauspielerin Isabella Schmid – schwärmt von ihm. Für die Hauptrolle in «Zu weit weg», einem Filmdrama der deutschen Regisseurin Sarah Winkenstette, wurde er mit Lob und Anerkennung überhäuft. An den Kinderfilmtagen in Deutschland gewann er den Preis als bester Darsteller. Am Filmfestival in Zürich siegte das Werk letztes Jahr in der Kategorie «Bester Kinderfilm».

«... dann würde ich die Pläne anpassen»

Das schmeichelt Yoran Leicher natürlich. Gleichzeitig aber sagt er: «Es gibt in Deutschland so viele Produktionen und so viele junge Schauspieler, dass es schwierig ist, auf sich aufmerksam zu machen.» Leicher hat schon erste Zeichen gesetzt und mehr erreicht als die meisten seiner Alterskollegen – mit «Zu weit weg» und dem TV-Film «Zwölf Tage Sommer», der 2021 in der ARD erstausgestrahlt wurde.

Yoran wuchs als jüngstes von drei Kindern in einem behüteten Umfeld auf. Seine Mutter Kerstin Leicher hat sich als zeitgenössische bildende Künstlerin (kerstin-leicher.com) in Deutschland einen Namen gemacht – und auch der Vater sei in einem künstlerischen Beruf tätig, sagt Yoran lächelnd: als Zahnarzt.

Selber habe er die Leidenschaft für die Schauspielerei mit seiner Cousine Malu entdeckt, die als Liliane in «Liliane Susewind» ebenfalls bereits in einer Hauptrolle zu sehen war. Yoran erinnert sich: «Sie ging damals schon in die Bellacademia-Schauspielschule. Und zusammen sind wir jeweils vor der Familie aufgetreten.» Bald einmal habe er auch eigene Stücke geschrieben und Filme kreierte. So sei sukzessive der Wunsch entstanden, das Metier von Grund auf zu erlernen. Gesagt, getan. Seit 2013 besucht er die Bellacademia in Köln zweimal die Woche – «aber nur am Wochenende»,



«Verblüffende Natürlichkeit»: Expertin Schmid, Talent Leicher, 2021 in Zürich.

Isabella Schmid, 51, Schweizer Schauspielerin mit grossem internationalem Erfahrungsschatz, leitet die Jugend- und Kinderschauspielschule Bellacademia mit Sitz in Köln und Zürich. Über Yoran Leicher sagt sie: «Seit Yoran 7-jährig ist, geht er zu mir in die Ausbildung. Er hat eine ausgesprochene Leidenschaft für die Schauspielerei. Auf der Bühne oder vor der Kamera strahlt er eine verblüffende Natürlichkeit aus. Er ist sehr ausdrucksstark und brilliert auch, wie es beim Film häufig der Fall ist, wenn er keinen Text hat. Ich glaube, dass man sich um ihn reissen wird.»

wie er betont. Daneben besucht er zu Hause das Gymnasium. Auf die Frage, ob er einen Plan B zur Schauspielerei habe, sagt Yoran ohne zu zögern: «Mehr als einen.» Er könnte sich beispielsweise gut ein Psychologiestudium vorstellen – was schliesslich Berührungspunkte mit der Schauspielerei habe.

Wenn man mit ihm spricht, hört man einen bemerkenswert abgeklärten und gelassenen jungen Mann. Druck scheint er sich keinen zu machen. Dazu passt, dass er nach dem Abitur

in anderthalb Jahren zuerst einmal gerne reisen und die neue Freiheit geniessen möchte. Eine Ausnahme macht er allerdings: «Wenn sich die Chance auf ein attraktives Engagement eröffnete, würde ich meine Pläne anpassen.»

Selber bezeichnet er sich als «sehr ehrgeizigen, lebensfrohen und kreativen Menschen». Als Schauspieler sei es reizvoll, in eine komplett andere Figur hineinschlüpfen zu können: «Ich würde gerne mal eine Rolle spielen, die sich mit psychischen Abgründen des Menschen befasst.»

«Ferner Wunsch»

Grundsätzlich faszinieren ihn Improvisationsserien wie «Die Discounter» oder «Andere Eltern», bei denen es keine grossen Text- und Script-Vorgaben gibt und der Verlauf von der Spontanität und Eingebung der Schauspieler gelenkt wird. Sein Vorbild sei Leonardo DiCaprio, sagt er. Auf die Frage, ob er beispielsweise ein Angebot für eine Soap-Opera annehmen würde, antwortet er ausweichend: «Ich schaue mir als Erstes immer die Drehbücher an. Es muss qualitativ stimmen – und die Rolle muss zu mir passen.» Aber es wäre wohl eher kontraproduktiv, wenn man über einen längeren Zeitraum immer dieselbe Figur spielen würde.

So wird man Yoran Leicher wohl kaum im Vorabendprogramm eines deutschen Privatfernsehens zu Gesicht bekommen. Seine nächsten Auftritte hat er in einer historischen Serie, die in den 1920er Jahren spielt, in der er einen Jungen aus armem Haus mimt, der gegen das Establishment aufbegehrt. Und in der deutschen Action-Serie «Autobahn», die auf Sky zu sehen sein wird.

Und was ist mit Hollywood für den Jungschauspieler aus Hachenburg? Yoran Leicher lächelt: «Das ist der Traum jedes Schauspielers – aber für mich noch ein ferner Wunsch. Fürs Erste bin ich schon glücklich, wenn ich in Deutschland regelmässig in schönen Produktionen spielen kann.» Es ist vielleicht exakt diese Demut, die ihn noch weit bringen kann. Denn in der Welt der Stars, Sternchen und grossen Sehnsüchte ist schon manches Talent verglüht. Bei Yoran Leicher hat man das feste Gefühl, dass dies nicht geschehen wird.



«Die Rolle muss zu mir passen»: Schauspielschüler Leicher.

Moira Musio, Künstlerin

Für die 30-Jährige ist jeder Tag ein Segen, einen schönen Sommerabend würde sie gerne mit Johnny Depp verbringen; den Handy-Gebrauch beim Zusammensitzen mit Freunden hasst sie.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Moira Musio: Ich denke, wir alle bekommen zu wenig Anerkennung. Unsere Zeit ist so geprägt von der Technologie, dass wir uns kaum Zeit nehmen für unsere Mitmenschen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Musio: Am Rücken gekraut werden ist mein Favorit.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Musio: Dass man den Handy-Gebrauch beim Zusammensitzen mit Freunden verbieten sollte.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Musio: Geld ist nicht wichtig. Aber ich darf sehr viel Freiheit und Selbstbestimmung geniessen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Musio: Ich akzeptiere Menschen so, wie sie sind. Wenn es für mich stimmt, bleibe ich, wenn es nicht stimmt, dann gehe ich.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Musio: Vor der Angst.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Musio: Ein alter Herr hat mich in einem Restaurant grundlos angeschnauzt. Danach habe ich drei Stunden geheult. War ein empfindlicher Tag...

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Musio: Ich kenne mich da leider nicht aus.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Musio: Ja, ich glaube an Gott.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Musio: SVP, liebe Grüsse an Glarner.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Musio: Ich bin noch Jungfrau.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Musio: Meine Katzen.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Musio: Mit Johnny Depp.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Musio: Ja.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Musio: Ganz klar mit Mickey Mouse.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Musio: Angst ist eine Illusion.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Musio: Klar.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Musio: Ich denke, es ist nicht richtig, zu viel tierische Produkte zu essen. Es ist aber auch nicht richtig, gar keines zu essen, da wir seit Tausenden von Jahren immer Fleisch et cetera zu uns genommen haben. Die goldene Mitte passt für mich.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Musio: Moira.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Musio: LSD für alle!

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Musio: Wenn ich jemanden nicht verletzen möchte.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Musio: Meine Eltern – und die Geschichte von Coco Chanel.

Weltwoche: Wann sind Sie am

glücklichsten?

Musio: Glücklich sein ist mein Dauerzustand.



«Glücklich sein ist mein Dauerzustand»: Moira Musio.

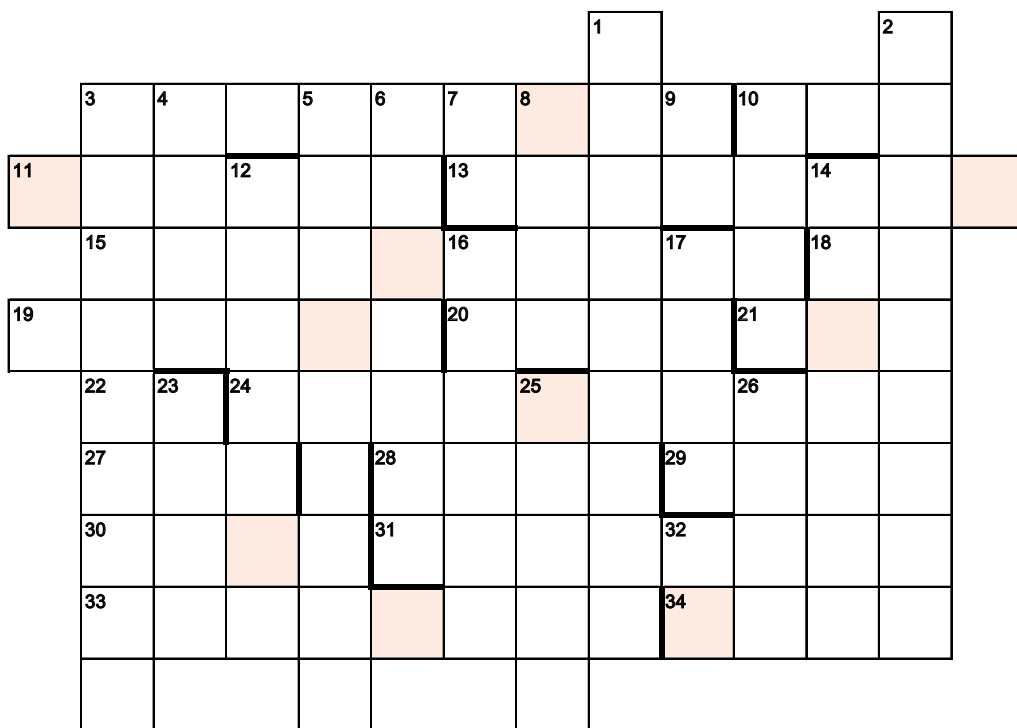
Musio: Ich lebe meinen Traum, und jeder Tag ist ein Segen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Musio: Gar nichts, wenn mich was stören würde, würde ich es sofort ändern.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Informationen zur Kunst von Moira Musio:
moiramusio.com



Lösungswort — Aufforderung an einen Piloten, einen grossen Anflugwinkel zu wählen?

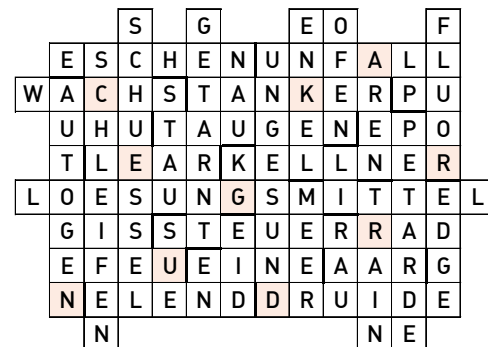
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Rucksäcke sind oft reich daran und Clevere generell gut darin 10 beinahe fort 11 sind oft mittendrin, wenn etwas rund läuft 13 bei Fischern unbeliebter Fischer 15 zu 50% anwesende Fahnenstange? 18 «Lichtlein brennt»-Gerätezustand 19 Biest inklusive Kurzunterricht 20 in Poledanceclubs auftretende Göttergeliebte 21 ist richtungsweisend und in Feinkostläden zu finden 22 kehrt manches ins Gegenteil und lässt Mengen noch grösser werden 24 Erdloch für alte Tonträger? 27 wird ohne zu singen gesungen 28 die Schwarze von Castelsantangelo 29 in Frankreich fließender Tonleitereinstieg 30 Saturn-Satellit 31 nicht unbedingt eine Folge von Schimmel 33 was Leute, die für Pounds arbeiten, verdienen ... 34 ... wenn sie nicht so zur Arbeit erscheinen

Senkrecht — 1 weder rechts noch links und soeben beendet 2 Ölbehältnis mit «Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel»-Mentalität 3 Geräusch aus Hanfprodukt und Hirsch 4 Gequassel, typischerweise via Tastatur 5 Sitzgelegenheit ohne Aussicht? 6 bedeutet anderswo «und läutete» 7 Smalltalk-Ende 8 $\frac{4}{9}$ Kilometer am Golf von Guinea 9 besonders kurzer Nanometer 10 mit einem modernen Telefon schneller gemacht als ein Anruf 12 «schlüpfriges» Schuhwerk 14 beliebte Brillenfarbe 16 tun wir alle ständig, ob wir wollen oder nicht 17 ist gerade in kargen Gegenden oft in Hülle und Fülle vorhanden 23 mehr als nur das Gegenteil von fern im fernen Osten 25 sowohl in Arbitragen als auch in Extragewinnen enthalten 26 oft stürmisches halbes Südseeatoll 32 reicht von Roggenburg bis Oltingen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 774



Waagrecht — 3 EO (ex officio; Fluss in Spanien) 6 DepESCHEN 9 UNFALL (UN-Fall) 12 WACHS 15 TITANKERNen 16 PU der Bär (dt. f. Winnie-the-Pooh) 17 UHU 18 FetT-AUGEN 19 EPO 21 LEAR 22 KELLNER 24 LOESUNGSMITTEL 28 KirGISan 29 STEUERRAD 32 KohLEFEUern 33 EINE 34 (P)AAR 35 ELEND (el end) 36 DRUIDE 37 eine Tempo-30-ZoNE

Senkrecht — 1 SCH[L]U(E)SSEL 2 GETARNT 3 ENKEL 4 BürOFENstern 5 FLUOR 7 SCHLEIFEN 8 NAU 9 UNGESUND 10 AREN 11 LP 13 AUTOGEN 14 STAU 20 PETARDE 22 KG 23 LI (links, Internet-Abk.: Liechtenstein) 25 MESSER 26 TRAIN (engl./franz. f. Zug) 27 RiEDGEbieten 29 SUE (Sue Schell; engl. f. verklagen) 30 EID (rückwärts: die) 31 (B)RAUnkohle 33 EN (Europäische Norm)

Lösungswort — **ACKERGRUND**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

New Kia Niro

Hybrid, Plug-in Hybrid oder EV



Movement that inspires

